Gesammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Fünfter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1852.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das

Stabat Mater und Pergolese.

Eine Geschichte.

Es war im Jahre 1736, als eines Abends ein junger Mann in einen leichten Mantel gehüllt, in einer von Toledo weit entlegenen, engen Gasse Neapels langsam einherging.

Wie hell auch die Sternennacht unter diesem wunderreichen Himmel war, so wurde es ihm doch schwer, die Bezeichnungen und Schilder der Wohnungen zu erkennen. Man sah, er war noch nicht lange einheimisch; denn er suchte seine Wohnung, und wußte sie nicht zu finden. Die Straße war leer und still. In den weichen Armen des Schlafes lagen Frohe und Trauernde, und für den Jubel, wie für die Wehklage war die Lippe stumm geworden. Er konnte also Niemanden fragen, wo seine Wohnung läge.

Endlich blieb er vor einem Häuschen stehen, dessen Dürftigkeit auf den Geldbeutel des Miethers keinen erfreulichen Schluß zuließ. Die Zufriedenheit seiner Miene, welche einer wenige Augenblicke vorher noch herrschenden Spannung gefolgt war, ließ erwarten, daß er gefunden, was er suchte. Kein Riegel hemmte den Eintritt, denn der Bewohner mochte entweder auf die späte Rückkehr seines Miethers gerechnet haben, oder von dem Bewußtsein geleitet worden sein, es sei ihm wenig zu nehmen.

Eben als der junge Mann auf die Klinke drücken wollte, hemmte indessen etwas sein Vorschreiten. Er blieb stehen und horchte, denn von dem Hause gegenüber klang ein Gesang an sein Ohr, der ihn an der Stelle festbannte, wo er stand.

Wer war aber der, dessen Ohr hier mit solcher Andacht lauschte, und welcher Art war der Gesang, der ihn so fesselte?

Der Fremde hieß Giovanni Pergolese. Er war nach Neapel gekommen mit seiner Violine, seiner Begeisterung für die Tonkunst, seinen festen Willen, sich hier weiter auszubilden, wo bei San Carlo

die berühmtesten Meister ihren Wirkungskreis fanden, und mit so geringen Mitteln, daß wohl ein Anderer würde verzagt sein, nur er nicht, dessen Bedürfnisse so gering waren, als seine Ansprüche. Die Natur hatte ihm frühe den Beruf gegeben, der Kunst zu leben und mancherlei Umstände den Entschluß zur Reise gebracht, diesem Berufe zu folgen.

So war er nach Neapel gewandert auf gutes Glück und mit heiterm Herzen, als ächter Sohn Italiens. Bei einem Schuster hatte er ein Kämmerlein gemiethet, wo ein dürftiges Bett, ein Stuhl und ein wackeliger Tisch das ganze Geräthe ausmachte. Er bedurfte nicht mehr.

Wär' es früher am Tage gewesen, so hätte das Finden seiner Wohnung keine Schwierigkeit gehabt, denn sein Hausherr, der Schuster, arbeitete, wie alle Neapolitaner, auf der Straße; allein der Abend auf dem Molo war so herrlich gewesen, die Luft so weich und balsamisch, der Himmel so tiefblau und die Sterne so glänzend, die Wellen des Meeres murmelten so eigenthümlich, indem sie den Damm des Molo berührten; alles war so stille und droben stieg die Flammengarbe des Vesuv so wunderbar in die Nacht. Aus der Ferne hallten die melodischen Barcarolen der Fischer so wunderbar ergreifend herüber, getragen von den Wellen des Meeres. Wer konnte es da dem Fremdlinge verargen, daß er träumerisch dasaß, lauschte und schaute? Wer könnte an diesen Ufern unter solchen Umständen an den Schlaf denken?

Besonders war es ein Gesang, der immerfort in seiner Seele nachklang. Es waren Schiffer und Fischer die gen Capri steuerten, welche ihn angestimmt. Nie hatte Pergolese's gebildetes Ohr eine Melodie vernommen, wie diese; nie waren Töne so tief in seine empfängliche Seele gedrungen. Er saß noch lange da, als sie verklungen waren.

Die eintretende Kühle, die ein sich erhebender Seewind brachte, bestimmte dennoch den Jüngling, endlich seine Wohnung zu suchen, und in diesem, freilich wohl schwierigen Unternehmen haben wir ihn gefunden.

Was ihn aber jetzt abermals fesselte, war dasselbe Lied, das er auf dem Molo gehört. Und doch war es ein ganz anderes. Dort hatten es Männerstimmen gesungen, hier aber sang es ein — Engel!

In dem Hause gegenüber ertönte plötzlich eine Stimme, wie sie Giovanni kaum jemals so frisch, so rein, so voll, so biegsam, so klangreich und zart gehört. Sie sang dieselbe elegische Barcarole, wie dort die Fischer, aber hier waltete ein Zauber, eine Macht, die ihm den Athem stocken machte.

Giovanni's Stimmung, die stille, reizende Nacht, die Melodie des Liedes, die Engelstimme, die es sang — das Alles wirkte zusammen, um einen Eindruck hervorzubringen, wie ihn der junge Maestro niemals empfunden.

Er stand da wie eine Bildsäule und wich nicht, selbst da, als Alles wieder in die frühere Grabesstille versunken war. Er meinte immer, die Stimme müsse noch einmal singen; als er aber die Erfolglosigkeit seines Harrens endlich erkannte, eilte er auf sein Kämmerlein, aber selbst in seinen Träumen hörte er noch den herrlichen Gesang.

Am andern Morgen war sein erster Gang zu dem lustigen Schuster, bei welchem er wohnte. Er erzählte von dem herrlichen Gesang und fragte nach der Sängerin. „Chospetto! Herr,“ rief der Pechdraht, „habt Ihr endlich das Vögelein gehört? Ja, das ist eine Nachtigall! Im Tageslicht singt sie selten; aber Abends, ja Abends, entzückt sie die ganze Nachbarschaft, und wäret Ihr um diese Zeit zu Hause gewesen, so wüßtet Ihr längst, welch einen Schatz wir in unserer Gasse haben.

„Uebrigens meint man, Ihr wäret ein Nordländer. Himmel, wie ich ein Kerl von Euren Jahren war, bei San Gennaro! ich hätte in den ersten zwei Stunden gewußt, daß das schönste Mädchen vom Meerbusen von Neapel mir gegenüber wohnte! — Doch, ich will Euch nur sagen, daß sie bessere Augen hat, als Ihr, aber doch nicht wie Ihr in die gekritzelten Notenblätter verliebt ist. Sie hat nach Euch gefragt, und ich habe ihr gesagt, Ihr seiet der bravste und fleißigste junge Maestro in Neapel.“

„Laßt die Possen," sagte Giovanni, „und kommt endlich zur Sache."

„Richtig, das heißt, zur Sängerin!" verbesserte der Schuster. „Nun, sie singt wie ein Engel, ist hübsch wie ein Engel, ist brav wie ein Engel und heißt Annunciata. Weiter — war ihr Vater ein Fischer, daher er auch bei den Fischen starb, nämlich am Cap Misene im Sturm ertrank. Nun lebt sie mit ihrer Mutter in dem Häuschen da drüben von ihrer schönen Hände Arbeit und wird Euch gerne bei sich sehen. Soll ich's einleiten?"

Giovanni war von Begierde erfüllt, das ausgezeichnete Mädchen zu sehen. Er bejahte daher des Schusters Frage, und dieser ließ Knieriemen und Ahle fallen und eilte hinüber, nachdem er dem Jünglinge gesagt, er solle ein bischen warten.

Die wenigen Minuten dehnten sich zu einem Jahre für den Ungeduldigen. Endlich kam der Schuster wieder und rief: „Evviva San Gennaro! Ihr dürft kommen. Heute Mittag erwartet sie Euch. Ich hab' Euch wieder eine Lobrede gehalten, daß Euch die Ohren müssen gesingelt haben!" Der Jüngling konnte die Stunde kaum erwarten.

Es war sechzehn Uhr, nach italischer Zählung der Stunden. Die Siesta war vorüber. Mit seiner lieben Geige unter dem Arme, sorgfältiger als sonst gekleidet, stieg Giovanni Pergolese die leiter-artige Stiege von seinem Kämmerlein herab. Der Schuster saß fröhlich auf seinem Dreibeine vor der Thür an seiner Werkbank und sah ihn kommen. „Aha!" rief er, „ich merke, die Geduld ist so kurz wie Eure Siesta. Geht! San Gennaro geleite Euch! Aber davor möcht' ich Euch warnen, daß Ihr nicht zu tief in die Flammenaugen Annunciata's blickt. Da geht's einem jungen Manne wie dem Schmetterling am Licht. Er verbrennt sich die Flügel und kann nicht mehr fort." Drauf lachte er aus vollem Hals und Giovanni ging, ärgerlich über den tollen Menschen, in die Thüre des gegenüberliegenden Hauses.

Bald öffnete eine betagte Frau, deren Züge auf einen vollen Jugendreiz zurückwiesen, wie Trümmer auf die einstige Pracht eines

Gebäudes, eine Thür und sagte freundlich: „Tretet hier ein. Ihr seid der junge Maestro,“ setzte mit einnehmender Freundlichkeit die alte Frau hinzu, „der meine Annunciata hören will? Geduldet Euch ein Weilchen, sie wird bald kommen.“

Giovanni wurde das Herz leicht. Er hatte nicht recht gewußt wie er sich einführen sollte, und jetzt machte sich das so leicht und anmuthig, daß er wieder all seine natürliche Verlegenheit und Befangenheit schwinden fühlte. Er sah sich, während ein gewöhnliches Gerede leicht fortgeführt wurde, in dem Stübchen um. Armuth, tiefe Armuth kündigte sich überall an, allein die Reinlichkeit und Nettigkeit gab Allem einen Anstrich des Gefälligen und Ansprechenden. Begonnene Fischernetze zeigten, daß die Wittwe mit Netzestricken sich einen Erwerb zu machen verstand, während andere Zeichen weiblicher Thätigkeit es verriethen, daß Annunciata die Nadel kunstfertig zu führen wußte.

Es war nach wenigen Augenblicken dem Jünglinge so wohnlich und behaglich in dem Stübchen, daß er nun mit um so mehr Spannung der Ankunft des Mädchens entgegensah. Endlich ging die Thür auf und Annunciata trat herein mit einem freundlichen, harmlosen Gruße.

Der Schuster hatte nicht gelogen und sein Urtheil hatte das Richtige getroffen.

Annunciata war eine jener Gestalten, wie man sie nicht allzu selten an diesen glücklichen Gestaden erblickt. Voll, ohne stark zu sein; vom reinsten Ebenmaaße der Formen; vollendet schön Haltung und Kopf. Ein Mund so rosig und zwei Augen so groß und feurig, wie sie Giovanni niemals gesehen. Dunkelschwarzes reiches Haar umfloß, von einem Spieße gehalten, den reizenden Kopf. Das unverkennbarste Wohlgefallen drückte sich in seinen Blicken aus und das Mädchen nahm den Tribut der Huldigung so wohlgefällig hin, wie sie ungescheut den ihrigen dem Jünglinge zollte. Beide gefielen sich vollkommen, das war keine Frage.

„Ich habe Euch singen hören,“ sagte er, „und das tönt noch in meiner Seele fort.“

„Und ich Euch herrlich geigen,“ sagte sie lächelnd.

„Wollen wir nicht bisweilen zusammen singen und spielen?“

„So oft Ihr wollt!“

„Habt Ihr auch schon Noten gesungen?“

„Was ist denn das?“ fragte sie ungemein naiv.

So wenig war Giovanni auf diese Frage gefaßt, daß er sie verblüfft ansah. „Also wirklich, Ihr wißt nicht was Noten sind, schöne Annunciata?“

„Ihr seid ein seltsamer Mensch!“ rief sie aus. „Was sollte ich denn lügen? das ist doch eine Sünde.“

„So will ich's Euch lehren,“ sagte er und setzte sich an ihre Seite. Es bedurfte nur eines sehr geringen Aufwandes von Mühe. Sie faßte ungemein schnell und leicht.

„Seht Ihr nun,“ sagte er, „daß man eine Engelsstimme haben kann, ohne gehörig singen zu können?“

Etwas gedemüthigt, sagte sie: „Ja, nun verstehe ich Euch und erkenne das; kann ich's denn nicht noch lernen?“ fragte sie kleinlaut.

„Nichts leichter als das!“ rief der Jüngling aus. „Eine Schülerin, wie Ihr seid, wird's bald zu etwas Außerordentlichem bringen und ich sehe Euch schon im Geist als Prima Doña in San Carlo!“

Sie schlug erröthend die Hände zusammen.

„Glaubt Ihr das?“ fragte sie.

„Es ist gewiß,“ sagte er; „denn wahrlich, Italien hat keine zweite Stimme wie die Eurige!“

Der Unterricht begann auf der Stelle. Eine Schülerin von so außerordentlichem Talente mußte reißende Fortschritte machen bei dem Eifer und der Tüchtigkeit des Lehrers.

Der Lehrer war entzückt, als er endlich schied, und Annunciata war sehr zufrieden. Die Bitte um baldige Wiederkehr wurde ebenso freundlich ausgesprochen als aufgenommen.

„Hab ich gelogen?“ rief der Schuster, als Giovanni aus der Thüre trat. „Nein,“ antwortete er sich selbst, „solch ein Mädchen

ist am ganzen Meerbusen nicht mehr und mögen die Mädchen von Ischia noch so berühmt sein, eine Annunciata, wie diese, gibt's dort nicht."

Konnte es anders kommen, als daß Giovanni halbe Tage lang bei seiner schönen Schülerin saß?

Schon nach wenigen Tagen mußte er sich gestehen, daß er zu tief in die schönen Augen geschaut; daß er wie bezaubert sei. Wo er ging und stand, sah er sie vor sich. War er nicht bei ihr, so fehlte ihm das Beste. Er war unruhig, zerstreut. Seine eigenen Studien litten Noth; aber was half's? Er mußte hinüber. Es zog ihn eine Macht, der er keinen Widerstand hätte leisten können, auch wenn er gewollt — woran aber seine Seele nicht dachte. Der Schuster lachte wie ein Schelm.

Seit Annunciata mit Giovanni zum ersten Mal in San Carlo gewesen war, schien sie verändert. War früher ihr Lernen nur Spiel, jetzt trieb sie es mit der ganzen Leidenschaft der Neapolitanerin. Sie hatte ein Ziel. Ihr Ehrgeiz stachelte sie und stündlich wuchs ihr Eifer; aber auch ganz dem gemäß waren ihre Fortschritte. Giovanni war außer sich vor Lust.

Und immer inniger wurde das Verhältniß zwischen Beiden. Ihre Herzen schienen eins. Getrennt waren sie unglücklich, vereint: — selig. Sie schwelgten im Vollgenusse der Harmonien und nicht minder im süßesten Rausche der Liebe.

Als Giovanni nach Neapel kam, hatte ihn eins jener glücklichen Ereignisse, eine jener wunderbaren Fügungen, die wir Kurzsichtige mit dem inhaltlosen Worte Zufall bezeichnen, in eine Verbindung gebracht, die von dem erfolgreichsten Einfluß auf seine Zukunft zu werden verhieß.

Er war in Santa Maria bei einer musikalischen Messe. Hier spielten nur Meister. Es war ihm gelungen, auf die Tribüne zu kommen, die dem Hochaltare gegenüber den Musikern eingeräumt war. Man führte eine der wundervollen Messen Guglielmi's auf, in der Giovanni einst in seiner heimatlichen Kirche die erste Violine gespielt.

Plötzlich, als eben der Priester das herrliche Credo anstimmen soll, sinkt der erste Violinist ohnmächtig zur Erde. Die Verwirrung war grenzenlos. Wo sollte man in der Schnelle einen Stellvertreter finden? Nichts konnte dem Maestro unangenehmer sein!

Da drängte sich ein dürftig gekleideter Jüngling vor, ergriff die Violine und winkte dem betreffenen Maestro, er möge beginnen.

„Verstehst du, was du unternehmen willst?“ fragte er rasch und leise.

Giovanni, denn er war es, nickte so zuversichtlich, daß auf gutes Glück hin der Dirigent begann.

Zu dessen nicht geringem Erstaunen führte der unbekannte Jüngling seine schwere Parthie mit solchem Glücke, mit solcher Meisterschaft durch, daß Niemand die Abwesenheit des Künstlers merkte.

Als die Messe vorüber war, umarmte ihn der Maestro. „Wer bist du?“ rief er aus. „Du hast mich aus einer verzweiflungsvollen Lage gerettet und zugleich eine Kunst bewiesen, die ich nimmermehr deiner Jugend zugemessen hätte!“

Giovanni nannte seinen Namen und erzählte unbefangen seine Lebensgeschichte mit einfachen Worten.

Das und seine Kunst gewann des Meisters Liebe. „Komme zu mir, mein Sohn,“ sagte er, „ich will deine Studien leiten!“

Und von dem Tag an war er des Meisters eifrigster und bester Schüler und die Theilnahme des für seine Kunst begeisterten Mannes wuchs für ihn mit jedem Tag. Er kannte seine Verhältnisse; denn Giovanni hatte ihm ohne Hehl seine Armuth bekannt. Wie ihn der Meister liebte und werth hielt, so sann er jetzt darauf, seiner Zukunft eine freundlichere Seite zu erringen.

Zu den Bekannten und Freunden des Meisters gehörte der Marchese Spinessa, ein Mann, der in dem Grade, wie er die Musik liebte, auch bereit war, aufs menschenfreundlichste aufkeimende Talente der Atmosphäre des Elends zu entreißen, in der sie vergiftet und verkümmert sterben.

Ein unermeßliches Vermögen kam seinem edlen Herzen zu

Hilfe. Der Marchese lernte den Jüngling kennen und gewann ihn lieb. Mit freigebiger Hand unterstützte er ihn; die kostbarsten Musikalien verschaffte er ihm. Eine der besten Geigen, welche aus Cremona's Meisterwerkstätten hervorgegangen war, schenkte er ihm als Lohn seines trefflichen Spieles.

Der Jüngling blickte dankbar und froh in die Zukunft und warf sich mit allem Eifer auf seine Studien.

Da lernte er Annunciata kennen und es war, als habe ein Sirocco alle seine Liebe zur Kunst ausgetrocknet. Der Meister sah ihn kaum mehr, und wenn er kam, so war er so zerstreut, hatte so wenig Aufmerksamkeit und Lust, daß der Meister bedenklich den Kopf schüttelte.

Gerade zu dieser Zeit traf er den Marchese, der längere Zeit auf seinen Gütern in Sicilien verweilt hatte.

„Wie steht's mit unserm Pergolese?“ fragte der Marchese.

„Uebel,“ entgegnete achselzuckend der Meister. „Alle Lust und Liebe zur Kunst ist weg. Wenn es nicht anders wird, so bleibt er ein gewöhnliches, verkommenes Talent und wir Beide sind genarrt.“

„Das ist hart, Signor!“ sagte der Marchese. „Künstler haben ihre Launen.“

„Zugestanden,“ sprach betrübt der edle Meister; „aber da ist mehr als Laune. Eine solche währt wohl heute und morgen, aber das dauert schon, seit Ihr in Sicilien weiltet, und wird alle Tage schlimmer.“

Der Marchese sah ihn betroffen an.

„Was meint Ihr denn, Signor?“ fragte er.

„Was ich meine?“ brummte der Meister. „Wenn die Liebe nicht dahinter steckt, so ist es der Teufel!“

„Halt!“ rief der Marchese; „da müssen wir forschen. Am Ende wäre der Teufel leichter zu bannen als die Liebe. Wo wohnt der Junge?“

Der Maestro gab Alles genau an und der Marchese eilte die Toledostraße hinauf.

Nach zwei Tagen trat er mit unmuthigem Ausdruck in seinen wohlwollenden Zügen in des Maestro's Gemach.

„Nun hab' ich die Geschichte heraus,“ sagte er, „und Eure Vermuthung ist richtig. Die Liebe ist die Kette, welche das Talent des Jungen in seinem Fluge zum glänzendsten Ziele fesselt. Einer meiner Diener kennt den Schuster, bei dem Giovanni wohnt. Da hielt's nicht schwer, den Grund seiner Zerstreuung und Unlust zu finden, denn der Kerl that sich etwas zu gute darauf, den schönen Jungen mit einem schönen Mädchen zusammengekuppelt zu haben. Sie ist eines Fischers arme Tochter, soll hübsch singen und ein Paar unwiderstehlicher Augen im Kopfe haben. Nun, wir kennen diese neapolitanischen Augen und ihre Gluth! Die haben dem Jungen den Kopf verrückt. Was ist da zu thun?“

„Seht Ihr's!“ rief der Maestro. „Er ist nicht der Erste, den mir so eine hübsche Hexe verdirbt. Das hab' ich richtig geahnet.“

„Zugestanden, Signor, aber was ist zu thun? Das ist die Hauptsache, daß wir ihn aus dem Netze herauswickeln.“

Die beiden Männer beriethen reiflich.

Pergolese war eine weiche Natur. Es war weniger von einem entschiedenen Widerstande zu fürchten, als von jener stillen Hartnäckigkeit eines Gefühls, das seine ganze Seele einnahm und beherrschte.

Es war einige Wochen nach diesem Zwiegespräch, als ein stattlicher Wagen zum Thore Neapels hinausrollte. In der rechten Ecke saß der Marchese Spinessa, ernsten gehaltenen Wesens; in der linken lehnte ein Jüngling, bleich, kummervoll aussehend. Sein Auge schwamm in Thränen. Es war Giovanni Pergolese.

Eine diplomatische Mission führte den Marchese an den Hof von Florenz; doch auch in Rom hielt ihn der Auftrag seines Hofes einige Zeit fest.

Es war ihm und dem edlen Maestro gelungen, den Jüngling aus seinem seligen Traume zu wecken. Er hatte die Wahrheit dessen vollkommen erkannt, was diese wohlwollenden Männer ihm

sagten; aber es hatte ihn auch den schwersten Kampf seines Lebens gekostet, sich von der Geliebten zu trennen. Sie hatten ihm vorgestellt, wie er ja das Band nicht zu lösen brauche; hatten das süße Glück unzertrennlicher Vereinigung mit Annunciata als schönstes Ziel, als Lohn und Krone seines Strebens dargestellt, und das hatte bewirkt, daß er einwilligte, Neapel einstweilen zu verlassen und in Rom dem Studium der kirchlichen Musik sich hinzugeben, für die das Gemüth Pergolese's eine vorherrschende Neigung hegte, und dann Florenz zu besuchen, wo ihn Spinessa erwarten wollte. Die Trennung war bitter; aber die schönste Hoffnung leuchtete den Liebenden. Schwüre ewiger Treue wurden gewechselt, Thränenströme flossen. Dann riß sich Giovanni los und verließ Neapel.

In die Kissen gedrückt, gab er sich dem vollen, tiefen Schmerze hin. Es war ja seine erste, heilige Liebe!

Der Marchese war ein Mann von tiefem Gefühl. Er kannte den Schmerz, der die Seele des Jünglings durchzuckte, und dachte zu edel, ihn jetzt in seinen Empfindungen zu stören. Er war aber auch ein zu sicherer Kenner des menschlichen Herzens, um nicht zu wissen, daß gerade die leidenschaftliche Heftigkeit dieses Gefühls den Grund ihrer eignen Abspannung in sich trage.

Allmählich gelang es ihm, den Jüngling einem andern Vorstellungskreise zuzuführen. Er bemerkte, wie er ruhiger wurde, wie er in seine Bemerkungen einging, und bald hatte der Zauberkreis der Kunst seine Seele aus den Banden des Schmerzes herausgewunden. Das Kunststück war gelungen und der Marchese freute sich dessen herzlich.

Als sie Rom erreichten, war Giovanni's Seelenzustand ein anderer geworden. Wenn auch noch die früheren Stimmungen wiederkehrten, so wußte es der Marchese so einzuleiten, daß sie doch nicht mehr so ganz Herr in ihm wurden.

Der Marchese war ein Freund des Cardinals Barberini, eines begeisterten Freundes der Musik. Ihm übergab er seinen Schützling, indem er ihm die genaueste Kenntniß aller Umstände mittheilte, und ihm besonders bemerklich machte, wie es so sehr noth thue, Pergolese

ganz und von allen Seiten in Anspruch zu nehmen, damit er den Träumereien nicht wieder anheimfalle, die die edelsten Kräfte seiner geistigen Natur zu lähmen geeignet wären.

Das erkannte Barberini vollkommen, und die Theilnahme, welche der Marchese ihm für Giovanni einzuflößen wußte, der Beifall, welchen der Cardinal seinen Leistungen schenkte, die Hoffnung, welche des Jünglings Kunstbegabung ihm beibrachte, bewirkten, daß ihn Barberini in seinen Palast aufnahm, daß er selbst seine Studien zu leiten übernahm, daß er ihn in alle die Verbindungen mit den ersten Meistern brachte, welche den glänzendsten Erfolg zu sichern verhießen.

Barberini täuschte sich nicht. Giovanni erkannte sein Ziel und rang mit aller Kraft seines Wesens, es zu erreichen. Einzelne Compositionen gewannen ungetheilten Beifall. Es war entschieden, daß die Kirche an diesem werdenden Künstler einen Schatz besaß, dessen tiefsinnige Fülle zu den schönsten Erwartungen vollgiltig berechtigte. Wie es in dieser Zeit um des Jünglings Herz stand? — O, er trug seine Liebe warm und innig in seiner Brust. Er schrieb Annunciaten die leidenschaftlichsten Briefe. Wenn auch das Mädchen, wie alle ihres Standes in Italien, die Kunst des Lesens und Schreibens nicht verstand, so ist in Neapel, wie überall in Italiens Städten, für diesen Fall hinlänglich gesorgt.

An allen öffentlichen Orten sitzen die Schreiber an ihren Tischchen, zu jeder Minute bereit, öffentliche und Privatvorträge zu lesen und zu schreiben, wie auch den geheimsten Regungen des menschlichen Herzens in Wort und Zeichen den rechten Ausdruck zu geben. Der südlichen Natur ist es eigenthümlich, sich leicht in jede beliebige Stimmung zu versetzen und solch ein Escribano schreibt Liebesbriefe in all dem schwülstigen, blumenreichen Stile, wie er der Empfindung zusagt, die solchen Ausdruck will und sucht. Dabei darf jedes liebesieche Herz auf eine Verschwiegenheit zählen, die das Grab kaum sicherer gewährt. Dort ließ das Mädchen die räthselhaften Zeichen sich deuten und sog die Wonne ihres Inhaltes mit seligen Gefühlen ein; dort ließ sie antworten, wie des Escribano Feder die Gluth wiedergeben konnte, welche sie in Worten aushauchte.

So trugen diese Briefe die Versicherungen der Liebe hin und her, und die Trennung gab ihnen einen doppelten Werth, ohne daß dadurch Giovanni's Streben gehemmt worden wäre.

Barberini's Briefe an den in Florenz lebenden Marchese waren voll des lebhaftesten Lobes des jungen Meisters, und die entschiedenen Proben seines großen Talentes gaben dem edlen Manne den reichsten Lohn für die Opfer, welche er für Giovanni brachte, ohne daß sie ihm schwer wurden.

Ein Jahr war so hingeflossen.

Da erschien plötzlich der Marchese in Rom, um seinen Schützling nach Florenz zu holen.

Was dies bewirkte, war ein Umstand, den Barberini's scharfes Auge entdeckt.

Blieben die Briefe von Annunciata länger aus, oder wurden sie kühler, liebeleerer? — Etwas mußte geschehen sein; — denn Giovanni gab sich seit kurzem einem stets wachsenden Trübsinne hin, und es schien wieder jene geistige Lähmung einzutreten, die in Neapel der Liebe Glück hervorgebracht, jetzt aber der Liebe Leid in höherem Grade zu bewirken drohte.

Der Cardinal hatte das dem Freunde nach Florenz gemeldet, und dieser in nie ermüdender Liebe eilte herbei, wieder eine günstige Wendung, wenn es möglich wäre, herbeizuführen. Es gelang ihm auch, den Jüngling zur Mitreise zu bestimmen. In Florenz angelangt, zog ihn der Marchese in die Kreise, welche ihm offen standen. Er führte ihn selbst bei Hofe ein, wo die Musik geehrt, geliebt, gepflegt wurde mit seltener Kenntniß und Geschicklichkeit.

Von allen Seiten in Anspruch genommen, angeregt, getragen und gehoben, gewann der Jüngling kaum Zeit, an sich selbst und an seine Liebe zu denken. In dem Strome dieses Lebens, voll der reichsten und edelsten Genüsse, schwamm er wie ein Berauschter; allein dieser Zustand konnte auf die Dauer dennoch der Stimme des Innern kein Schweigen auferlegen. Sie wurde laut und lauter, und je weniger Kunde von der Geliebten kam, desto glühender wurde seine Sehnsucht nach ihr. Sie war es, die ja, umstrahlt von allem

Glanze, den eine weiche Künstlerseele dem Wesen zu verleihen vermag, dem sie sich ganz hingibt, diese Seele erfüllte.

Er schrieb und die Briefe erhielten keine Erwiederung. „Todt!" war das entsetzliche Wort, das dumpf durch seine Seele klang und sie in ihren feinsten Fasern erschütterte.

Sein Trübsinn nahm zu. Allen seinen Tondichtungen hauchte er das Leiden seines Innern ein. Nur elegische Klänge entströmten seinem Instrumente. Nur Texte, welche fähig waren das Innerste der Seele zu erschüttern, konnten ihn begeistern, daß er ihre Worte mit Tönen begleitete, was sie sagten, in Töne ausdrückte, die aus seiner wunden Seele mit erschütternder Gewalt hervorquollen.

Nur e i n Text gelang ihm nicht, daß er ihn so im Tone wiedergäbe, wie er es wollte und fühlte. Er konnte den rechten Ausdruck nie finden, und doch waren diese herrlichen Worte von wahrhaft bezaubernder Wirkung auf ihn. Er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen.

Das war jenes unübertreffliche Lied des Mönchs Jacopone, welches uns nach den Anfangsworten am lebhaftesten erinnerlich ist, das „Stabat mater." Mit wunderbarer Tiefe spricht es der Mutter Weh aus, die unter dem Kreuze des Sohnes steht. Der Benediktinermönch trug eine wunderbare Fülle der Poesie in seiner Seele, und hauchte sie in diese Worte voll Wohlklang. Daß gerade dies Lied Pergolese's Stimmung zusagen mußte, lag so nahe. Die Weise, nach welcher man es sang, war leer. Sie paßte nicht zu der Tiefe und Herrlichkeit des Inhaltes. Da rang seine Seele nach dem rechten Ausdrucke für diese Worte, und er konnte ihn nicht finden. Je mehr er rang, desto weiter wich das Ziel zurück.

In der düstersten Stimmung ging er umher. Da wollte es sein Geschick, daß ihm Annunciata's erster Brief in die Hand kam, worin sie mit heißer Sehnsucht ihn bat, zurückzukehren an ihr Herz. Sie würde sterben, wenn er nicht komme.

Gerade jetzt war dieser Brief unwiderstehlich. Ohne nur irgend einem Menschen zu sagen, was er thun wolle, verläßt er heimlich Florenz.

Mit beflügelter Hast eilt er nach Rom, von Rom nach Neapel. Je näher er dem Ziele seiner Wünsche, der Wiege seines Glückes kommt, je mehr der Liebesfrühling wieder in seine Seele einzieht, aber auch je ungeduldiger er wird. Alle die Stunden des stillen, so harmlosen Glückes stehen wieder vor seiner Seele. Alle Seligkeiten, zwischen denen nun schier zwei Jahre trennend und scheidend sich hineingedrängt, werden in der Erinnerung wach. Nun soll ihn nichts mehr von der Geliebten scheiden — wenn sie noch — lebt! Dieser Gedanke und alle die Sorgen der letzten Zeit werden nun wieder wach und liegen wie Maifrost auf den wiedererwachten Blüthen seines Herzens. In dieser Stimmung, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erreicht er endlich Neapel. Sein erstes ist, an das Gäßchen zu eilen, wo die heimliche Wohnstätte seines Glücks ist — aber: ach, wie verändert findet er Alles dort! — Schwarze Mauertrümmer, einzelne verbrannte Balken, die aus den Trümmern hervorstehen, sagen Alles. Er braucht nicht zu fragen. Hier hat ein verheerender Brand gewaltet und das ganze Viertel ist eine Stätte voll Gräuel der Verwüstung. Hin und wieder ist ein neues Häuschen gebaut, sonst ist kein Zeichen des Lebens als das üppige Pflanzenleben des Südens, das die Trümmer mit seinen Ranken zu verhüllen sein erfolgreiches Streben begonnen hat.

Pergolese steht wie eine Bildsäule da. Die Krallen eines namenlosen, ungeheuren Schmerzes ergreifen seine Seele, und pressen sie.

Da steht er noch, als endlich ein armer Mann aus einem der neuen Häuschen tritt und theilnehmend fragt: „Fehlt Euch etwas, Signor?“

Da bricht die Gewalt des Innern hervor. „Alles! Alles!“ ruft er aus und mit den Händen bedeckt er das bleiche Antlitz, um dem Manne die Thränen zu verbergen, die jetzt endlich hervorbrechen.

„Kann ich Euch dienen?“ fragt von Theilnahme bewegt der Mann.

„Wo ist Annunciata?“ fragt hastig Giovanni.

„Welche Annunciata?“ fragt der Mann zurück. „Ihr wisset, der Name ist hier sehr häufig!“

„Annunciata Marini, die dort, gegen dem Schuster Tibaldi über gewohnt hat, die schöne Annunciata, die so schön sang?“

„Ich kenne sie nicht!“ war des Mannes Antwort; „ich kenne den Schuster Tibaldi nicht.“

Da legt sich eine Eiseskälte auf sein Herz. Stumm wendet er sich weg und geht zu seinem Gasthofe zurück.

„Todt!“ sagt er, „todt! darum schrieb sie nicht mehr.“

Wie er so dahingeht, begegnet ihm ein Weib, die ihn kennt.

Ach, Maestro!“ sagte sie, „seid Ihr wiedergekommen?“

Er starrt sie an. „Kennt Ihr mich?“ fragt er.

„Wie sollt' ich nicht? Hab' ich doch so oft gelauscht, wenn die schöne Annunciata sang und Ihr geigtet. Ja, der schreckliche Brand hat uns Alle elend gemacht!“

„Wo ist Annunciata?“ fragt er mit bebender Stimme.

„Ach, das ist eine betrübte Geschichte,“ sagte die Frau. „Ich will sie Euch erzählen, obgleich meine Kinderchen daheim hungern. Sie hatte Euch recht lieb, und der Schmerz um Euch war groß; aber gestorben ist sie doch nicht davon, wie sie meinte. Als der unglückselige Brand kam, war ihre Mutter bereits todt. Da brannte auch ihr Häuschen nieder. Bei Tibaldi wurde sie aufgenommen, der schon früher in eine andere Straße gezogen war, und dort lernte sie einen Menschen kennen, der sie ganz behexte. Es war ein Mensch, der eines schlimmen Rufes genoß, ein Bravo; aber schön war er, Signor, so schön als einer an dem Ufer des Meerbusens. Er spielte die Laute und sie sang. Wo sie sich blicken ließen, waren gleich Hunderte um sie versammelt. Das war kein Wunder, Ihr wisset ja, wie engelgleich das Mädchen sang! Um diese Zeit findet man eines Morgens einen Nobili, einen Gentiluomo, todt in Toledo. Es mußte ein wilder Kampf zwischen ihm und dem Mörder Statt gefunden haben, ehe er unter den Dolchstößen desselben fiel, denn der Mörder hatte seinen Dolch in der Brust seines Opfers stecken

lassen. Und dieser Dolch wurde als der Tommaso's erkannt, und Tommaso war Annunciata's Geliebter.

„Da waren Beide plötzlich spurlos verschwunden. Die Abruzzen wußten, wo sie ihren Schlupfwinkel gefunden — und bald erfuhren es auch die Leute; denn nie war ein Räuber kecker als Tommaso; nie war ein Mörder erbarmungsloser als er. Kein Reisender war mehr sicher; kein Schloß war ihm und seiner Bande zu fest; aber auch sein Weib, die schöne Annunciata, erwarb sich einen Ruhm. Sie saß am Wege und sang. Wenn nun die Reisenden bei der schönen Sängerin verweilten, waren sie verloren; ja, man sagte, sie selbst führe die kühnsten Wagstücke aus, kühner noch als ihr Mann. Ob aber das auch wahr gewesen, kann ich nicht behaupten. Ihr wißt, ein schönes Weib, eine Sängerin wie Annunciata, das Weib eines berühmten Räubers macht ohnehin viel von sich reden.

„Lange Zeit ging das nicht, wie Ihr Euch denken könnt Es wurden Carabinieri gegen die Räuber ausgeschickt und ein großer Theil derselben, auch Tommaso, gefangen."

„Und Annunciata?" fragte mit angehaltenem Athem der Jüngling.

„Von ihr weiß man nichts," fuhr die Erzählerin fort. „Tommaso sitzt in Sanct Elmo und sein letzter Spaziergang wird der zum Galgen sein."

Das Weib lachte bei diesen Worten, reckte dann ihre dürre Hand aus und bat: „Gebt mir etwas für meine hungernden Würmchen."

Giovanni warf ihr eine Gabe zu und — wankte hinweg.

Das Weib sah ihm nach. „Armer Junge," sagte sie halblaut, „du hattest sie lieber als sie dich!"

Schier zwei Monate waren vergangen, da wälzte sich eines Tags ein gewaltiger Menschenstrom gegen das Thor, unfern dessen Giovanni's Wohnung gelegen war. Er trat aus seiner Thür,

um sich im Freien zu ergehen. Eine große Blässe lag auf dem Angesichte, das einst so frisch geblüht, und man mochte es seinem unsichern Gang ansehen, daß er krank gewesen und noch nicht lange ein Genesender war.

Ohne eigentliche Absicht ließ er sich von der Menschenmenge fortziehen; ohne auf ihre lebhaften Reden zu horchen, blieb er in dem Gedankenkreise, dem er vorher schon sich hingegeben. So kam er vor das Thor und sah nun erst, daß er Zeuge einer Hinrichtung sein müsse, da an eine Rückkehr bei der drängenden Menge gar nicht mehr zu denken war. Ebenso willenlos, als er diese Richtung eingeschlagen, wurde er in die vordersten Reihen geschoben.

Jetzt erst, wo er den Galgen vor sich sah, gab er auf die Aeußerungen des Volkes Acht.

„Er war einer der ärgsten Bravo's, welche je die Straße von Terracina unsicher gemacht," sagten einige der Leute, „und ihm wird sein Recht!" „Armer Tommaso!" riefen Andere. „Er muß sterben und weit größere Schurken dürfen leben, weil sie Gentiluomi sind!" sagten Andere wieder.

Der Name Tommaso machte Giovanni innerlich erbeben. War das nicht der Name jenes Banditen, der ihm Annunciata's Liebe geraubt? Hatte nicht das arme Weib ihn genannt?

Es blieb ihm nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn begleitet von den gefürchteten Carabinieri's und einigen Mönchen nahte der Verbrecher.

Es war ein schöner Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren. Seine Haltung war fest, ja trotzig. Die Reden der Mönche schienen auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Sein glänzendes Auge sah fest auf die Menge hin.

Die Hinrichtung war vorüber. Tief erschüttert von dem, was er gesehen, wollte eben Giovanni umkehren, als sich die Volkshaufen theilten.

„Ach, die Aermste!" rief das Volk von allen Seiten.

Giovanni konnte nicht sehen, wem der Ausruf galt; aber eine Ahnung sagte ihm, daß ihm der gefürchtete Augenblick nahe, Annun-

ciata wiederzusehen. Seine Beklemmung wuchs von Minute zu Minute.

Jetzt stürzte ein junges Weib zu dem Galgen hin. Das lange, rauhe, schwarze Haar flog aufgelöst im Wind. Ihre Kleidung war höchst bizarr und auffallend, reich, aber unordentlich. Und dennoch sah man darin die edelste Gestalt, die reinsten Formen.

Mit einem Mark und Bein durchschneidenden Schrei stürzte sie am Galgen nieder, und umklammerte ihn mit ihren schneeweißen Armen. Mit einem Tone, der wie ein Schwerdt durch Giovanni's Seele drang, rief sie: „Tommaso, mein guter Tommaso!"

Ein Blick hatte genügt, seine Annunciata wieder zu erkennen; aber es war nicht mehr diese reine, schuldlose Annunciata! Ein wildes Wesen war in ihr, etwas Irres, Wahnsinniges. Der Ausdruck ihres Auges war unstät und unheimlich.

War früher das Volk in steter Unruhe, so wurde es jetzt todtstille und es schien, als bete Jeder ein Ave oder de profundis mit der Unglücklichen, die einen Moment stille auf ihren Knieen lag, die Arme um den Balken des Galgens geschlungen, das Haupt tief zur Erde gesenkt.

Jetzt erhob sie den Kopf, warf mit heftiger Geberde das dunkle Haar zurück, blickte mit schmerzzerrissenen Zügen zu dem Leichnam auf und begann das „Stabat mater" zu singen.

Sie sang es aber in einer Weise, wie sie noch Niemand vernommen. Die Töne drangen aus ihrem Innern und trugen die Worte in wunderbarer, in herzzerschneidender Art und doch wieder so weich, so klagend, so seelenvoll, daß sie mit nie geahnter Macht jedes Herz hinrissen und bewältigten. Der Eindruck war ein außerordentlicher. Alle Hände waren gefaltet, in aller Augen standen Thränen, und als sie geendet, schloß das Volk mit einem „Ora pro nobis," was aus tiefster Seele drang.

Jetzt riß der wildeste Schmerz das unglückliche Weib empor und wenige Augenblicke darnach war sie verschwunden.

Einen Leichnam, den einige Wochen später das Meer am Molo auswarf, erkannte das Volk für den Annunciata's.

Zu dem Einsiedler, der seine Klause unweit der Somma beim Vesuv hat, kam nach Verlauf einiger Zeit ein bleicher junger Mann und bat ihn um einen Aufenthalt von mehreren Wochen. Der fromme Greis gestand ihn um so lieber zu, als die äußere Erscheinung des Bittenden auf ein leidendes Gemüth schließen ließ, das in dieser Einsamkeit, umgeben von allen Schauern und Schrecknissen der Natur, Ruhe suchte für das, was im Innern stürmte. Er besaß nichts als eine Geige. Still wandelte er in den grauenvollen Einöden des Gebirgs umher und saß dann oft auf einem Lavablocke und geigte Weisen, die wunderbar und gewaltig waren, und doch wieder so zart, so innig, so klagend, daß jede Saite des Gemüthes davon eigenthümlich berührt wurde. Und immer waren es dieselben Töne, dieselben Accorde und Harmonien, die er spielte. Er schien nur sie zu kennen und nicht müde zu werden, sie zu spielen.

Es war Pergolese, und diese Töne waren die, welche Annunciata gesungen. Unauslöschlich waren sie seinem Gedächtniß eingeprägt. Seine Seele hatte für keinen andern Tongedanken mehr Raum. Vergebens war das Bemühen des Einsiedlers, ihm Rede abzugewinnen. Seine Lippe blieb stumm und sein Auge schien flehentlich um Schonung zu bitten.

Was aber den guten Einsiedler mit wachsender Sorge erfüllte, war die sichtliche Abnahme der Kräfte des Unglücklichen. Man mochte es ohne Mühe erkennen, daß er dem Grabe schnellen Schrittes zuwankte.

Eines Tages kam eine Gesellschaft aus Neapel, um den Vesuv zu besteigen. Schon war der größere Theil derselben an der Einsiedelei vorüber, da kamen noch zwei Männer in tiefem Gespräche daher.

„Ich habe seine Spur verfolgt," sagte der Eine, es war der Marchese Spinessa, zu dem Andern, in dem wir den Maestro wieder erkennen, „bis Torre del Greco. Dort hat er sich einige Zeit nach der Hinrichtung Tommaso's aufgehalten, ist aber dann verschwunden."

Der Maestro blieb plötzlich stehen und sah den Marchese mit

dem Ausdruck an, als habe er einen zum Ziele führenden, glücklichen Gedanken.

„Sollte nicht," rief er aus, „der Einsiedler von ihm wissen? Sollte er nicht in der Zerrissenheit seines Innern hierher geflohen sein, wo das Todesgrauen, das hier herrscht, mit seiner Seelenstimmung im mächtigen Einklange steht?"

Ohne zu antworten, zog der Marchese den Maestro zu der Klause und — als sie eintraten, saß Pergolese in der Ecke und stützte den müden Kopf auf seinen Arm.

Eine Heiterkeit, wie sie der Einsiedler nie an ihm gesehen, übergoß das kummerbleiche Gesicht bei dem Eintreten der beiden Männer, die erschrocken die zerfallene Gestalt anstarrten.

Ihrer liebevollen Zurede gelang es, ihn zur Rückkehr nach Neapel zum Gebrauch eines Arztes zu bewegen. Beide verließen ihn kaum mehr.

Wohl gelang es ihnen auch, dem Leben ihn wieder mehr zu befreunden, aber er war innerlich geknickt. Er siechte hin, er welkte dem Grabe zu. Eine Composition hatte er in dieser Zeit vollbracht. Es war die des „Stabat mater," wie er es von Annunciata hatte singen gehört.

Und dies war sein Schwanengesang.

Im Jahre 1739 starb er in seinen schönsten Jahren, zu frühe für die Kunst. Als die beiden Freunde von seinem Grabe zurückkehrten, drückten sie sich die Hand und der Maestro sagte mit bebender Stimme: „Ach, hätten wir ihn damals in Neapel gelassen!"

Der Marchese sah stumm zur Erde und erwiederte darauf: „Wir haben es treu und gut gemeint, das muß uns aufrichten, und die Welt hat das Stabat mater."

„Und ich, Monsignore," sagte mit einer Thräne im Auge der Maestro, „so herrlich es auch ist — ich gäbe es hin — könnt' ich ihn wieder holen!"

Ein Stücklein von der Mosel.

(Hierzu das Titelkupfer.)

Die Wahrheit zu sagen, so hat es mir all mein Lebtag eine große Ergötzlichkeit bereitet, wenn Einer, der das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören wollte, wacker gehänselt, ein Spitzbube bestraft wurde nach Verdienst. Warum sollt ichs Hehl haben? Tausende lächeln mir ja bei dem Geständnisse zu und sagen: Bruderherz, mir geht's aufs Haar so! Daher mag es sich denn auch erklären, daß mir die nachfolgende Geschichte erkleckliche Lust bereitete, als sie mir mein Vetter Stoffel erzählte.

Dieser Vetter Stoffel wohnt zu Cröv an der Mosel und er verdient's, daß ich seiner gedenke, wird's ja auch nicht übel nehmen, wenn er etwa diese Zeilen lesen sollte. Dürfen ja doch grundehrliche Leute nicht mucksen, wenn sie heutzutage in den Zeitungen hin und her gezerrt werden, da wir Preßfreiheit haben, was mitunter so viel heißt, als die Erlaubniß, Diesem und Jenem, nach Liebe und Haß, einen Denkzettel anzuhängen. Das aber nur so im Vorbeigehen! Nein, mein lieber Vetter Stoffel zu Cröv, ich grüße dich freundlich und sage dir: du kannst ruhig sein, ich zwicke dich nicht, und ich denke, da du nicht ins Parlament gewählt sein willst, lassen dich auch andere Leute in Ruhe!

Mein Vetter Stoffel ist der Stiefsohn der Schwägerin der Frau meines Onkels Peter. Wenn auch die Verwandtschaft etwas weitläufig sein sollte, so thut das nichts. Wir sind außer der Verwandtschaft die besten Freunde und haben im neun und zwanzigsten Regiment in einer und derselben Compagnie gestanden (was, glaub' ich, jetzt mit Fähnlein übersetzt wird?) und waren gute Kameraden, die ihr schwarzes Lederzeug tapfer putzten, die Knöpfe und Waffen blank hielten und somit ihre Garnisonspflichten gegen

das Vaterland treu erfüllten, einschließlich des Exercirens und Wachedienstes. Schon damals lernte ich meinen Vetter Stoffel als einen gemüthlichen Erzähler kennen und manche langweilige Wache kürzte er, und die Wach' 'raus! waren die Komma und Punkte in der Erzählung. Er fand aber immer den Faden wieder. Wie gesagt, er ist zu Cröv zu Hause und das liegt an der Mosel, und wächst allda und da herum köstlicher Wein. Mein Kamerad und Vetter Stoffel ist ein ächter Moseler. Erstlich ist er treu, offen, fröhlich und ehrlich; zweitens hat er das zirkelrunde Moslergesicht; drittens immer Durst und nie nach Wasser, und ich habe mir sagen lassen, das allein sei hinlänglicher Beweis, wo er zu Hause sei.

Wenn ich ihn oftmals fragte: Stöffelchen, woher kommt's doch? so sagte er: Siehst du, meine Mutter salzte stark, was sie kochte; so hab' ich mir's angewöhnt. Item — es muß doch ein starker Salzverbrauch an der Mosel sein! — Am Ende sind die Weiber schuld!

Um wieder auf meinen Vetter Stoffel zu kommen, so schied er ein Jahr früher aus der Kaserne, weil er ein Jahr früher eingetreten war, und ich sah ihn mit Ach und Weh scheiden. Er ging mit Lust; denn er hatte daheim ein Liebchen, das war ihm hold und treu. Wer mecht's ihm übel nehmen? Es dauerte auch nicht lange, so war das Liebchen die liebe junge Frau Stoffelin und ein anderer Cröver, der auch bei uns stand, sagte: das Annlieschen sei das schönste, bravste und reichste Mädchen in Cröv und der Stoffel sei kein Narr gewesen.

Nach einem Jahre sagte ich auch dem Dienste Valet, aber meiner harrte kein Liebchen, sondern die papierselige Plankammer zu Koblenz und ein Dienstjoch. Wie ungleich sind doch die Loose vertheilt, dachte ich mit Wehmuth, wenn ich am Meß- oder Schreibtische saß und in Gedanken die Mosel hinauf reiste zu Stoffel und Annlieschen. Dabei blieb's, bis Anno 1847 der Stoffel mir sagen ließ: Komm, Kamerad und Vetter, und versuche den Wein, den meine Reben getragen. Es wird dich nicht gereuen!

Da ging mir's wie dem eingesperrten Zugvogel, wenn die Wanderzeit kommt. Ich hatte keine Ruhe mehr, erwirkte mir Urlaub und ging. Der Frühling ist überall schön, darum auch in dem reizenden Moselthale noch etwas schöner, als in der Mark Brandenburg, des wohlseligen deutschen Reiches weltberühmter Sandbüchse. Die Höhen waren alle mit lustigem Grün bedeckt; die Weinberge zeigten ihr frischgrünes Gewand; überall flöteten Nachtigallen und aus den Gesträuchen der Felsen schmetterten die Drosseln ihr Lied. Mir wurde die Brust so leicht, das Herz so frisch in ihr, daß ich's fast nie so gefühlt habe.

Um langsam zu reisen, bestieg ich die Eiljacht. Wozu hätte sie und ich eilen sollen? Es war ja überall so wundervoll, daß man's der Mosel hätte übel nehmen mögen, daß sie so rasch dem Rheine zueilte. Ich will die Reise nicht beschreiben, nicht die Gegend mit ihren Burgen und Orten, sondern will's kurz sagen, daß ich endlich Cröv erreichte an einem schönen Samstag im Anfange Juni.

Als ich in Stoffel's Haus trat, das mir ein Büblein zeigte, kam mir ein nettes blühendes Frauchen entgegen, der ich mich kurz als Vetter vorstellte und nach Landesbrauch die blühenden Lippen küßte.

„Was wird sich Stoffel freuen!“ rief sie aus, und das Erröthen machte sie noch schöner. „Wo ist er denn?“ war meine Frage, und die Antwort: „Im Garten!“

Sie führte mich durch das saubere Haus in einen schönen, großen Garten, wo Stoffel, seine Pfeife schmauchend, bei einem ansehnlichen Kruge von des Tages Last und Mühen ausruhte.

Das war ein Willkomm! Brüder können sich nicht herzlicher umarmen. Es war ein herrlich Plätzchen, wo ich mich zu ihm setzte. Ein weitästiger Aepfelbaum wölbte das schönste Laubdach über uns, und Blumen blühten, Näglein dufteten um uns. Dort rauschte die Mosel; vor uns lag die Höhe, wo im goldenen Abendsonnenstrahle die Ruinen des Klosters Wolf sich herrlich darstellte. Im Glase perlte ein 1846er, wie ihn der König nicht besser trinken

kann, und neben mir saßen zwei liebe Menschen mit herziger Freundlichkeit im Gesicht und Herzen.

Sollt's mir da nicht wohl werden? — Sollt' ich mich da nicht glücklich gefühlt haben? — „Hörst du auch noch gern Geschichten erzählen, wie sellmals, *) als du auf der Pritsche lagst?" fragte Stoffel lachend, so will ich dir morgen eine von dem Kloster da oben erzählen, die so recht nach deiner Liebhaberei ist."

Ich hielt ihn beim Wort und als wir andern Tags wieder an dem lieben Plätzchen saßen, in stiller Ruhe eines Sonntagsnachmittags, da begann er also zu erzählen, und zwar nach einer handschriftlichen Chronik von Traben, die er besaß.

Anno 1722 war der silberne Schwan zu Traben an der Mosel, so gegen Trarbach überliegt, ein Wirthshaus, das seines Gleichen suchte und nicht fand zwischen Trier und Koblenz. Man trank daselbst sein Schöpplein (oder noch mehr) Graacher, Cröver, Zeltinger, Pisporter, Rißbacher, Enkircher und Trabener so gut und rein, daß es der Kurfürst von Trier und seine Kapitelsherren nicht reiner und besser hatten, und die wußten, was gut war, und legten sich keine Abstinenz auf. Wären auch Narren gewesen! der liebe Gott läßt's ja dazu wachsen!

Der Schwanenwirth, der Johannes Molz hieß und meines Urgroßvaters Pathe war, der Kaspar geheißen, war das Muster eines Wirthes, ein Pfiffikus, der reden konnte wie's einer haben wollte, und lügen wie ein Zeitungsschreiber. Er verstand's, mit dem halben Gesichte zu lachen, wenn links ein Lustiger, und mit dem andern halben zu greinen, wenn rechts ein Betrübter saß. Niemals aber vergaß er, wo sein Säckel war, und brauchte keine Kreide für seine Kunden, denn er hatte ein erschrecklich gutes Gedächtniß. Er wußte, daß die Leute an der Mosel viel Durst haben und nicht gern Rachenputzer und Kühlesit trinken, daher hielt er seinen Wein rein und hatte immer Extraproben. Niemand sagte

---

*) Für: dazumal.

ihm nach, seine Schoppen seien zu groß, und er verzapfe ihn zu wohlfeil; aber die Leute kamen doch, weil er gut war. Es gab kein Spiel, das er nicht meisterlich spielte, doch war Landsknecht und Knöcheln sein Hauptfach und man konnte ihn zu allen Tagesstunden mit den Herren Holländern dasitzen sehen, die dazumal in der Gräfinburg über Trarbach lagen, nachdem die Verbündeten sie eingenommen. Die hänselte und zwickte er redlich und man konnte seinen Kopf gegen ein Fettmännchen *) wetten, sie gingen im Säckel leichter und im Kopfe schwerer allemal heim, als sie gekommen waren, und doch blieben sie nicht weg.

Der Schwanenwirth hatte kurzweg den Namen Molzenvetter, weil er so aller Welt den Namen Vetter gab. Wir gehen zum Molzenvetter, sagten Bürger, Bauern, Soldaten, Gemeine und Offiziere. Er war aller Welt Vetter, aber ein theurer Vetter, denn er kostete Jeden Geld.

Ei, da muß er ja reich gewesen sein! könnte man da denken. Dafür hielt ihn auch alle Welt und er wußte die Leute auch in dem Wahne zu erhalten; allein dem war nicht so. Als er das väterliche Erbe seiner Frau empfangen, meinte der Molzenvetter, das sei gar nicht zu verthun, und zechte, spielte und ließ andere Leute arbeiten, wobei er nicht müde wurde. Ueberdies meinte er, ein Küfer und Brauer sei, weil er mit Weinfässern umgehe und bodenlos trinken könne, auch ein geborner Weinhändler. Da legte er sich einen Keller voll theuern Weins ein, und als die Franzosen kamen, tranken die ihn rein aus und sparten ihm das Zechemachen und Aufschreiben. Da war mit einem Knalle sein Vermögen fort und ihm blieb das Wirthshaus zum Schwan, eine weinende Frau und ein kleines Kind. Er konnte aber sein Leben nicht lassen und setzte jetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß die Schlappe ihn nicht an den Bettelstab gebracht, und das war doch geschehen. Seine brave Frau nahm's zu Herzen, fing an zu kränkeln, bis sie krank wurde und — starb.

*) Eine kurtrierische Scheidemünze.

Jetzt sah der Molzenvetter sein Verderben nahen. Der Tod seiner Frau beugte ihn tief. Was sollte aus seinem Kinde werden, das noch nicht einmal laufen konnte?

Hier in Cröv hatte seine Frau eine Schwester, ein resolutes Weibsbild, reich und schön dabei, wenn auch nicht mehr ganz jung. Zu der kam Einer, der um die Ecke schießen konnte, und sagte: „Jungfer Kathrine, Sie hat das Kind Ihres Schwagers zu sich genommen und will Mutterstelle vertreten; nehme Sie des Kindes Vater dazu und werde Sie so dessen Mutter! Er hat sich aus dem Salze gebessert und Sie hat Haare auf den Zähnen und wird ihn vollends bessern, wenn etwa noch etwas sollte zurückgeblieben sein!“

„Bleibt mir vom Leibe,“ hat darauf die Kathrinebas' gesagt, „einen Mohren bleicht man nicht weiß und der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Raupen *) nicht. Mein lieber Herr Schwager will mein Geld, aber mich nicht, und ich mag weder ihn noch seine Schulden. Sagt ihm das und laßt mir Ruhe!“

Das war deutsch und man konnt's nicht mißverstehen. Soviel ist gewiß, daß der Molzenvetter keinen Versuch mehr wagte in dieser Art, aber das Sturmlaufen auf der Kathrinebas' ihr Geld ließ er nicht. Sie sah wohl ein, daß es das Kind galt und sein Erbe. Sie ging daher zu dem kaiserlichen Notarius in Trarbach, ließ sich im tiefsten Geheimnisse Hab' und Gut des Molzenvetters verschreiben und zahlte seine Schulden.

„Schwager,“ sagte sie liebreich, „reitet Euch nun wieder der Teufel, daß Ihr Euer Lüderleben fortführt, so ist's alle. Ich ziehe Haus und Hof an mich und wenn Ihr dann auf einen Baum steigt, habt Ihr auf der Erde nichts mehr zu suchen.“

Das war wieder deutsch und der Molzenvetter verstand's ohne Auslegung. Er sah nun ein, daß es mit ihm Matthäus am Letzten wäre, wenn er die Kathrinebas' wetterwendisch mache.

---

*) Raupen so viel als Tücken, böse Eigenschaften.

Daher legte er sich von der flachen auf die hohe Seite und wurde ordentlich.

Alle Welt sagte: Molzenhannes ist ein andrer Mensch geworden und die Cröver Kathrine hat's fertig gebracht. Die ist ein rechter Husar. Schade, daß sie ihn nicht geheirathet hat!

Es war aber wirklich nicht nöthig gewesen. Sie kam dann und wann, sah nach und hielt den Molzenhannes so wacker im Zaume, daß er in ruhigem Schritte blieb und das Hintenausschlagen ließ. Es ist aber eine ganz kuriose Geschichte, daß ein Bruder Liederlich so umschlagen kann. Johannes Molz wurde nach und nach ein Knicker, ein Pfennigfuchser, ein Haltfest.

Nachdem die Schwägerin zu Cröv ihm Geld geliehen, begann er seine Wirthschaft wieder, und wußte die so in Schwung zu bringen, daß Jedermann hinlief. Er trank jetzt nur die Reste, welche die Gäste stehen ließen; er spielte wohl, aber nur, wenn es die Gäste verlangten, und gewann dann in der Regel unverschämtes Geld.

Nach und nach erholte er sich und die Leute, denen die Quelle, woraus sein Geld floß, unbekannt blieb, meinten, er sei ein reicher Mann geworden, weil er einen Schatz müsse gefunden haben. Er war ein Pfiffikus und ließ sie drauf. Wenn sie ihn fragten, so lächelte er, und das hieß nicht ja und nicht nein, und die Leute meinten, er wolle es nicht gerade Jedem auf dem Präsentirteller entgegenbringen, und er habe recht, daß er's nicht thue.

Derweile die Wirthschaft des Schwanenwirths prächtig ging, wuchs sein kleines Töchterlein zu Cröv lieblich heran, ein Kindchen wie Milch und Blut, und im Nachbarhause der frische, rothbackige Jacob ging für das liebliche Käthchen durch Wasser und Feuer. Als das Mädchen sechzehn Jahre alt war, sah er's klar ein, daß Käthchen das schönste, liebste und bravste Mädchen im Mosellande sei, und obgleich das auch Andere erkannt hatten, wußte er's doch am Besten, weil er sie alle Augenblicke sah, mit ihr sprach und, wenn's sonst Niemand sehen konnte, auch einmal ihre süßen Lippen küßte. Sie wehrte sich freilich tapfer, schmollte, wenn's geschehen

war; allein der Jacob war gar zu stark, sie konnte seiner nicht Meister werden, und es war von ihm auch gar nicht bös gemeint, wenn er sie küßte.

Die Base war weder blind noch taub, und Beides hätte sie gründlich sein müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, wie es mit dem Pärlein stand. Sie hatte ihre Freude daran, denn der Jacob war brav und hatte das Gebot im Herzen: Ehre Vater und Mutter; und wer das sagt und übt, der hat die Verheißung, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Zwar war er arm, aber da lag ihr nichts dran. War ja doch Käthchen nicht arm, denn es war ja ihr Erbe.

Um diese Zeit kam der Molzenhannes einmal nach Cröv, wohin er sehr ungern ging, denn in der Regel holte er sich eine ordentliche Nase bei der strengen Kathrinebas', zumal er nur kam, wenn er Geld brauchte und sie losschneiden sollte.

„Aha!“ sagte sie, als er eintrat, „Ihr wollt gewiß wieder Geld; aber diesmal irrt Ihr Euch, Schwäher, ich habe selber keins.“

Der Molz verbiß den Aerger und sagte: „Dann ist's gut, daß Ihr Euch irrt. Ich komme heute nicht, um Geld zu holen, sondern aus anderen Gründen. Ich will's Euch gerade sagen: ich werde vollends ein Lump, wenn ich noch länger mit Mägden hause. Gebt mir das Käthchen, das weiß, wo Barthel den Most holt, denn Ihr habt das gelehrt.“

Die Bas' dachte: so unrecht hat er nicht; aber mit dem Käthchen ging ihr das halbe Herz fort. Das Mädchen war ihr Augapfel gewesen, und die vierzehn Jahre, die sie es nun um sich gehabt, waren Jahre des Glücks für sie gewesen, und nun sollte sie es weggeben! das war ein schweres Opfer für ihr Herz.

Sie war aber nicht die Person, die greinte und lamentirte, oder die das, was sie für Recht erkannt, unterlassen hätte, weil es ihr wehe that. Sie hatte eine rechte Mannesseele und überwand ihren tiefen Schmerz. „Es ist richtig,“ sagte sie, „geht in Gottes Namen heim. Ich bringe das Kind.“ Da machte sich der Schwanenwirth, seelenvergnügt, daß er so leichten Kaufs sein Ziel erreicht,

aus dem Staube, gab dem Jacob, als er ihn über die Mosel setzte, zwei Fettmännchen und pfiff vor Lust ein Lied, als er an dem Kloster Wolf vorüberging, — oder um sich die Furcht zu vertreiben, denn da ist's nicht just, wie die Leute sagen, und die alten Schmöger, die Mönche, sollen da spuken.

Als die Base dem Käthchen die Neuigkeit sagte, fiel's zusammen, wie ein Ulmer Schlocker *) und weinte viel heiße Zähren, die theils dem Scheiden von der lieben Base, theils der Trennung vom lieben Jacob galten. Bei dem gab's auch Herzeleid genug, und in diesem Herzeleid durfte er sein Mädchen küssen, so viel er wollte, und sie wehrte sich nicht. Sie schwuren sich Treue bis ans Grab und darüber hinaus und Käthchen zog endlich nach Traben.

Von nun an war das Wirthshaus zum Schwan in Traben alle Tage noch einmal so voll wie sonst. Selbst die alten Herren von Trarbach meinten, der Wein sei um Vieles besser, seit ihn das engelschöne Mädchen kredenze, und die Jungen fanden ihn über die Maßen köstlich; die Offiziere von der Gräfinburg meinten aber vollends, es gäbe solchen Trank nicht mehr in der Welt. Und dennoch hatte das Mädchen etwas, was sie Alle, ohne daß sie ein Wort sprach, im Zaum und Zügel hielt, und Keiner wagte auch nur eine Schmeichelei, zu geschweigen ihre Hand zu berühren. Mit dem Anblicken allein, mit dem freundlichen Erwiedern des Grußes mußten sie sich Alle begnügen. Hatte sie den Wein kredenzt, was sie nur that, wenn der Vater nicht da war oder nicht konnte, so verschwand sie ins Nebenzimmerchen, und dahinein wagte sich Keiner.

Der Molzenvetter rieb sich fröhlich die Hände. Diesmal hatte er die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Es war, als ob ein Magnet im Schwanen und alle Männer Eisen wären.

Zu den Eigenheiten des bildschönen Mädchens gehörte es auch noch, daß sie Niemanden mehr Wein reichte, wenn er anfing trunken

---

*) Messer, welche hinten keine Feder haben und in Ulm gemacht wurden. Früher sah man sie im Rhein- und Mosellande häufig.

zu werden. Der erste Trunkene scheuchte sie weg. Darin wich sie ganz von ihrem Vater ab. Der hatte dann die Gäste am liebsten; denn erstlich, wenn sie in diesem Zustande nicht mehr unterscheidungsfähig waren und riefen: Molzenvetter! Graacher, Pisporter, oder sonst einen köstlichen Tropfen, so bekamen sie vom geringsten und bezahlten den besten; zweitens konnte er dann statt einem Schoppen zwei sagen, ohne Gefahr; endlich drittens konnte er sie dann im Spiele beneppen *) und bemokeln, wie er wollte. Sagten dann die Gäste: Wo ist doch Euer schön's Töchterlein? so sagte er: Das sind so alte Jungferntriller, die ihr die alte Bas' in Cröv in den Kopf gearbeitet hat; ich bringe ihr sie schon noch heraus.

So kam es denn, daß alle Tage, die Gott kommen ließ, wenn es nicht Knebel und Spieße regnete, die Pont **) zwischen drei und vier Uhr Mittags und Sonntags noch früher, ganze Ladungen Trarbacher übersetzte nach Traben, und der Ferge sagte zu seinem Bub: Peterchen, wenn sie wieder kommen, sind's ihrer noch einmal soviel, denn Jeder hat noch einen bei sich und wir müssen die Augen aufthun, weil sie Alle schief geladen haben. Der Junge verstand's und lachte.

Daß dabei die holländischen Offiziere nicht fehlten, ist begreiflich, denn das Kriegsvolk hat durstige Lebern, vorab die Holländer, die viele Häringe essen. Unter diesen Offizieren war einer, ein Hauptmann, der Jan van Gorgelfleth hieß; der blinzelte allemal dem Fergen mit den Augen, und dieser wußte, daß das so viel hieß als: warte auf mich, wenn's auch spät wird.

Dieser gestrenge Herr Hauptmann war ziemlich klein und kurzbeinig, aber anzusehen wie ein wandelndes Ohmfaß, weil er viel dicker als lang war. Nichts nahm sich schöner aus als der lange Stoßdegen an seiner Linken. Seine Soldaten, die ihn wie den bösen Feind haßten und hinter seinem Rücken ihn höhnten, nannten

*) So viel als: betrügen. Die Worte sind nur dem Grade nach verschieden.

**) So heißen an der Mosel die breiten flachen Ueberfahrtsschiffe (pons.)

ihn nur das fette Ferkel am Bratspieße. Wenn in Feindesland, sagten sie von ihm, der Hauptmann in einem Hause gewesen, sei kein Anderer nach ihm hineingegangen, weil er Alles so rein ausgefegt, daß ein Nachsuchen Thorheit gewesen. Von seinen Thaten wußte er viel zu rühmen, aber nur er. Es sollte ganz verwunderlich gewesen sein, wie schnell er laufen konnte mit seinen kleinen Beinen, wenn's rückwärts ging; kam eine Schlacht, so hatte er allemal die Kolik, gegen die kein Theriak helfen wollte. Er mußte hinter die Fronte oder ins fliegende Lazareth. War die Schlacht vorüber, so war er auch wieder da und säuberte das Schlachtfeld. Eine Geschichte erzählten sie von ihm, die besonders lustig war. Einmal war unter den Wagen auf einem Schlachtfeld auch ein Geldwagen gefunden worden. Da hatte sich der Hauptmann Jan van Gorgelfleth wohl bedacht. Wohin es aber thun? das war die Frage, zumal er diesmal aus einem Gefechte nicht entrinnen konnte. Er hatte sich ein Roß erbeutet, darauf er ritt. Da war denn kein besserer Rath, als das Gold in die Stulpstiefel zu stecken. Nun war aber an einem die Seitennaht auf und das Gold fiel einzeln heraus. Hinter sich sehend, bemerkte er die lange Straße vertrippelter Goldfüchse. Rasch sprang er ab, raffte und steckte es in den Stiefel, während sein Gaul dem Futter nachging. Kaum aber war er etliche hundert Schritte raffend fortgegangen, als er hinter sich sah und wieder dieselbe Straße gesäeter Füchse erblickte. Er war außer sich, weil er meinte, das Gold regne vom Himmel — bis er endlich sah, wie es stand. Fluchend band er sein rothes Tuch um den Stiefel, wo das Loch war, und raffte, bis er's wieder hatte; allein jetzt erst bemerkte er, daß sein Gaul weit weg auf einem Kleefelde sich Gutes that. Was half's? er mußte nach. Kaum aber sah ihn der kitzliche Gaul, so lief er weiter. Gorgelfleth gerieth leicht in Zorn. Er lief dem Thiere nach, lockte und suchte es kirre zu machen; aber das half Alles nichts. Dadurch war er weit nebenabgekommen und plötzlich umringten ihn feindliche Reiter. Sie zogen ihn aus, nahmen sein Geld und was er hatte, und machten ihn zum Gefangenen. Glücklicher, als er es verdiente, war er dennoch; denn eine holländische Schaar befreite ihn wieder

und so kam er zurück. Seitdem hieß er auch Hauptmann Raffauf. Lügen konnte er aber wie ein Prälat. Alle Welt macht er weiß, er sei von altem Adel, und doch war sein Vater Schuster in Amsterdam. Er sprach von seinen Gütern und hatte keine Handbreit Erde, die sein gewesen wäre.

Saßen nun die Zwei zusammen, der Molzenvetter und der Hauptmann, so logen sie sich an, daß sich die Dielen in der Stube biegten. Wenn man gefragt hatte: Was zieht den Hauptmann nach Traben in den Schwan? so hätte Eins gesagt: der Wein, und das hätte viel für sich gehabt, denn seine Gurgel war weit wie ein Stiefel und sein Durst ohne Maaß. Ein Anderes hätte gesagt: das Landsknechten und Knöcheln, und das hätte auch schwere Gründe für sich gehabt, denn er spielte so gern als einer. Das Dritte hätte gesagt: das Lügen, weil der Wirth ihn geduldig anhört, und wär' nicht weit von der Wahrheit gewesen; allein wenn das Vierte gesagt hätte: das engelschöne Käthchen, so hätte doch das den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt das Sprüchwort, und das bewies wieder der dicke Holländer, denn er war kahlen Kopfes und die Haare, die ihm geblieben, hatten die Kümmel- und Salzfarbe. Wenn ein altes Haus brennt, so brennt's rack ab, sagt wieder ein Sprüchwort, und das hatte auch hier seine Anwendung, denn der Hauptmann war verliebt wie ein Eichhörnchen, alle Versuche aber, das liebliche Kind für sich zu gewinnen, blieben von wegen des Jacob's von Cröv erfolglos. Geht's bei der Tochter nicht, geht's doch bei der Mutter, sagt ein drittes Sprüchwort, und weil hier die Mutter fehlte, machte er sich an den Vater.

Eines Abends saßen sie allein noch bei einander, da alle andere Gäste heimgegangen waren, und keiner von Beiden wußte, daß hinter der Bretterwand, die das Heiligthum des Nebenstübchens von der Wirthsstube trennte, ein engelschönes Köpfchen in süßem Dusel *) nickte und von dem Liebsten auf Erden träumte; da hob endlich der Hauptmann, der dem Wirthe von seinen Gütern in Nordbrabant

---

*) Für Schlummer.

ein Unendliches vorgelogen und von der Erbschaft eines Oheims, der Statthalter von Java gewesen, und von zwei Tanten, die auf ihren Geldsäcken saßen und in zarter Liebe ihres edlen Erben auf der Gräfinburg gedachten, und ihn ganz hitzig gemacht, also zu reden an: „Freund Molz, ich hab' oft zu Euch geredet, wie ich stehe, und Ihr wißt's so genau als ich selber, daß ich Euer Käthchen über die Maßen liebe. Gebt mir sie zum Weib! Ich bin eine Parthie, wie Ihr sie hier zu Lande nicht findet!"

Nachdem der Wirth auf die kurze Werbung des Soldaten mit vielen Redensarten geantwortet, bemerkte er, daß er die Ehre erkenne und ästimire, je dennoch einige Punkte zu setzen habe, über die hinaus Alles ein Ende habe, nämlich erstens müsse der gestrenge Herr Hauptmann seinen Abschied nehmen, dieweil sein Kind keines Soldaten Weib werden könne; zweitens müsse er eine Verschreibung bei dem Notarius machen und dem Mädchen seine Güter in Nordbrabant und Alles zusichern, was er jetzt besitze und künftig von seinem Oheime, dem Statthalter von Java, und seinen beiden steinreichen Tanten zu erben habe; drittens müsse er zu ihm ins Haus ziehen und Wirth werden; viertens aber das leichtfertige Leben lassen, denn er (der Wirth) sähe an sich und ihm (dem Hauptmann), daß das zu bösen Häusern führe.

Innerlich fluchte der Hauptmann: daß du beim — wärst! aber äußerlich nahm er sich zusammen und sagte Alles zu.

Nachdem das abgemacht war, sprach der Wirth: „Nun, Herr Schwiegersohn in Hoffnung, fangt Euer anständiges Leben heute an. Es ist Zeit, daß Ihr geht, denn die Mitternacht ist da, und da gehen die Geister um."

„Was Geister?" lachte der Soldat. „Ich fürchte keine!"

„Nun, nun," sagte der Wirth, „so war's doch eben nicht alle Tage und ich hab' von dem Lieutenant Druckscheut ein Stücklein von einem Hauptmanne gehört, der gerade so heißt wie Ihr, das redet nicht also."

„Was?" schrie der Hauptmann, „was hat der Höllenhund gesagt?"

„Ereifert Euch nicht. Ich nehm's Euch nicht übel," sagte der

Wirth, „denn ich fürchte mich entsetzlich vor Spuk. Wenn Ihr's aber wissen wollt, so sagte er, Ihr wäret auf der Runde gewesen und ein Soldat, der in Berg op Zoom desertiren wollte, habe Nachts ein weißes Hemd übergezogen und da seiet Ihr sammt Eueren Consorten davongelaufen, weil Ihr geglaubt, es sei ein Geist, und der Kerl sei glücklich entwischt."

Der Hauptmann fluchte wie ein Türke und leugnete frisch weg; es sei pure Verleumdung, sagte er, und er werde den Lügner im Duell erstechen. So ging er fort, aber er vergaß schon vor der Thür die Geschichte und dachte nur an seine Freierei und an des Alten vier Punkte und an das schöne Käthchen.

Warte nur, alter Fuchs, sagte er in sich hinein; ich kriege dich doch in die Falle! Lesen und schreiben kannst du nicht. Da will ich dir schon so schwer aufbinden als du tragen kannst, und hab' ich das Mädel, so wird sich Alles finden. Meinen Abschied hab' ich schon gemacht und das Verschreibungs-Instrument kann ich leicht machen lassen. Magst du nachher die Güter in Nordbrabant suchen, die ich selber nicht finde, und die Onkeln und Tanten, die nicht zu sterben brauchen, weil sie nie gelebt haben."

Mit solchen edlen Gedanken ging er an die Mosel, sah sich aber überall scheu um, ob nicht ein Geist da oder dort sich blicken lasse, und fing dann endlich, um sich die Furcht zu vertreiben, zu singen an. Als er die Mosel erreichte, kehrte sein Muth wieder, denn der Ferge harrte seiner und begleitete ihn für ein Trinkgeld bis an die Burg — der Unterhaltung wegen, wie der Kriegsheld sagte und der Ferge glaubte.

Das bildschöne Köpfchen hinter der Bretterwand war aber über dem Gespräche der beiden Handelsleute um ihr Lebensglück erwacht und hörte Alles ganz genau. Da fiel der ganze Trabener Berg auf ihre Seele und sie weinte die Nacht heiße Thränen bis zum Morgen.

Zum Glück war andern Tags ein Sonntag und die Cröver Base hatte mit dem Vater ausgemacht, alle vierzehn Tage dürfe Käthchen den Sonntag bei ihr in Cröv zubringen. Das war nun gerade der Tag, und ehe der Alte auf war, war sie schon über das

Kloster Wolf draußen und der liebe Jacob harrte schon mit dem Kahne. Dem klagte sie ihr Weh gleich und der Schrecken lähmte fast seine Hand.

Kaum war sie drüben, so sagte sie: „Wir können gegen Abend noch plaudern, Jacob; jetzt muß ich zu der Base. Weiß die keine Hilfe, so laufe ich lieber in die Mosel, als ich des alten Sünders Frau werde.“

Und leichten Fußes flog sie dahin und das thränenschwere Auge des guten Jungen folgte der schönen Gestalt, die blitzschnell hinter den Häusern verschwand.

Was machte die Base große Augen!

„Was?“ sagte sie, und die Gluth des tiefsten Unwillens bedeckte das, wenn auch stark ausgeprägte, doch immer noch hübsche Gesicht der Base, „er will dich verschachern gleich einem Juden? — Da hat er sich verrechnet! Erzähle mir die ganze Unterredung, mein Kind!“

Das Mädchen vergaß keine Silbe.

Als sie bei der Stelle ankam, wo des gestrengen Herrn Hauptmanns Muth eine so schöne Rolle spielte, lachte die Base laut auf; allein bald versank sie in ein stilles Nachdenken und sagte endlich wie aus einem Traum erwachend: „Das geht sicher!“ Darauf wandte sie sich an das Mädchen. „Kind,“ sagte sie, „sei gutes Muths und laß mich sorgen. Du wirst nicht des alten Sünders Frau, du müßtest denn selber lüstern sein nach dem schönen Titel: Frau Hauptmännin?“ — Käthchen bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und schauderte zusammen. „Lieber sterben!“ rief sie aus.

„Oder noch lieber mit dem Jacob leben!“ sagte die Base, und über des Mädchens schöne Züge legte sich das tiefste gluthigste Roth. Sie fiel der Base um den Hals und hatte den Muth nicht mehr, sie anzusehen.

„Nun, sei nicht närrisch, Kind!“ sagte sie liebreich. „Ich weiß es ja, daß ihr euch lieb habt, und ich gebe euch meinen Segen. Deinen Vater will ich schon dazu bewegen, daß er auch seinen Segen gibt. So sei denn nur heiter und thue, als wüßtest du von der ganzen Sache kein Wort und als ging dich das Alles nichts an.

Mich laß sorgen und vertraue mir, wie es auch komme. Nur, das halte ich mir aus, daß du aufs Bestimmteste Nein sagst, wenn der Vater mit dir redet und dich verplaudern will. Sollte er hart gegen dich sein, so weißt du, wo deine Zuflucht ist und wo dich ein Mutterherz erwartet."

Wieder umschlang das Mädchen den Nacken der Base und es war ihr, als wäre alles Weh und alle Angst von ihrer Seele genommen. Was aber eigentlich die Base thun wollte, sagte sie nicht; auch redete sie nur von Dingen der Haushaltung und andern Geschichten, daß Käthchen am Ende alle ihr Weh in Cröv ließ und heiteren Herzens zu Jacob zurückkehrte, der schon lange in seinem Kahne saß, sie zu erwarten.

Er sah forschend in ihr Auge.

„Du bist so fröhlich und warst doch so tief betrübt?" fragte er. „Ach, was hab' ich für einen Sonntag gehabt?" sagte er seufzend. „Gott lasse mich keinen mehr so erleben!"

Sie lächelte ihn herzig an. „Sei gutes Muths, Jacob, die Base hat's gesagt, wir könnten's sein; sie würde Alles zu nichte machen!"

„Hat sie das gesagt?" rief fröhlich der Jüngling aus. „O, dann ist Alles gewonnen. Sie hat Muth und Kraft wie ein Mann."

Unter diesen Gesprächen landeten sie und stiegen langsam die Klosterhöhe hinauf, und droben in den Ruinen setzten sie sich unter den Schatten eines Nußbaums auf eine der Trümmer und plauderten süß und traulich wie schuldlose Kinder, bis die Abendsonne hinabgesunken war und die Nacht kam.

An demselben Nachmittage war früh der Hauptmann wieder da. Die Stube war vollgepfropft, allein die Gäste verliefen sich ungemein früh.

Zuletzt saßen nur noch Zwei bei dem Wirth. Es war eben der Hauptmann und der Rector der lateinischen Schule zu Trarbach, ein hagerer Schulmeister, den heute der Herr Hauptmann mit besonderer Freigebigkeit traktirte und davon war der Rector ein Liebhaber. „Wo ist denn Euer feins Töchterlein?" fragte der Magister. „Hab' ja heute das liebe Kind noch nicht erblickt?"

„Sie ist wieder bei der Base zu Cröv!“ rief ärgerlich der Molzenvetter. „Ich wollte, die Base wär' im Himmel!“ setzte er voll Ingrimms hinzu. „Was das für ein Ausbleiben ist!“

„Freilich,“ sagte das dürre Rectorlein, „es sollte ein Mägdlein in solchen Zeitläuften, wie sothane, nicht in der Nacht gehen!“

„Ja, ja, das sag' ich hundertmal; aber da predige ich tauben Ohren, denn das Mädel ist in die Alte wie verhext,“ sagte der Wirth.

„Nun, nun, Herr Molz,“ fiel ihm der Rector ins Wort, „so alt ist sie noch nicht und immer eine hübsche, stattliche Person. Nehmt's aber auch Eurem Kinde nicht übel. Die Mutter, Gott hab' sie selig, kannte das liebe Kind kaum, als sie das Zeitliche segnete, und die Base erzog es und war ihm Mutter. Da ist's wohl kein Wunder, daß sie ihm als Mutter gilt.“

„Freilich,“ sagte gedehnt der Wirth, der die Wahrheit dessen fühlte, was der Rector gesagt hatte.

„Dennoch,“ rief er aber dann, wieder in den frühern Unwillen zurückfallend, „könnte das Mädel früher heimgeben!“

„Ja wohl,“ sagte der Hauptmann zustimmend, der bis jetzt still in ein Loch gesehen hatte. „Sie könnte einmal recht geängstigt werden.“

„Davor ist mir nun nicht bange,“ versetzte der Wirth. „Das Mädel hat Courage wie ein Husar; aber wie leicht könnte ihr ein Unfall zustoßen! Ich meines Orts möchte so nicht in der Nacht gehen, denn sie ist keines Menschen Freund, zumal sie über das Kloster gehen muß.“

„Ja, richtig,“ setzte der Rector mit bedenklicher Miene hinzu.

„Hat das Etwas auf sich?“ fragte neugierig der Hauptmann.

Wirth und Schulmeister sahen sich fragend einander an.

„Erzählt Ihr's,“ sagte der Wirth zu dem Rector, „Ihr seid ein Gelehrter.“

Dieser räusperte sich etlichemale und hob dann an: „Allerdings, Verehrtester, man munkelt allerlei hier herum von dem Kloster. Ich kann's freilich nicht verbürgen, sintemalen und alldieweil ich selber das Spukwesen noch nicht gesehen habe, jedennoch sind Leute genug

da, die drauf leben und sterben, es sei in den alten Mauern nicht just. Und wenn man's so bedenkt, wie es seiner Zeit dort zuging, so könnt's einen eigentlich gar nicht verwundern, wenn der Herr ein Exempel statuirte, wie er die Verworfenheit straft."

„Ist's denn ein Geheimniß, weil Ihr nicht mit der Farbe heraus wollt?" fragte der Hauptmann. „Was war's denn für ein Dohlennest?"

Diese Frage hatte der Rector erwartet, der seine Gelehrsamkeit gern an den Mann brachte.

„Habt Ihr, gestrenger Herr Hauptmann und Gönner, schon etwas von den Gogel- oder Kugelherren gehört?" fragte der Rector. „Kugeln habe ich wohl pfeifen gehört, aber nichts von den Kugelherren," sagte lachend der Soldat.

„Der Stifter des Ordens," versetzte der Rector, „war Euer Herr Landsmann dazu, nämlich Gerhardus Groot aus Deventer, der Anno 1384 am zwanzigsten des Monats Augusti mit Tod abgegangen ist.

„Er war ein gar frommer Herr und daneben auch Canonicus in Utrecht; wollte seine Seele nach Art seines Glaubens zu höherer Seligkeit fördern und stiftete darum selbigen Orden mit sonderlicher Regel, und hat ihn der Papst bestätigt. Darauf haben die Ersten in Deutschland Posto in Geisenheim im Rheingau gefasset und sind dannenhero nacher Wolf gekommen, wo sie sich auf selbigem Berge ein Kloster erbauet, welches die Ritter und Grafen des Landes weidlich dotiret mit Gütern, Gülten, Zehnten, Gefällen, Rauchhafer, Bastardfall, Rauchhühnern und wie der Segen alle hieß, den sie dem Kloster spendeten."

„Ist das alles?" fragte der Hauptmann, als das Männlein inne hielt und aus seinem Glas einen Moslerzug that, das heißt, der bis auf den Boden reichte.

„Nein, nein, gestrenger Herr und Gönner," rief er darauf hastig, „ich bin noch keineswegs am Ende. Hört nur weiter. „Reichthum macht üppig und liederlich denjenigen, der sich nicht selber beherrschen und höhern Gebrauch von den Gottesgaben machen kann. Was zur Ehre Gottes und der Armen Heil geschenkt war,

verwendeten sie zum Wohlleben. So kam es denn, daß das sittliche Verderben mit allen Mächten einriß und das Kloster ein Pfuhl des Lasters und der Schwelgerei war. Da konnte denn das Strafgericht nicht ausbleiben. Schirmvogt und Erzbischof jagten sie fort und zerstörten die Stätte der Unzucht. Und als nun die Mönche hier und dort starben, mußten ihre Geister hierher wandern und als Gespenster umwandeln, und das müssen sie so lange, bis sie sich selber alle begraben haben."

„Wie?" fragte Gorgelsleth, den es eiskalt überlief.

„Ja," fuhr der Rector fort, „alle hundert Jahre finden sie für einen aus ihrer Mitte ein offenes Grab und legen ihn hinein, der dann erlöst ist; daher sieht man sie, nämlich wer ein Frohnsonntagskind ist, in langem Leichenzuge vorüberziehen von der Stelle, wo das Refectorium war, bis zum Gottesacker, und wenn sie kein Grab finden, tragen sie ihn wieder zurück, und so soll's alle Abende geschehen."

„Huh, huh!" rief der Hauptmann und schüttelte sich. „Ich sag' euch, ihr Herren, zehn Lebendige vor die Klinge und ich fürchte mich nicht; aber so ein Leichenzug könnte mich aus der eigenen Haut treiben, und die liegt doch recht fest an, wie ihr wisset. Wie möget ihr es doch zulassen," wandte er sich vorwerfend gegen den Wirth, „daß das herzliebe Kind zu solcher Nachtstunde über den gefährlichen Weg gehet?"

Dem Wirthe war es graulich geworden und er schüttelte sich mehrmals, der Vorwurf aber ärgerte ihn über die Maaßen.

„Was kann ich dafür," rief er zornig aus, „wenn die Alte zu Cröv das Kind so lange hält? Ich sollt' 'mal drüber maulen! Himmel und Erde, wie sollte dies Zankeisen mir den Kümmel reiben! Aber wenn ihr Euch so für das Mädel in den Riß legt, so stehet auf und gehet ihm entgegen, es zu schützen! Ihr habt ja den Bratspieß an der Seite!"

Der Rector überblickte schnell die Lage der Sachen. Er sah in des Wirthes Auge den Grimm, in dem des Hauptmanns die Verlegenheit, und mochte gern Beide befriedigen.

„Mit Gunst," sagte er, „ich glaube, daß dies nicht nöthig ist.

Einem so frommen, reinen, lieben Kinde thun die Geister nichts. Ihr werdet sehen, daß sie wohlbehalten ankommt. Auch weiß man hierorts genau, daß sie Niemanden etwas zu Leide gethan; sie tragen nur ihre Todten vorüber, damit ist's aus und fertig."

„Nein, nein!" rief der Wirth aus. „Wenn Ihr's mit dem Kind so gut meint, wie Ihr sagt, so geht ihm entgegen. Thut Ihr das nicht, so —"

„Halt!" rief der Hauptmann, „ich gehe schon!" Er stand auf und faßte den dürren Schulmeister am Arm und zog ihn, obwohl er sich sträubte, zur Thüre hinaus in die stockfinstere Nacht.

Kaum einige Häuser weiter stand er still.

„Herr Rector und guter Freund," sagte er, „wenn Ihr meint, ich hätte Lust nach dem verfluchten Kloster zu gehen und meinen Hals zu riskiren, so seid Ihr auf falscher Fährte. Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr sagtet, solch frommem Kinde, wie das herzige Käthchen ist, thäten die gespenstigen alten Schmöger nichts. Ich glaub's gewiß; da brauchte sie uns nicht. Sie wird nun auch ganz nahe bei Traben sein. Ueberdies ist es frisch diese Nacht, und da ich am Zipperlein laborire, so ist mir die Nachtluft nicht gut. Ich denke, wir wenden uns zur Pont und schiffen nach der guten Stadt Trarbach hinüber, legen uns ins Bett und pflegen der Gesundheit, die doch das edelste Gut bleibt, das uns Gott anvertraut hat."

„Da habt Ihr ein weises Wort gesprochen," versetzte der Rector, dem eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief. „So lasset uns denn umkehren und uns salviren."

Gesagt, gethan. Bald standen sie in der Pont, und als sie die Mosel von dem Ufer schied, wo die Gefahr drohte, kehrte Beiden der Muth wieder und ein Jeglicher suchte seine Wohnung.

Es war einer jener neckischen Zufälle, die im Leben oftmals eintreten, daß das herzige Käthchen längst stille hereingeschlüpft und hinter der Bretterwand Ohrenzeuge der ganzen Geschichte war, die, wenn sie auch ihr einigemal kühl um das Herzchen machte, dennoch Belustigendes genug für sie haben mußte. „Das alles muß die Base wissen!" sagte sie lachend zu sich. Als sie der Vater fand, war er zufrieden und legte sich gutes Muthes nieder.

Mittlerweile war es dem gestrengen Herrn Hauptmann van Gorgelfleth nicht nach Wunsch ergangen. Das Zipperlein mit all seinen Leiden hatte sich eingestellt und ihn auf das Bett der Ehre gelegt, auf dem er fluchend und tobend ausharren mußte. Nur allein der Herr Rector besuchte ihn da und tröstete ihn in seinen Schmerzen.

„Hört, gestrenger Herr und Gönner," hob er eines Tags an, „wie ich habe vermerken können, so buhlt Ihr um des Schwanenwirths Töchterlein. Laßt Euch rathen. Es sind noch mehr Leute da, die Euch ins Gehege gehen, absonderlich, wie ich höre, Einer in Cröv; ist aber ein blutarmer Schelm. Unterdessen ist ein Weiberherz ein kurios Ding, und wer ihm unbedingt traut, ist auf falschem Weg. Ich würde Euch rathen, das Vögelein einzufangen, so es eben noch Zeit ist."

„Ihr seid mein guter Freund," sagte betroffen der Hauptmann, der nicht im entferntesten daran dachte, daß ihm Gefahr drohe, „was soll ich's Euch verhehlen? Der alte Fuchs hat seine Einwilligung an etwas lästige Bedingungen geknüpft. Versteht Ihr Holländisch?"

„Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Griechisch und Lateinisch verstehe ich wohl," sagte der Rector mit Gravität, „aber Holländisch keine Silbe, es müßten denn einige Brocken sein, die ich von Euch aufgeschnappt."

„Blexem!" rief der Hauptmann, „das ist schlimm, ist denn sonst Niemand hier, der dessen kundig wäre?"

„Keine Seele, wohledler Herr und Gönner!" versicherte der Schulmann.

Während der Hauptmann das äußerlich bedauerte, jubelte er in seinem Herzen, weil er nun vollkommen sicher war, daß dem Wirthe Niemand seinen falschen Abschied würde deuten können.

„Aber," fragte der neugierige Rector, „wenn ich fragen darf, was hielt sich denn unser Freund Molz aus?"

„Das sollt Ihr hören," entgegnete der Hauptmann, „denn Ihr sollt Zeuge sein bei dem Acte, den ich sofort will aufnehmen lassen. Thut mir den Gefallen und ruft mir alsobald den öffentlichen kaiserlichen Notar Zillesius hierher."

Der Rector nahm sein Spanischrohr, rückte seine Perücke oder Atzel zurecht und ging, seines Gönners Wunsch zu genügen.

Nicht lang nachher trat der Notarius Zillesius in das Gemach auf der Gräfinburg, setzte sich nach großen Förmlichkeiten an den Tisch und begann seinen Act, worin der Hauptmann Jan van Gorgelfleth seiner Zukünftigen, Katharine Molz, seine Güter Harterdam und Eulendorp in Nordbrabant, und Alles, was er von seinen beiden Tanten, Laurentia und Eva van Gorgelfleth, ledigen Standes in Saardam, und seinem Oheim, dem Exgouverneur von Java, Herrn van Audermeulen, inskünftige zu erben habe, wie auch alle seine fahrende Habe verschrieb. Nachdem der Act geschlossen und versiegelt war, unterschrieb der Hauptmann und der Rector als Zeuge.

Hierauf nahm der Hauptmann Beiden das Versprechen der Verschwiegenheit ab, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

Wenn der Soldat auf Verschwiegenheit rechnete, so war seine Rechnung falsch; denn der Rector war eine alte Plaudertasche und der erste Mährchenträger in Trarbach.

Gegen den folgenden Mittag fühlte der Hauptmann sich so munter, daß er hinüber konnte nach Traben.

Freudig begrüßte ihn der Molzenvetter, und sein Gesicht verklärte sich in seliger Hoffnung, als ihm der Hauptmann den Abschied und den Act vorlas und den ersteren verdeutschte. Er erhielt das Jawort des Vaters in bester Form.

„Was hilft mich das,“ sagte der Hauptmann; „macht, daß ich das Wort Eurer Tochter und den Brautkuß erhalte!“

„Alles im Sturme!“ brummte der Wirth. „Wartet's ab! Die Zeit bringt Rosen. So ein Mädchen ist wie eine Festung, sie will belagert und erobert sein. Das müßt Ihr doch aus Kriegserfahrung wissen.“

Das merkte sich der Hauptmann und bot alle Liebenswürdigkeit auf, die ihm zu Gebote stand; allein das Alles erwarb ihm noch keinen freundlichen Blick. Er versuchte es mit glänzenden Geschenken, aber sie nahm sie nicht an.

Als er es dem Alten klagte, rückte der mit Entschiedenheit vor; aber wie erstaunte er, als ihm das Mädchen bestimmt und

fest erklärte, sie werde eher in die Mosel laufen, als den Hauptmann heirathen! Er bat, aber sie beharrte. Er drohte, aber sie wankte nicht. Er donnerte, haselirte wie rasend im Hause herum, aber unter Thränen erklärte das Mädchen dasselbe.

Nun war der Friede aus dem Hause gewichen. Ebenso vergeblich blieben die Vorstellungen aller Vettern und Basen aus Trarbach, Enkirch und Traben. Was zur Familie gehörte, legte sich ins Geschirr, um der Ehre willen; allein das Mädchen begriff die Ehre nicht und sagte nein.

So standen die Sachen, als eines Tags ein Mann von Cröv sich am Tische des Schwanenwirths niederließ. Der Wirth reichte ihm das Schöpplein und setzte sich zu ihm. Vom Wetter anhebend, kam endlich der Mann auf die Heirath zu reden und brachte seinen Glückwunsch gehörig an.

„Ja, ja," sagte der Molzenvetter, „das Alles wäre schon recht schön und gut, wenn nur das Mädchen wollte!"

„Aha!" sagte der Cröver, „merkt Ihr nichts?"

„Was denn?" fragte der Wirth mit Neugierde.

„Ei, daß die Base dahintersteckt!" rief der Cröver.

„Daß dich das Mäusel beiß!" rief Molz aus. „Ich glaube Ihr seid auf der rechten Fährte."

„Ob ich das bin?" sagte der Andere, „freilich bin ich's. Dem Perlhuber sein Jacob löffelt um das Mädchen schon seit der Confirmation herum, und die Kathrinebas' sieht's gern, weil sie den Jungen gern hat."

„Der ist ja aber so arm wie eine Kirchenmaus! Das muß ich sagen!"

„Es wäre der ein rechter Schwiegersohn für Euch. Und — wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch etwas erzählen.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß am Sonntag vor acht Tagen das Käthchen spät heimkam?"

„Freilich!" rief der Wirth.

„Nun, da war ich in den Klostermauern —"

„Ihr?" fragte mit Entsetzen der Wirth. „Thaten Euch denn die Geister nichts?"

„Das fragt Ihr doch wohl nur im Spaß und Utz," sagte der Cröver, „denn vernünftige Männer glauben an keine Kindermährlein. Kurz, ich saß da, und alsbald kam Käthchen und Jacob Arm in Arm, und herzten und küßten sich."

„Ei so fahr' Euch das Wetter in den Lügenhals hinein!" tobte der Wirth. „Das thut mein Kind nicht."

„Seht's selber," sagte der Mann ruhig. „Laßt übermorgen das Mädchen nach Cröv gehen und kommt um acht Uhr auf das Kloster. Ich erwarte Euch da, und wenn Ihr's nicht selber sehet, was ich sage, so sollt Ihr das Recht haben, mich einen schlechten Mann zu nennen. Ich erwarte Euch."

Damit zahlte er sein Schöpplein, sagte Adjes und ging.

Der Wirth war außer sich. Er rannte wie ein Verrückter umher und durfte doch, wollte er hinter die Geschichte kommen, nichts sagen; aber zorniger als je sprach er sein Ja, als Käthchen fragte, ob sie morgen nach Cröv zur Base gehen dürfe?

Am Samstag Mittag kam der Hauptmann. Auch seine Stirne lag in krausen Falten, und man sah es ihm an, daß er etwas Unangenehmes hinter dem Berge hielt.

Als sie allein waren, sagte er: „Schwiegervater, was hab' ich gehört? Das Mädchen soll in Cröv eine Liebschaft mit des Perlhuber's Jacob haben. Schöne Geschichten!"

„Hab's auch gehört," sagte verblüfft darüber, daß es der Eidam schon wußte, der Molzenvetter. „Ich kann's gar nicht glauben. Um aber dahinter zu kommen, schlag' ich Euch vor, daß wir morgen gegen Abend auf das Kloster gehen und aufpassen."

„Auf das Kloster!?" rief der Hauptmann und entfärbte sich. „Was Teufels fällt Euch ein? Wollt Ihr den gespenstigen Kugelherren, wie sie der dürrbeinige Schulmeister nennt, in die Mäuler laufen?"

„Ach was!" sagte der Wirth. „Ich hab' in Cröv einen guten Freund, der ist ein Teufelsbanner, der wartet auf uns. Soll denn die Sache so im Zweifel bleiben? Ihr müßt dahinterkommen und ich auch. Nehmt Euern Palasch mit und einen Knittel, dann laßt sie kommen."

Der Hauptmann wußte nicht, ob er träume, so hatten sich des Molzenvetters Gedanken geändert. Er starrte ihn ungläubig an.

„Was guckt Ihr da?“ fragte dieser. „Soll ich Euch, einen wetterharten Soldaten, an Muth übertreffen? Pfui, die Schande werdet Ihr Euch doch nicht machen?“

„Wer führt Euch aber die Wirthschaft?“ fragte der Hauptmann, der nach Abwehr des Anmuthens suchte.

„Dafür laßt mich sorgen,“ erwiederte der Wirth. „Mein Vetter, der Küfer Kaspari, der drunten an der Mosel wohnt, hat schon mehrmals meine Stelle redlich vertreten. Also bleibt's dabei, Punkt acht Uhr!“

Was wollte der Hauptmann machen? Gab er sich bloß, so war es um seine Ehre als Soldat vollends geschehen; er mußte also zusagen.

Die Unterredung wurde durch Gäste unterbrochen, die Platz nahmen. Sowohl der Wirth als der Hauptmann waren sehr zerstreut diesen Tag, und Keiner brachte es so weit, ein Lanzknechtchen oder Knöchelspielchen zu machen.

Frühzeitig zog der Hauptmann ab, zumal sich Käthchen heute gar nicht sehen ließ.

In einem der Keller des Klosters Wolf auf der Höhe, welche in scharfem Bogen die Mosel umkreist, war an diesem heiligen Sonntag ein verwunderlich Treiben. Da lagen zehn Fackeln und eine Laterne, die am hellen Tage brannte. Da stand eine Bahre zum Tragen, wie sie Schreiner haben, um neues Geräth zu den Kunden zu bringen. Da stand ein Korb mit weißen großen Tüchern, und dabei saßen, leise plaudernd, Jacob und neun junge Burschen aus Cröv. Was aber das Possierlichste war, in einer Ecke lehnte eine Figur, die eine Art holländische Uniform anhatte. Sie war aus Stroh gemacht und hatte eine Larve vor und einen Federhut auf.

„'S ist doch ein mordpfiffig Weibsbild, die Kathrinebas',“ sagte der Jacob Perlhuber. „Wer wäre auf den lustigen Einfall gerathen?“

„Wenn du dir den Wanst von Holländer vom Leibe schaffst

und das schöne Kind kriegst," sagten die Anderen, „so mußt du ihr die Hände küssen."

„Will's auch thun," sagte er, und die Hoffnung malte sich auf seinem blühenden Gesichte.

„Wißt ihr was," hob wieder ein Anderer an, „ich denke, wir nehmen die Kreide und malen uns einstweilen die Gesichter weiß. Das ist eine abscheulich langweilige Arbeit."

Alle stimmten bei und der Bursche begann die Gesichter mit Kreide weiß zu machen. Bald sahen die blühenden Gesichter der jungen Leute fürchterlich aus, und als der Mann von Cröv, der die beiden Helden erwartete, in das Gewölbe trat, fuhr er fast mit Entsetzen zurück, so schauderhaft war in der That der Anblick. An Stoff zum Lachen und zu allerlei Schnacken fehlte es nicht. Als es gegen acht Uhr ging, fragte der Mann einen der Burschen: „Weißt du auch deine Rede noch?"

„Freilich;" lachte der, und Jener ging, nachzusehen, ob die Erwarteten recht bald nahten; aber Alles war still, und so weit das Auge reichte, konnte man Niemanden sehen.

Endlich, als die Sonne schon lange hinabgesunken war, kamen die beiden Helden langsam den Berg herauf, wurden von dem Wartenden empfangen und hinter das Gebüsch, das sich erst mit jungem Grün geschmückt, geführt, wo man das Innere der Mauern übersehen konnte.

Still saßen sie da auf dem schwellenden Moos und harrten des liebenden Pärchens.

„Sie kommen nicht und es wird dunkel," sagte mit angstbebender Stimme der Hauptmann.

„Seid kein Narr, Schwiegersohn," flüsterte ihm der Wirth ins Ohr. „Wollt Ihr Eure Soldatenehre vor dem fremden Manne verlieren? Ich habe Courage, so lange der bei uns ist."

Der Hauptmann biß sich in die Lippen. Allmählich wurde es dunkler.

„Das Teufelsmädel!" brummte der Wirth, dem es doch auch nicht geheuer war. Er hielt sich fest an des Crövers Arm.

„Seid doch kein Kindskopf, Molzenvetter," sagte der halblaut. „Ich glaube gar Ihr zittert?"

„Es ist der Grimm über das Mädel!“ rief Molz.

„Was Grimm?“ sagte der Hauptmann, der sich über die Lüge des Wirths ärgerte, der doch so wenig Muth hatte als er selber, und jetzt den Eisenfresser spielen wollte, „Geisterfurcht ist's!“

„Nun wird's gut,“ sagte zornig der Wirth. „Ein Esel nennt den andern Langohr!“

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, altes Weib,“ fuhr der Soldat auf, „oder ich spalte Euch den Kopf!“

„Ei sieh da,“ schrie der Wirth, „wie wird der Held von Bergen op Zoom auf einmal so tapfer! Lief dort vor einem Deserteur fort, der ein weißes Hemd übergezogen, und will mich hier der Geisterfurcht zeihen! Altes Weib! Wer weiß, wem von uns Beiden der Weiberrock am besten paßt? Himmel und Erde, wenn ich so einen Helden sehe, der das Fersengeld zahlt, wenn's in die Schlacht geht! Meint Ihr, Eure Soldaten wären blind und stumm? Mich ein altes Weib nennen? Ei da soll ja —“ Aber die Verwünschung blieb ihm in der Kehle sitzen, die des Hauptmanns Faust, in solchen Kunstgriffen geübt, mit Riesenstärke gefaßt hatte.

Der Wirth war auch nicht schwach. Er rang sich aus den Fäusten des Soldaten heraus und schlug mit aller Kraft auf dessen weit vorstehende Nase, daß ein Blutstrom daraus hervorquoll.

Die Rauferei würde ohne Zweifel noch zu größeren Thätlichkeiten geführt haben, hätte nicht der Cröver überlaut gerufen: „Was ist das?“

Die Streitenden ließen sich los und fuhren mit den Köpfen herum.

Da kam aus dem Gewölbe ein Zug weißer Gestalten mit Leichengesichtern. Ein Jeder trug eine Fackel in der Hand. Langsam schritten sie daher, und in ihrer Mitte erschien die Bahre mit dem aufgeputzten kleinen dicken Strohmanne.

Die Dämmerung ließ das Alles noch schauerlicher erscheinen.

Von lähmendem Schrecken gehalten, starrten die Beiden, welche eben so kampferhitzt waren, den gespenstigen Zug an. Sie konnten nicht von der Stelle.

Da sprach eine dumpfe Stimme: „Tragt den Hauptmann van Gorgelfleth zu seiner Gruft, den Lügner, Säufer, Spieler und Betrüger!“

„Siehst du, Hund,“ schrie der Hauptmann und schlug den Wirth zu Boden, das ist dein Werk!“ Und von Todesschrecken ergriffen rannte er über Stock und Stein davon; stürzte zur Erde, raffte sich aber wieder auf und lief, so schnell er konnte, den Berg hinab.

Der Cröver winkte, und blitzschnell waren die Fackeln sammt den Trägern in dem Gewölbe zurück.

Der Wirth lag regungslos an der Erde. Als der Cröver in das Gewölbe lief, rief er: „Jacob, wasche dich schnell und komm, der Soldat hat den Alten geschlagen, daß er ohne Besinnung ist.“ Drauf kehrte er zu dem Wirthe zurück, wohin ihm Jacob schnell folgte, während die Anderen ihr Geräthe verbargen und gen Cröv hinabliefen unter herzlichem Gelächter über den Possen, den sie Beiden gespielt.

Eben als der Wirth unter den Bemühungen der Beiden erwachte, kam die Base mit Käthchen langsam daher. Sie hielt sich sehr ernst, Käthchen ahnte von der Geschichte nichts, denn die Base hatte sie wohlweislich aus dem Spiele gelassen.

Wie erschrack das gute Kind, als sie ihren Vater leichenblaß sah und an diesem Orte.

„Wie kommt Ihr hierher, mein Vater,“ fragte sie angstvoll. „Ist Euch etwas passirt?“

„Passirt? Du ungerathenes Ding,“ kollerte der Alte. „Bin ich nicht deinetwegen mit dem Holländer, dem Flegel, hierher gegangen, und der Kerl haut auf mich wie besessen? Fragst du noch? Dich wollten wir abfangen mit deinem Buhlen, der hier ist, und da kommen die Geister fast noch bei hellem Tage!“

Käthchen begriff die Geschichte nicht. Sie starrte bald ihren Vater, bald die Base an.

„Es scheint, der Wein hat Euch den Kopf verwirrt, Schwager,“ sagte diese; „denn sonst könntet Ihr so sinnlos nicht reden. Ohnehin wollt ich Euch sagen, daß Eure Wirthschaft mit dem Holländer mir

nicht gefällt, und daß ich im Begriffe bin, mein Testament zu Gunsten des hier anwesenden Jacob Perlhuber zu machen. Gebt nun Euer Kind dem reichen Offizier, es bedarf meines Geldes nicht.“ Sie drehte sich um und ging ruhig den Weg nach Cröv zurück.

Eine Weile stand der Wirth wie versteinert; dann lief er ihr nach. „Kathrine,“ rief er, „bist du verrückt geworden? Mein — deiner Schwester Kind willst du enterben? Ich bin ein geschlagener, ein verlorner Mann!“

„Gebt sie dem reichen Holländer!“ sagte unerschütterlich die Base.

„Um Gotteswillen, Kathrine,“ rief der geängstigte Wirth, „glaubst du denn, ich gäbe dem Menschen mein Kind, der mich abgebläut hat, der mich erwürgen wollte? Nein, niemals, so wahr ich lebe! Hast du denn das Testament schon gemacht?“

„Es ist Alles fertig,“ sagte sie. „Gestern war ich in Trarbach, denn ich hörte, Ihr hättet Euer Jawort gegeben.“

„Ist's denn nicht mehr rückgängig zu machen?“ fragte er in bebender Angst.

„Ich breche mein Wort nicht!“ sprach Kathrine.

Der Cröver war indessen langsam herbeigekommen, während sich das bebende Mädchen an ihren Jacob lehnte.

Erschrocken fuhr der Wirth herum, als er die Tritte hörte, wurde aber wieder ruhig, als er den Mann erkannte.

„Ich wüßte einen Rath,“ sagte er zu dem Wirthe, „wie nämlich das Vermögen der Kathrinebas' dennoch Euerm Kinde bliebe, Molzenvetter. Gebt dem braven Jacob das Käthchen zur Frau, so ist Alles gut. Dem dicken Holländer werdet Ihr sie wohl nicht geben wollen, denn ich bin Zeuge, daß er Euch den Hals umdrehen wollte. Das ist ja ein Strauchmörder! Der würde, wär' er Euer Schwiegersohn, Euch das Mus auf dem Kopfe hacken und dem guten Kind ebenso. Der Jacob ist, wie Ihr seht, nun ein reicher Bursche, und brav ist er und treu wie Gold. Besinnt Euch kurz!“

In fieberhafter Aufregung stand der Wirth da. Er wußte nicht, was er thun sollte. Immer verworrener wurden seine Gedanken.

„Ach Gott,“ sagte er und seufzte tief auf, „ich weiß nicht, was ich thun soll!“

„Mir ist recht, was der da gesagt hat,“ sprach die Base in ihrer unüberwindlichen Ruhe. „Bedenkt, Schwager, daß der Jacob sein Geld braucht und Ihr Alles herausgeben müßt. Da ist kein Ausweg.“

Da rief, um der Folterqual los zu werden, endlich der Wirth: „So mag er sie nehmen in Gottes Namen!“

„Kommt her, Ihr Kinder,“ rief da plötzlich in seliger Freude die Base, „er will euch seinen Segen geben!“

Die kamen schnell wie der Wind daher und er legte ihre Hände in einander, sah aber immer noch scheu um sich.

„Nur laßt uns diesen vermaledeiten Ort verlassen, so schnell als möglich,“ bat der Wirth; und sie gingen nach Cröv, wo die Verlobung diesen Abend noch gefeiert wurde.

Am andern Morgen mußte Jacob den Schwiegervater und die Braut nach Traben fahren, denn der Wirth wäre um kein Gut mehr über das Kloster gegangen.

Der Hauptmann betrat des Wirthes Schwelle nicht mehr, und da die Probe seines Heldenmuths allgemein bekannt wurde, kam es ihm sehr gelegen, daß seine Compagnie bald darauf abgerufen wurde zum größten Leidwesen des Herrn Rectors.

Eine fröhliche Hochzeit folgte bald, und Jacob schickte sich so gut in die Wirthschaft, daß der Wirth die geisterhaften Mönche segnete, die ihm einen so guten Schwiegersohn zugeführt. Käthchen kam bald hinter die Geschichte, aber sie grollte weder der Base noch ihrem lieben Manne.

Hier endete mein Vetter Stoffel. „Bravo!“ sagte ich, „aber sag' mir doch, wo hast du die Geschichte her?“

„Ich habe dir's ja schon gesagt,“ antwortete er, „aus der Chronik von Traben!“

Des Domprobsts Mündel.

Eine historisch-romantische Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

I.

Einem mehr nassen als kalten Januar war der milde Februar des Jahres 1349 gefolgt. Ungewöhnlich heiter und warm waren die Tage, und schon sah man das junge Grün auf den Wiesen und die Maßliebchen blickten freundlich daraus hervor, und der Wiesenranunkel glänzte goldgelb aus seinen saftigen Blättern. An sonnigen Rainen blühte das duftende Veilchen und der wilde Johannisbeerstrauch trieb frischgrüne Blättlein. Auch die Lerche und der Buchfinke ließen ihr Frühlingslied hören — kurz, überall begann sich das frohe Auferstehen anzukündigen, das dem öden Winter folgt und Wonne jeglicher Kreatur bringt.

Es war eben um diese Zeit, als die Umgegend von Frankfurt am Main einen gar seltsamen Anblick darbot. Die Thore waren bewacht und wohl versorgt. Ueberall sah man wehrhafte Bürger auf den Thürmen und Mauern. Vor der Stadt dehnte sich ein mächtiges Kriegslager aus, das rings ein Erdwall und Graben, und innerhalb desselben noch eine ansehnliche Wagenburg, umgab. In dem Lager regte es sich im bunten Gewimmel. Ritter und Reisige kamen und gingen. Größere Abtheilungen schwärmten den Main hinab gen Höchst, ebenso gegen das Gebirge bis Kronberg und jenseit weithin in die Ebene. Das Lager bildete ein Oval, dessen Mittelpunkt ein gar ansehnlich und stattlich Gezelt einnahm, dessen Ausdehnung und Pracht schon genugsam seinen Bewohner angekündigt haben würde, auch wenn nicht zwei Herolde mit dem Reichswappen auf der Brust über dem gelben Rocke dort sichtbar gewesen, und die mächtige Reichsfahne auf der Zinne des Gezeltes mit dem Winde gespielt hätte. — Dort wohnte des Reiches Oberhaupt.

Hatte denn der Krieg sein entsetzlich Spiel begonnen? Wurde die Reichsstadt belagert? Hatte sie vielleicht rebellisch sich aufgelehnt gegen des Kaisers heilige Majestät — denn das große Gezelt mit der Fahne und den Herolden war das Kaiserzelt.

Nichts von dem Allem hatte sich zugetragen.

Im Prediger-Kloster zu Frankfurt war am 1. Januar 1349 nach manchem Wirren der edle Fürst Günther von Schwarzburg durch die Kurfürsten von Mainz, von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg gewählt worden zum Kaiser des deutschen Reiches, da sie Carl's IV. Wahl und Krönung für ungiltig erklärten. Günther hatte die Wahl angenommen und nahte sich der Wahl- und Krönungsstadt mit einem ebenso ansehnlichen als auserlesenen Heere, dessen kriegerischer Geist sich nicht verkennen ließ. Wohl dachte der neue Kaiser nicht daran, daß ihm die Wahlstadt ihre Thore zuschlösse. Aber das alte Recht war heilig, und es erblickte mit Staunen Günther sich in die Nothwendigkeit versetzt, entweder schnell den Gegner, Carl IV., aufzusuchen, ihn zu überwinden und sich so die Thore zu öffnen, oder sechs Wochen und drei Tage zu lagern vor den Thoren der Stadt und des Feindes zu harren. Waren diese Tage um und der Gegner kam nicht, so zog ungehemmt der Kaiser ein.

Günther war klug genug, die Privilegien der alten Stadt zu ehren. Er ließ ein Lager schlagen und bezog es. Der günstige Winter machte das möglich. Er harrete des Feindes, stets gerüstet, aber er kam nicht. So wurde das Leben im Lager ein fröhliches Lustlagerleben, wo die Kurzweil ihre verhaßte Stiefschwester nicht zur Herrschaft kommen ließ. Alle Bedürfnisse flossen in reichen Strömen dem Heere zu, und das Geld der kaiserlichen Kammerknechte in der Judengasse zu Frankfurt fand leichten Weg ins Lager und fröhlichen Willkomm.

Es war eben in der ersten Hälfte des Februars 1349, als sich von Falkenstein her ein Zug Reisiger gegen Frankfurt hin bewegte. Es mochten wohl an die dreißig wehrhafte Männer in den besten Jahren sein, wohl beritten, bewappnet und gekleidet. Sie führten

ein Fähnlein, drinnen das Wappen derer von Falkenstein kunstreich gestickt war, ein Wappen, das schon von eines Zeltes Zinne im Lager gar stattlich wehte. An des reisigen Haufens Spitze konnte man zwei Ritter erkennen. Der Eine, jung, edel gebaut, groß und stattlich, trug eine stahlblaue Rüstung mit dem Wappen der Ritter von Wiltberg auf dem Schilde; der Andere, ein Greis, gebeugt von der Last der Jahre, von bleichem, krankhaftem Ansehen, trug ein pelzverbrämtes Sammtkleid von dunkler Farbe, einen Sammthut, der tief herab das schneeweiße Haar bedeckte, und einen weiten Mantel darüber, der ihn gegen die möglichen Wechselfälle der Witterung sicherstellen konnte. Der Zug bewegte sich langsam fort und die Ritter sprachen traulich, indem der Greis, nach der Alten Art, Geschichten aus früheren Tagen lebhaft erzählte, die der Jüngere schon oft gehört haben mochte, da er mehr seinen eigenen Gedanken nachzuhängen schien, als auf jene Gespräche zu hören.

„Siehst du, Rüdiger," fuhr der Alte fort, „unsere Freundschaft, nämlich die deines Vaters und die meine, datirt sich von Kaiser Ludwig's Römerzug. Gott gnade ihm! Damals, als wir schon die Wachfeuer des verfluchten unteritalischen Gesindels auf den Höhen von der Engelsburg aus deutlich sahen, als die gährende Stimmung der treulosen gelben Römer sich kecker kund gab, merkte der Kaiser, es sei Zeit, von dannen zu ziehen. Wir hätten gerne das Nest der Molche anstecken mögen; was aber der edle Kaiser verboten hatte. Wir, dein Vater und ich, gehörten zu den Letzten, die aus dem großen Thore zogen, was gen Deutschland weißt. Da schmiß mir so eine gelbe Teufelslarve einen Stein auf den Kopf, daß ich betäubt vom Pferde sank. Ungemessener Jubel umtönte uns. Mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr mit dem Uebermuthe des Gesindels. Da brachte mich dein Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus der Stadt, wußte mir durch des Kaisers Leibarzt Hilfe zu verschaffen und brachte mich unter den größten Mühseligkeiten, Opfern und Gefahren bis Pavia, wo der Kaiser weilte und ich genas. Damals schwur ich ihm ewigen Dank und ewige Treue.

Leider starb er am Fieber, als wir Bayern erreichten, und meiner Liebe bliebst nur du, sein einziges, auch mutterloses Kind."

„Ihr habt die Treue edel geübt, Herr Ritter," sprach Rüdiger von Wiltberg. „Ihr habt das aus mir gemacht, was ich bin. Euch danke ich Alles. Vater seid Ihr mir, wie Euer edles, in Gott ruhendes Weib mir treue Mutter war."

„Da hast du Recht, Rüdiger," fiel ihm der Alte ins Wort. „Sie war ein Weib nach dem Herzen Gottes. Ach, daß sie so frühe uns entrissen wurde und meine Agnes mir als Waise ließ!"

Als der Ritter den Namen „Agnes" aussprach, drängte sich aus Rüdiger's Brust ein Seufzer; aber kein Wort folgte dem stillen Zeugen inneren Gefühles, wohl aber sank der Kopf merklich der Brust zu.

„Ist dir dein Helm schwer, bei dem warmen Wetter?" fragte liebevoll der Greis den Ritter.

Jener lächelte wehmüthig. „Ach nein," sprach er; „wohl aber hat mich ein eigenthümlicher Athem angeweht aus vergangenen Tagen. Ihr wißt, wie es mir allemal ein Gebreste macht, wenn ich an den doppelten Verlust, den ich so frühe erlitten, erinnert werde."

„Ja, ja;" sagte schmeichelnd der Alte; „doch sei du zufrieden. Du hast in mir einen Vater, der auch für deine Zukunft sorgt."

Indem der Alte so sprach und ohne Zweifel noch weiter würde darüber sich ausgesprochen haben, wie er für Rüdiger's Zukunft sorgen wolle, da dieser blutarm war und nur ein unbedeutend Gan=Erbantheil an der Väter Burg hatte, wo seine Sippe zusammen wohnte, wie Häringe in einer Tonne, ritten sie aus dem Walde heraus, welcher sich jenseit Kronberg gegen die Ebene dehnte, und vor ihren Augen breitete sich jetzt das Lager schon aus, obwohl sie noch weit davon entfernt waren. Dies gab dem Gespräch eine ganz andere Wendung. Rüdiger tadelte den Eigensinn der Frankfurter Ellenritter, wie er sich nach dem Geschmacke seiner Zeit und seines Standes ausdrückte, und meinte, der Kaiser solle nicht so viel Federlesens mit ihnen machen. Jetzt aber hatte er so recht in einen Bienenstock gestochen.

„Ei, ei!" rief der Alte und hielt sein edles Roß an, „Rüdiger, du weißt, ich bin ein Freund der Stadt und halte es mit ihr seit langen Jahren, und Geipel von Holzhausen, der wohledle Schultheiß, ist mein Freund, mit dem auch dein Vater in gutem Vernehmen stand; ich bin anderer Meinung als du in deiner Unerfahrenheit. Die Frankfurter hielten's wahrlich lieber mit dem Günther; aber es ist ihr gutes Recht und Privilegium, was sie behaupten. Hat mir doch Geipel selbst, als ich meine Agnes in sein Haus brachte, das Pergament vorgezeigt, an dem in einer Bulle das kaiserliche Insiegel hängt, und dessen Inhalt vorgelesen. Da ist es der Stadt verbrieft, daß sie nicht gehalten ist, einem Kaiser ihre Thore zu öffnen, der zwiespältig erwählet ist, und einen Gegenkaiser hat, es sei denn, er habe jenen in offener Feldschlacht besiegt, oder sechs Wochen und drei Tage vor der Stadt Thoren und Mauern gelegen und des Gegenkaisers geharret zum Kampf. Auf ihren Rechten ruhet der Stadt Wohl, und was bleibt ihr, so sie sich deren selber begibt?"

„Das ist ein Anderes!" versetzte scheinbar überzeugt der Ritter.

„Ja, ja," fuhr Jener fort, „ihr junges Volk meinet mit Euren Trotzköpfen und Schwerdtern Alles rund abzuthun, aber das Recht muß man ehren, dem Unrecht wehren, das ist Ritter-Art!"

Noch lange demonstrirte der Ritter seinem Begleiter von der Stadt Rechten und Privilegien, während Rüdiger mit seinen Gedanken im Hause des Schultheißen Geipel von Holzhausen war; doch nicht aus besonderem Interesse an diesem, sondern an einem andern Wesen, das seinem Herzen theurer war.

Allmählich jedoch wurde der Raum, der sie von dem Lager trennte, kürzer, und bald hielten sie an der Holzbrücke, die über den Graben weg zum Lager selber führte.

Die wachehaltenden Reisigen riefen an; als aber der Ritter seinen Namen genannt, da wurde er mit Ehrerbietung begrüßt und eingelassen. In den Zeltgassen bewegten sich umherschlendernd viele Ritter und Edelknechte, sowie auch Knappen, Reisige und Troßbuben. Hierher und dorther grüßten Bekannte und Befreundete, und nach

manchem Anhalte gelangten sie vor das Zelt des Kaisers, wo die Herolde ihre Namen laut ausriefen. Die Ritter saßen ab, die Knappen nahmen ihre Rosse am Zügel und die Reisigen blieben auf ihren Rossen, weitere Befehle erwartend.

Eben als der alte Falkensteiner in das Zelt trat, das eine große Vorhalle bildete, wo viele edle Herren umherstanden, kam aus der anderen Abtheilung hinter einem Vorhange, den zwei Diener ehrfurchtsvoll erhoben, ein Mann heraus, dem Alles ehrerbietig Raum machte.

Es war eine jener heroischen Gestalten, in denen die Natur die Fülle ihrer Kraft vereint zu haben scheint. Groß, daß er über die Meisten der Anwesenden hinaussah, wie einst der König Saul über ganz Israel, nämlich eines ganzen Kopfes Höhe; dabei so muskelkräftig und breit an Brust und Schultern, daß man seine Riesenkraft auch ohne weitere Proben begriff; so wohl genährt, daß ein stattlich Bäuchlein sich vor ihm geltend machte — schritt der Mann in stolzer Haltung daher, und die Tracht eines geistlichen Würdenträgers wollte zu dieser ritterlichen Gestalt gar nicht recht passen. Seltsam war es zudem denn auch anzuschauen, daß er ein mächtiges Schwerdt an reichem Wehrgehänge trug, mit dem sich das große goldene Kreuz auf der Brust, das Zeichen der Würde des Domprobsts der Stadt Mainz, sich ganz friedlich vertrug, also daß man ohne weitere Umstände verstehen lernte, daß beide oft schon gute Nachbarschaft gehalten in Zeiten des Kampfes und Sturmes. Ueber dieser breit und hochgewölbten Brust erhob sich ein dicker Hals, den er fast frei und bloß trug, und über diesem ein stattlicher Kopf, dem man trotz der Größe seiner Formen, der mächtigen Nase und den breiten, strotzenden, rothglühenden Backen, das Zugeständniß männlicher Schönheit nicht abstreiten konnte; denn der Mund hatte so viel Einnehmendes und Freundliches, das Auge strahlte so geistvoll und muthig, die Stirne wölbte sich so hoch und stolz, und die braunen Haare lagen in so gefälligen Ringeln um den Kopf, daß man ihn ohne Wohlgefallen nicht sehen konnte, wenn schon mehr als vier Decennien längst den Schmelz der Jugend abgestreift hatten.

Besah man sich aber das Gesicht genauer, so war List und Schlauheit, Stolz und Herrschsucht, Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Sinnes so wenig mißzuachten, als sich die Ueberzeugung aufdrängen mußte, der trage das Schwerdt nicht zu eitler Schau, sondern verstehe ebenso wohl den Segen des Priesters, als die kernhaften Hiebe des Kämpfers auszutheilen.

Wie schon bemerkt, machte ihm die zahlreiche Versammlung mit ehrerbietiger Scheu Raum. Ueberall grüßte er mit einer gewinnenden, stolz demüthigen Freundlichkeit, und hatte hier und dort Einem ein honigsüßes Wörtlein zuzuflüstern, worauf sich denn der also Beglückte tief beugte.

Auch die beiden Ankömmlinge traten ehrerbietig zur Seite; Rüdiger, ohne alle besondere Gefühle, denn er kannte den Mann nicht, mit Ausnahme der Neugierde und des Wohlgefallens an solcher Manneskraft. Anders war es dagegen mit dem alten Herrn Ulrich von Falkenstein. Dieser wurde todtbleich, als er den Domprobst sah. Scham oder Furcht war's jedoch nicht, was ihn beseelte, sondern eine Wehmuth und tiefer Schmerz, der sich deutlich genug in dem Auge aussprach, das nahe daran war, daß es sich mit einer Thräne füllte.

Der Domprobst schritt rasch voran. Jetzt war er in die Nähe dieser Beiden gekommen. Ein messender Blick flog über Rüdiger's stattliche Gestalt hin. Der Blick war beifällig. Jetzt aber sah er den gebeugten Greis — und sein Antlitz entfärbte sich — er wandte es ab und ging schnell vorüber. Rüdiger hatte so gut den Blick gesehen, als Herr Ulrich auch, und staunte und sah den Alten fragend an. Der neigte seinen bleichen, zuckenden Mund zu seinem Ohr und sagte, ihm verständlich — doch leise:

„Das war mein Bruder, der Domprobst Kuno von Falkenstein!“

Rüdiger fuhr zusammen. Er hatte das Unglück, weder Bruder noch Schwester zu haben. Er dachte sich das geschwisterliche Verhältniß so zart, so schön, so beglückend, daß er, obwohl er wußte, daß Ulrich und Kuno in alter Spänne lebten, und Letzterer seit

neunzehn Jahren allen Verkehr mit Ulrich abgebrochen, dennoch ein solches Verhalten nicht begreifen konnte.

Ein Kämmerling war, während Rüdiger in solchen Vorstellungen noch befangen war, zu Ulrich von Falkenstein getreten, hatte ihn nach Namen und Stand gefragt, war in das innere Zelt gegangen und kam nun, den alten Ritter zu dem Kaiser zu führen, der eben jetzt allein war. Indeß der alte Herr dem Junker folgte, traten zu Rüdiger ein Haufen alter Freunde, unter denen ihm besonders befreundet war Hans von Waldeck, Marschalk von Saneck, ein Ritter des untern, und Heinz Krazz von Scharfenstein, ein Ritter des obern Rheingau's. Beide waren mit Rüdiger einige Zeit in der weltberühmten Schuljunkerschaft in Lorch im Rheingaue gewesen. Der Kreis bildete sich, der Stoff der Unterhaltung war so reich, so anziehend, daß Rüdiger schnell aus dem Ideenkreise herausgerissen war, der eben erst seinen Geist gefesselt hatte.

In den hintersten Raum des kaiserlichen Zeltes wurde Herr Ulrich geführt. Der Vorhang rauschte zurück und in einem ansehnlichen Raume, wo rings sammtgepolsterte Lehnstühle standen, den Boden ein kunstreicher Teppich deckte, das kostbarste Geräthe umherstand, erblickte er einen Mann von edler und würdevoller Gestalt, dessen kostbarer Anzug ihn sogleich als den Kaiser bezeichnete. Seine Gestalt war weniger groß, als derb und kräftig; das Gesicht edel und ausdrucksvoll, das Auge hell und geistreich. Ein rothsammtner Mantel, innen mit Hermelin gefüttert, umwallte die Gestalt in reichem Faltenwurfe, das Haupt deckte eine Mütze, ähnlich dem Kurfürstenhut, ebenfalls roth von Farbe und mit reichem Hermelinbesatz. Eine schwere goldene Kette hing über das schwarze eng anliegende Wamms und ein reich verziertes Schwerdt hing an seiner Linken. So stand Günther von Schwarzburg auf einer nicht sehr hohen Estrade.

Ehrfurchtsvoll grüßte der Greis. Kaum sah Günther die schneeweißen Locken des alten Ritters, als er schnell die Estrade verließ, ihm entgegentrat, die Hand bot und ihn willkommen hieß.

„Es thut uns leid,“ sagte er darauf zum Ritter in zutrau=

lichem Tone, „daß Ihr nicht um eine halbe Stunde früher kommt; Ihr hättet dann Euern Herrn Bruder, den ritterlichen Probst des Domes zu Sanct Martin in Mainz, getroffen, was Euch doch sicherlich lieb gewesen.

„Ihr irret, Herr Kaiser," sprach fest der Ritter. „Was mich heute an Euer Hoflager führet, wäre gerade nicht erfreulich für sein Ohr gewesen, denn seit neunzehn Jahren kehret er mir den Rücken, und ich weiß kaum mehr, daß ich einen Bruder habe. Ihr hättet sehen müssen, wie er an mir vorüberging draußen in Euerer Vorhalle, und Ihr würdet erkannt haben, wie schwer so ein Priesterherz verzeiht."

Günther schüttelte bedauernd das Haupt. „Wir wollen's nicht hehl haben," sagte er nachdenkend, „daß das Uns keine frohe Botschaft ist. Wir möchten alle unsere Freunde als Freunde sehen, absonderlich aber Herrn Kuno mit seinem eheleiblichen Bruder."

„Dem Einzigen, den er hat!" fiel Ulrich in die Rede.

Der Kaiser zog den Ritter in den Lehnstuhl neben sich und fragte: „Sagt an, was trennet denn so arg die Bruderherzen?"

„Das ist eine lange Geschichte, Herr Kaiser," hob jetzt der Ritter an; „allein so Ihr sie wissen wollet, will ich sie Euch mittheilen, damit Ihr selber urtheilen möget.

„Ich war jung, aber meines Willens eigner Herr, als ich in Frankfurt, in dem Hause des Ritters Gisbert von Glauburg, ein Fräulein sah, das mein ganzes Herz gewann. Auch ihr gefiel ich wohl. Ich kam öfter, sah sie, und liebte sie stets inniger. Weß das Herz voll ist, deß quillet der Mund über. Bei frohem Tanze mochte ich ihr das nicht länger verhehlen, und — sie erhörte mein Flehen und gab mir ihr Jawort; denn ich meinte es treu. Auch sie war freie Herrin ihrer Hand, eine Waise aus dem Hause Glauburg, entfernt mit Herrn Gisbert verwandt. Als ich solches diesem sagte, erschrack er und meinte, das würde wohl eitel Haß und Feindschaft geben, denn mein Bruder, der Domherr in Mainz, habe bei ihm gefreit um Maria's Hand für den Henne Krazz von Scharfenstein, der sein Herzfreund sei, was ich wohl wußte. Item,

das Fräulein verschmähte den Krazz, sie wurde mein Weib, und seitdem haßt mich der Bruder wie seinen Todtfeind; der Krazz soll lange getrauert haben um seine unglückliche Liebe. Später verheirathete er sich; starb früh und hinterließ, da auch sein Weib ihm gestorben, einen Sohn, der meines Bruders Mündel ist."

Der Kaiser wiegte nachdenklich das Haupt. „Neunzehn Jahre!" sagte er dann. „Ja, das ist alter Hader; doch nicht so alt, daß wir verzweifeln sollten, ihn zu enden. Habt auch Ihr Kinder?" fragte er rasch den Ritter.

„Eine Tochter hat mir Gott gegeben. Um ihretwillen bin ich theilweise bei Euch heute. Ich trage manches Lehen vom Reiche, das ich Kaiser Ludwig's Holden danke, aber es sind alle nur Mannlehen, keins Kunkellehen. So wünsche ich denn, meinem Kinde sie zu erhalten, daß es sonder Sorge sein könne, wenn mein Stündlein nahet, das nicht ferne mehr ist, wie ich fühle."

„Habt Ihr die Lehenbriefe bei Euch?" fragte weiter der Kaiser.

Aus seinem Wamms nestelte nun Herr Ulrich einen seidenen Beutel, ihn dem Kaiser darbietend. Dieser trat näher an einen Vorhang zur Seite, schob ihn zurück und sprach dort zu einem Mann einige Worte.

„Euer Wunsch sei vollständig gewährt," — fuhr nun der Kaiser zu reden fort — „aber" —

„Erlaubt in Gnaden, Herr Kaiser," fiel ihm Ulrich ins Wort, „daß ich Euerer Huld noch eine Bitte stelle. Ein Freund, der mir das Leben bei des Bajern Römerzuge rettete, hinterließ meiner Liebe ein Kind. Ich hab' den Jungen großgezogen, und er ist ein stattlicher Rittersmann worden, den ich Euerem Heere heute mit dreißig wohlbewehrten Reisigen zuführe, weil ich nicht mehr das Schwerdt führen kann. Er heißet Rüdiger von Wiltberg. Ihm möchte ich, da er eben arm ist, wie eine Kirchenmaus, etzliche Afterlehen geben, ehe denn ich sterbe, und ihn aufnehmen in meine Ganerbschaft zu Falkenstein. Wollet solches in Gnaden bestätigen. Die Urkunde, so der Pater Anselmus von Weiskirchen, mein

Beichtiger, auf Latein verfasset, überreiche ich Euch hiermit.“ Er gab dem Kaiser ein Pergament, welches dieser dem Kanzler wiederum reichte.

„Ihr sehet, Herr Ritter,“ hob jetzt der Kaiser an, „daß Wir mit Freuden Euch willfahren; Wir rechnen nun aber auch fest darauf, daß Ihr Uns zu Willen seid, wenn Wir Euch Vorschläge machen, um vielleicht die Spänne zu enden, die zwei Brüder trennet. Heinz Krazz von Scharfenstein ist ein schöner Jüngling, dem Wir den Ritterschlag heute ertheilt. Wir wissen wohl, wie ihn der Domprobst liebet als sein eigen Kind. Wie wär's denn nun, wenn Ihr Eures Töchterleins Hand in die des Krazz von Scharfenstein legtet, also begütigend das Weh, das Ihr seinem Vater bereitet und zugleich des Bruders Haß? Wir meinen, das sei der rechte Weg zum Frieden!“

Ulrich runzelte die Stirne. „Ich kenne den Junker nicht!“ sagte er.

„Den sollt Ihr kennen lernen, heute noch. Und er wird Euch gefallen,“ versetzte der Kaiser.

„Ob aber Agnes ihn liebet?“ — sprach der Greis.

Der Kaiser lachte. „Ist das Euere Sorge allein, so ist unser Spiel gewonnen!“

Aus der verhängten Thüre trat jetzt der Kanzler mit der Urkunde, die der Kaiser mit einem kräftigen Zuge bestätigte. Er reichte sie nun dem Falkensteiner mit gewinnender Freundlichkeit.

„Gerne,“ sprach der Kaiser, „erfüllen Wir die Wünsche Unserer Getreuen und würden Uns glücklich preisen, könnten Wir stets so dem Würdigen lohnen. Doch rechnen Wir fest darauf, daß Ihr Uns willig die Hand darreichet, wenn nun auch Wir von Euch verlangen, daß Ihr williget in Unsern Plan, Euch Brüder zu versöhnen.“

In dem Herzen des Ritters bewegten sich widerstreitende Empfindungen. Nie war ihm der Gedanke nahe gekommen, daß Rüdiger sein Kind liebe, sein Eidam hätte werden können, als jetzt. Und dieser Gedanke trübte die Aussicht, sich mit seinem Bruder

auszusöhnen. Was sollte er aber thun? Durfte er dem gnädigen Kaiser abschlagen die Bitte, die er doch nur im heiligsten Interesse seiner Familie that, womit er dem lang und heiß genährten Wunsche seines Herzens entgegen kam? — Einwilligen mußte er, das lag klar vor seinem Geiste.

„In Gottes Namen, der ja Alles wohl machen wird!" sprach der Alte endlich zu seinem kaiserlichen Herrn, und dieser ließ ihn in eins der Seitengemächer des Gezeltes treten, und rief einen Edelknaben, den er vor den Domprobst sandte, um ihn zu bitten, doch sogleich zu dem Kaiser zu kommen.

II.

In dem kaiserlichen Vorzelte war es derweile ziemlich stürmisch zugegangen. Gruppenweise standen die Bekannten und Befreundeten zusammen, um über die politischen Verhältnisse sich zu besprechen. Dieser wußte etwas Neues von Carl's IV. Zuge gegen Worms, und daß er wohl bald es wagen würde, Günthern aufzusuchen und in offenem Kampfe zu erproben, wer von Beiden der Krone Deutschlands am würdigsten seie. Lauter als alle radotirten zwei junge Ritter. Es war Rudolph von Arras, ein Ritter aus dem Mosellande, der vorerst mit Carl IV. gezogen war, dann aber dessen Partei verlassen hatte, um sich zu Günthern zu wenden. Es war ein wilder Mensch, von unstätem Wesen, dessen Aeußeres keinen wohlthätigen Eindruck machte, weil Falschheit und Tücke lauernd aus dem Auge sah. Sein ganzes Antlitz trug den Stempel der Verworfenheit. Umherziehend in Deutschland, Frankreich und England, hatte er sich in Mancherlei versucht und war wohlerfahren in allen Lastern. An ihn schloß sich sogleich Heinrich Krazz von Scharfenstein, des Domprobsts Mündel, und bald sah man sie als unzertrennlich an. Auch jetzt waren sie es, die vorlaut über Carl's IV. Feigheit sich lustig machten. Das Bemühen, sich als recht warme Anhänger Günther's zu zeigen, war so sichtbar, daß

es fast auffallend war und beinahe hätte Veranlassung geben können, an das Gegentheil zu denken.

Vielen mißfiel dies Benehmen. Besonders Rüdiger'n und Saneck, die Beide, in ziemlich gleicher Gemüthsart, die beiden Andern verabscheuten. Eine günstige Gelegenheit bot sich, als Günther's Marschalk hereintrat, um den Führer der Falkensteiner Schaar aufzusuchen, daß er ihm und ihnen die Zelte anweise, die sie beziehen sollten. Saneck folgte dem Freunde und war erfreut, ihm die Wohnung neben der seinen angewiesen zu sehen. Nachdem dies Geschäft beendet war, lud Beide der Marschalk zur kaiserlichen Tafel. Beide Freunde ergingen sich noch in den Zeltgassen, wo es still wurde allmählich, da Söldner und Reisige sich in die Zelte zurückgezogen hatten. Der Mond schien hell vom Himmel herab, daß es fast Tag zu sein schien. Als sie in die Nähe des Zeltes kamen, wo Krazz und Arras zusammen wohnten, blieben sie zufällig im dunklen Schlagschatten eines gegenüberstehenden Zeltes stehen, leise sich über Beide beredend.

„Was dünkt dir von diesem Arras?“ fragte Rüdiger. „Auf mich hat er schlimm gewirkt. Ich kann ihm nicht trauen. Ich weiß wirklich nicht, daß mir je ein Mensch so mißfallen hätte.“

„Ich theile deine Empfindung,“ sprach Saneck. „Als ich in Trier war am Hofe des Kurfürsten, da lernte ich ihn schon kennen als ränkevollen Menschen. Wo eine Gelegenheit war, reizte er Andere und zog sich dann, schlau und erfahren in der Verstellung, zurück.“

„Und Krazz?“ fragte Rüdiger.

„Er ist das verzogene Kind des dicken Domprobsts. Seines Vaters Freund war der, das weißt du besser als ich. Seine Erziehung bringt dem dicken Mann indessen wenig Ehre. Ohne wahren Muth, ist er keck und vorlaut, treulos und falsch geblieben, wie wir ihn als Knaben in Lorch schon kannten. Beiden traue ich nicht viel Gutes in Bezug auf den edlen Schwarzburger zu. Gott vergebe mir, wenn ich irre!“

Als Saneck diese Worte sprach, schlich eine dunkle Gestalt aus

Arras Zelte hervor. Es war ein Mönch. Listig und lauschend sah er sich nach allen Seiten um. Die Freunde bemerkten ihn, er jedoch sie nicht. Klar war es, daß er Jemanden erwartete.

Saneck drückte den Freund zurück und bat ihn leise, sich nicht bemerklich zu machen.

Bald vernahm man Schritte. Der Mönch zog sich etwas zurück. Der Kommende war Arras. Er erschrack etwas, als er Jemanden in seinem Zelte stehen sah. Schnell flog sein Auge umher. Als aber alles still und ruhig war und er den Mönch erkannte, sprach er leise zu ihm: „Gut, daß Ihr da seid; laßt uns schnell eintreten, daß uns Niemand sehe." — Sie verschwanden im Zelte.

„Bleib du hier," flüsterte Saneck, und schlich an den Rand des Zeltes. Er lauschte. Innen wurde lebhaft geflüstert; allein es war nicht möglich, irgend etwas zu verstehen. Er kehrte zu Rüdigern zurück und erzählte ihm, daß er nichts habe verstehen können. Kurz darauf schlich der Mönch heraus und verschwand unter den Zelten.

In leisem Gespräche, sich ihren Argwohn mittheilend, schritten die Freunde fort, und gelobten sich Beide, ein wachsames Auge auf diesen Arras zu haben.

Sie waren noch nicht in die Nähe des Kaiserzeltes gekommen, als schon Arras ihnen folgte.

„Ihr habt ja noch spät Gesellschaft gehabt," sprach Saneck zu ihm und sah ihn scharf an. Er erschrack.

„Ich?" fragte er. „Ihr irret, Ritter!"

„Kann wohl auch sein," sprach jener anscheinend gleichgiltig; „ich meinte, so eine Klosterratte aus Eurem Zelte schleichen gesehen zu haben. Konnte mich auch irren. Es kam mir just so vor, als hätte der Strolch kein gut Gewissen im Leibe. Er schlich und flog zugleich, und sah um sich, wie ein Rabe im Flug."

Arras gerieth sichtlich in Verwirrung und schoß giftige Blicke auf den Sanecker. „Jedenfalls," sagte er, endlich bei dem Kaiserzelt angekommen, „war der, von dem Ihr redet, nicht bei mir. Uebrigens

habe ich Niemand gesehen, und Ihr müßt sehr scharfe Augen haben, da Ihr Eurer Sache so gewiß scheinet."

„Saneck lachte höhnisch und meinte, seine Augen seien von jeher ganz besonders scharf für das gewesen, was sie nicht hätten sehen sollen."

Unter diesen Reden traten sie in das Zelt, wo eine lange Tafel stand, und viele Fürsten, Grafen, Ritter und Herren vereint waren und des Kaisers harreten. Er ließ nicht lange auf sich warten. Heitern Antlitzes trat er aus dem Innern des Gezeltes hervor, an der Rechten den Domprobst Kuno von Falkenstein, an der Linken seinen Bruder Ulrich führend. Auch die Züge dieser drückten Befriedigung aus.

„Es ist uns gelungen, alten Zwist zu schlichten," sprach der Kaiser, „deß sind wir fröhlich. Sehet hier die vereinigten Brüder. Möge kein Zwist die stören und trennen, die sich unserer guten Sache angeschlossen haben! Nur in der Eintracht sind wir stark unsern Feinden gegenüber!"

Alles neigte sich gegen den Kaiser, um seines Wortes Wahrheit zu bestätigen.

Noch waren die Truchsessen nicht erschienen. Des Kaisers scharfe Blicke flogen die große und stattliche Reihe der edlen Gestalten hinab und hinauf, und er neigte sich gegen das Ohr des Ritters von Falkenstein.

„Wer ist der Ritter, der dort unten bei dem Ritter Waldeck von Saneck steht?"

„Das ist mein Rüdiger," sprach stolz der Alte. „Erlaubt, daß ich ihn Euch vorstelle, Herr Kaiser."

Günther nickte freundlich mit dem Haupt und Ulrich rief seinem Pfleglinge.

Rüdiger trat herzu. Seine Begrüßung des Kaisers hatte etwas Freimüthig-Edles. Auch dem Kaiser gefiel er wohl, und selbst der Domprobst reichte ihm seine Hand unter freundlichen Worten.

Das Mahl begann. Unfern von Rüdiger saß Freydank von

Heringen, ein Freund aus jüngster Zeit, wo oft der Ritter von Falkenstein gen Frankfurt gekommen war.

Freidank war des Kaisers Leibarzt. An diesen drängte sich auf eine fast widerliche Weise der Ritter Arras, lud ihn zu sich in sein Zelt, allwo er ihn mit dem edelsten Moselweine laben wolle.

Auch diese Zudringlichkeit fiel den beiden Freunden um so mehr auf, als sie gegen diesen Arras einen entschiedenen Widerwillen gefaßt hatten.

Gegen das Ende des Mahles, was keineswegs schwelgerisch zu nennen war, erschien auch Heinz Krazz bei seinem Pflegevater, dem Domprobste. Hier lernte ihn Herr Ulrich kennen. Unwillkürlich suchte sein Auge die edle Gestalt, die offene, freundliche, treue Miene des edlen Rüdiger und stellte Vergleiche an mit diesem Jüngling, auf dem des Domprobsts Auge mit wahrer Affenliebe ruhte, — und diese Vergleiche fielen nicht im Mindesten zu Gunsten Krazzen's aus. Er seufzte tief auf und sank in stilles Hinbrüten, das dem Glücke seines Kindes galt.

Früh am andern Morgen begab sich Heinz Krazz von Scharfenstein nach Frankfurt im Auftrage des Kaisers. Er war an den edlen Schultheiß Geipel von Holzhausen gewiesen, welchem er auch ein Schreiben des Domprobstes Kuno und einen besondern Gruß Herrn Ulrich's an die liebliche Agnes von Falkenstein zu bringen hatte, mit dem Wunsche, sie selber zu sprechen, damit er sichere Kunde könne zurückbringen.

Obwohl die Stadt gewissermaßen als ein feindlich Gebiet zu betrachten war, da sie ihre Thore dem Kaiser verschlossen, so war doch in der Wirklichkeit die Spannung nicht vorhanden. Drinnen hielt man fest auf altem guten Recht, und draußen ehrte man das. Ueberdies waren in der Stadt die Meisten auf Seiten Günther's von Schwarzburg, was sich bei seiner Wahl schon beurkundet hatte, und Carl, der sich in sicherer Ferne hielt, zählte nur Wenige in ihr,

die es mit ihm hielten, und diese Wenigen hatten den Muth nicht, sich aufzuwerfen.

So war denn der Verkehr zwischen dem Kaiserlager und der Stadt eigentlich gar nicht sonderlich gestört, und Alles, was einen feindlichen Charakter trug, war kaum mehr als eine leere Form. Es hatte daher auch nicht den mindesten Anstand, daß, als Scharfenstein am Thor erschien, dies auf sein Verlangen geöffnet und er eingelassen wurde. Ein Stadtwächter geleitete ihn zu dem Hause des Schultheißen Geipel von Holzhausen.

Leichtsinnig und sorglos hüpfte er die breite Steinstiege hinauf, geschmückt, wie nur ein Fant jener Zeit, mit Bändern und allerlei goldenem Zierathe. Sein Gewand war aus Sammt, zierlich mit helleren Einsätzen von Atlas in den Einschnitten der Arme und Beine versehen. Um den Hals hing eine goldene Kette von hohem Werthe, welche ihm der Domprobst verehrt hatte. Froh in sich, weil er, kennend den Plan, gewiß darauf zählte, das Herz des lieblichen Mädchens zu gewinnen, dessen Hand ihm zugesagt war, nahte er sich der Thüre, durch die er zu ihr gelangen sollte Noch einmal warf er die Locken zurück, ließ seine Blicke über seinen Anzug gleiten, und als er nichts Unstatthaftes bemerkte, öffnete er rasch die Thür und trat ein.

Es war ein stattlich Gemach, in welches der junge Ritter eintrat. Alte Bilder hingen in reichgezierten Rahmen an den Wänden umher, die Ahnen der Holzhausen darstellend. Denn die Tracht war seltsam, und bald weltlich, bald geistlich, von höherer und niedrigerer Würde. Flüchtig glitt sein Blick über die stattliche Reihe so ernster und edler Gestalten hin, deren Blicke mit unheimlichem Ausdruck auf ihm zu ruhen schienen. Sein Auge suchte einen Diener; aber Alles blieb stille. Ungeduldig ging er auf und nieder, daß seine Tritte auf dem harten Estrich laut dröhnten und die Sporen rasselten; aber erst nach einiger Zeit trat ein alter Diener ein, der ihn mit fragenden Blicken maß. Als ihm, ärgerlich über diese Stille und Leere im Hause des Schultheißen, endlich der Diener auf eine Thüre deutete, wo er den Herrn Schultheißen

finden würde, trat er ohne alles Weitere ein. An einem Tisch, auf dem viel alte vergilbte Pergamente lagen, saß im pelzgefütterten, weiten Hausrocke, die Tarnkappe über die Ohren gezogen, ein Mann, der nahe an den Sechzigen sein konnte. Die Gestalt war stark und groß, und das Alter hatte an ihr, wie hoch es auch war, seine Macht kaum geübt. Nur das Antlitz war tiefgefurcht und das Haar war weiß geworden wie Schnee. Ein scharfer, durchdringender Blick flog dem kecken Ankömmling entgegen, der von einer mißbehaglichen Miene begleitet war.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Greis in einem Tone, der jener Miene ganz entsprach, und hob sich langsam aus dem Polsterstuhle, den bezeichnend die alte Zeit den Sorgstuhl nannte.

„Mein Name ist Scharfenstein,“ entgegnete etwas gereizt und schnippisch der Junker, „und dermalen bin ich ein Abgesandter kaiserlicher Majestät.“

„Ihr wollt sagen des Königs,“ verbesserte der Schultheiß, „denn noch ist Günther von Schwarzburg nicht Kaiser des deutschen Reichs. Seid mir indeß als solcher willkommen, und sagt an, welche Botschaft Ihr dem Schultheißen freier Stadt zu bringen habet?“

In Scharfenstein's Gesicht war die Gluth des Aergers über die meisternde Rede des Alten emporgestiegen und auf seinen Lippen zuckte eine scharfe Antwort; doch beherrschte er sich so viel er vermochte.

„Noch weiß ich nicht,“ sagte er gemessen, „ob ihr ein Recht habet, mich also zu fragen. Meine Sendbotschaft lautet an den Schultheißen dieser Stadt, Herrn Geipel von Holzhausen.“

„Mit dem redet Ihr, junger Herr,“ entgegnete einfallend der Greis. „Ihr hättet das wohl Euch denken können, weil ich, wär ich ein Anderer, wohl hier nicht sitzen und Euch nicht also fragen würde.“

„Gut dann,“ sprach trotzig der Junker, „so nehmet dies Schreiben von dem Kaiser und dies von dem Domprobste von Mainz. Außerdem bringe ich einen Freundesgruß von dem Ritter von Falkenstein.“

Der Schultheiß nahm beide Schreiben und sagte alsdann:

„Ich weiß nicht, ob ich Euch danken darf für den Gruß. Ihr wisset, Herr Philipps von Falkenstein ist der Stadt und Günther's von Schwarzburg grimmer Feind. Ist aber der Gruß von Herrn Ulrich, so danke ich des Besten.“

„Herr Philipps ist auf seiner Burg Münzenberg, Herr Schultheiß, oder drüben am Donnersberg auf seiner Burg, wenn er nicht gar im Lager des feigen Böhmen ist. Herr Ulrich läßt Euch grüßen und bitten, mir zu gestatten, das Fräulein zu sprechen, das in Euerer Behausung weilet; denn er möchte Kunde haben von einem Augenzeugen, wie es seinem Kind ergehet.“

Als der Junker Carl's IV. mit so unehrerbietiger Rede gedachte, runzelte tiefer noch der Greis seine Stirne, der Mund verzog sich bitter, aber er schwieg und entfaltete die Schreiben, die er schnell überflog. Am längsten weilte er bei dem Schreiben des Domprobstes. Es mußte sehr wichtige Mittheilungen enthalten, denn der Greis las es mehrmals, allein seine Züge änderten ihren Ausdruck nicht im Mindesten.

„Ich danke Euch für das Ueberbrachte,“ sprach er endlich zu dem Sendboten. „Ihr sollt Antwort mitbringen, wie ich sehe; allein das geht schon so schnell nicht. Ueber das Erste der Schreiben muß ich den hochedlen Rath zuvörderst hören, und über den Inhalt des Zweiten bin ich außer Stande, Euch vor dem morgenden Tage Bescheid zu geben. Ihr müsset Euch daher gedulden. Wo gedenkt Ihr Einlager zu halten?“

Scharfenstein besann sich. „Ich kenne die Frosche,“ sagte er dann. „Dort denk' ich zu weilen.“

„Gut,“ entgegnete Holzhausen; „so folgt mir jetzt, daß ich Euch in das Frauengemach geleite, wo Ihr Agnes, meine Pflegbefohlene, sehen und sprechen möget.“

Der Schultheiß legte die Briefe auf seinen Tisch, und winkte dem Junker etwas freundlicher denn zuvor, indem er eine Thür öffnete.

Nach der Art und Weise, wie der Schultheiß den Ritter

empfangen, ließ sich der Schluß machen, daß er keineswegs einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Indessen, als der amtliche Theil der Unterhaltung vorüber, und Scharfenstein mehr als Gast seines Hauses angesehen war, entfaltete der Greis eine Freundlichkeit, an die der Junker kaum gedacht, der ihn für einen bärbeißigen Alten zu nehmen geneigt war. Der Schultheiß geleitete ihn in ein prachtvolles Prunkgemach, wo sich der ganze Reichthum seines Hauses in dem Geräthe und in der Ausschmückung kund machte. Hier nöthigte er ihn, Platz zu nehmen und gab dann ein Zeichen.

Diener kamen mit silbernen Pokalen von kunstreicher Arbeit, welche allerlei Scenen der biblischen Geschichte darstellte. Der goldene Rüdesheimer perlte, und Scharfenstein mußte der Wahrheit Zeugniß geben, daß er, selbst ein Rheingauer, und erzogen in dem Haus eines Prälaten, dessen schwelgerische Tafel das Köstlichste zu tragen pflegte, was die Nähe und Ferne bot, niemals einen köstlicheren Wein aus den rebenreichen, vielberühmten Höhen Rüdesheims genossen.

Des Schultheißen Heiterkeit nahm zu während des Morgenimbiß, den die Diener in seltener Leckerhaftigkeit auf die Tafel hinbreiteten. Auch Scharfenstein ließ es sich wohl sein, und der Wunsch, die schöne Agnes zu sehen, trat mehr und mehr in den Hintergrund, während er die Herrlichkeit des Lagerlebens auf dem Kaiserwahlplatze mit übersprudelnder Laune ausmalte. Wenn auch Manches in der Art und Weise der Erzählung und in der Wahl des mitzutheilenden Stoffes dem Greise mißfiel, so lieh er doch mit seltener Geduld den leichtfertigen Reden sein Ohr. Scharfenstein bestand, ohne es zu ahnen, eine scharfe Prüfung vor dem Welt- und Menschenkundigen, den eben seine vorlaute Zunge tiefe Blicke in das Wesen eines Menschen thun ließ, der ihm nur von einer Seite des Beobachtens werth schien, insofern er nämlich zum Gatten der lieblichen Agnes bestimmt war, die Herr Geipel ebenso liebgewonnen, als seine wackere Hausfrau und beider Tochter, Hildegard. Die Prüfung fiel aber keineswegs zu Gunsten des Geprüften aus.

Die Rücksichten jedoch, welche Herr Geipel in diesem Augenblicke dem Abgesandten des Kaisers, dem Mündel des mächtigen Dom-probsts und Stiftsverwesers und seinem Waffenbruder Ulrich von Falkenstein schuldig war, ließen es nicht zu, ohne Rücksicht das zu äußern, was er eben fühlte und dachte, sonst würde freilich der lose Junker in seiner allmählich schwindenden Meinung von des Schult-heißen Bärbeißigkeit sich zu bestärken Gelegenheit in Fülle gehabt haben.

Der Morgenimbiß hatte ziemlich lange gewährt. Erst als Herr Geipel sah, daß sein Gast nicht mehr zulangen konnte, stand er auf, um ihn zu den Frauen zu geleiten.

Agnes saß am Stickrahmen bei ihrer Freundin Hildegard, und die Frau von Holzhausen war ebenfalls mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als sich die Thür öffnete und die beiden Herren eintraten, erhoben sich die Frauen zum sittsamen Gruß und schwiegen dann, bis Herr Geipel seinen Begleiter vorstellte.

Scharfenstein's Blicke verschlangen fast die schöne Agnes. Auch ein weniger geübtes Auge als das des Schultheißen müßte es augenblicklich bemerkt haben, wie mächtig der Eindruck war, den die Liebliche auf ihn machte. Gewandt wußte der Junker schnell ein Gespräch anzuknüpfen, das anziehend für die beiden Jungfrauen war; besonders glänzte das schöne blaue Auge der Falkensteinerin, als er von der Versöhnung sprach, die des Kaisers Milde und Lindigkeit zwischen den feindselig so lange getrennten Brüdern zu Stande gebracht. Agnes Blicke füllten sich mit Thränen, und wahrhaft rührend erhob sie dankend ihr Auge zum Himmel.

Die Art und Weise, wie sich Scharfenstein benahm, bewirkte von Seiten des weiblichen Theiles dieser Familie ein sehr freund-liches Benehmen gegen ihn. Er hielt sich streng innerhalb der Grenzen des allergemessensten Anstandes, und als er schied, hinter-ließ er eine gute Meinung. Er hatte sich die Erlaubniß erbeten, des andern Tags wiederkommen zu dürfen, was man mit Ver-gnügen zugestand.

Wie gerne hätte Agnes etwas von Rüdiger'n hören mögen; allein der Junker erwähnte seiner gar nicht. Ihr schloß die Sitte die Lippen. Wie mußte sie aber von der heiteren Hildegard leiden, die wohl die besondere Aufmerksamkeit des Ritters gegen sie bemerkt, die ihr, der Arglosen, ganz unbemerkbar geblieben.

Der alte Schultheiß sprach nichts über ihn und zuckte, als ihn seine treue Hauswirthin fragte, wie der Ritter ihm gefallen, die Achseln etwas bedenklich. Gerade das Benehmen bei den Frauen, wo er die strengste Sitte beachtet, ließ seiner Meinung, daß dies Gemüth jeder Verstellung fähig sei, nur mehr Zuwachs kommen.

Der Ritter war indessen zeitig aus dem Hause des Schultheißen weggegangen; allein statt in das stattliche Wohnhaus der edeln Frosche zu gehen, begab er sich auf die Ritterstube des Hauses Limpurg, wo in lustigem Zechen eine große Anzahl der Genossen dieses Hauses vereint war, und mit ihnen mehrere Ritter, welche die Stadt in ihre Dienste genommen, Leute, deren Armuth solches gebot, und Umhertreiben in müßiger Lust oder Noth es wünschenswerth gemacht.

An solchen fahrenden Rittern war die damalige Zeit nicht arm. Der Zustand Deutschlands bot ihnen eben recht das Feld für ihr Treiben. Gefiel es ihnen, so nahmen sie bei Fürsten und Herren Dienst oder traten in den Wehrbann mächtiger Städte zu Schutz gegen den Adel des Landes, der von seinen Burgen herab sie befehdete, raubte und stahl. Der Zwiespalt der Kaiserwahl gab wieder ein neues Feld frei. Dort jenseit des Rheines sammelte Carl IV. bei Mainz zuerst, dann bei Worms sein Heer; hier that's Günther von Schwarzburg vor Frankfurt, und die Stadt selbst, die im Kaiserstreite keine Partei zu nehmen für ihr Bestes erkannte, bedurfte bei manchem gährenden Elemente des Zunftwesens in ihrem eignen Herzen einer Schutzwehr, die des Rathes Gebot unterthänig und ihm ergeben war.

So hatten nun manche dieser adeligen Schnapphähne, dieser wappen- und turnierfähigen Gaudiebe, sich ihr ergeben für die Zeit der Gefahr gegen ansehnlichen Lohn, um die Bürger mit ihrer vielerprobten und bewährten Kampfkunst zu unterstützen.

Daß sie aber ihren Sinn und Geist nicht jenseit der Thore ließen, das erfuhr der Rath durch mancherlei Sträuße, die täglich vorfielen.

Unerwartet traf dann hier Scharfenstein manchen Bekannten vom Rheine, manchen Genossen loser Streiche, deren unfreiwillige Zeugen die Bürger von Mainz waren, und deren Gegenstände ihre reizenden Töchter zu sein sich keineswegs für Glück und Freude achteten. Ein lauter Jubel empfing den Freund, dessen glänzende und vollwichtige Turnosen man kannte vom Würfelspiele zu Mainz her, dessen leichtfertige Gesinnung so wenig, als seine Lust nach Abentheuern nach ihrem Geschmack ihnen aus dem Gedächtnisse gewichen war.

Schnell rasselten die Würfel in den Bechern und schäumte der Wein im Pokale. Dabei gab es dann Erzählungen von den schönen Dirnen der Stadt und Kunde von mancher Kurzweil, die hier ihre Abende zu erheitern pflegten.

Scharfenstein war selig in diesem Verein. Er vergaß Kaiser und Domprobst, Schultheiß und Braut, schwelgte mit den Gesellen seiner Mainzer Schwelgereien; erlustigte sich in den Erinnerungen an Streiche, die bittere Thränen den zarten Opfern ihrer Verworfenheit erpreßt, und spielte das gefährliche Würfelspiel mit jener Rücksichtslosigkeit gegen Geld und Geldeswerth, die ihm von jeher eigen gewesen. So stieg die Lust, so stieg der Taumel. Schon hatte er früh des Schultheißen edlem Rüdesheimer die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche einem verwöhnten Gaumen und durstiger Leber nur immer möglich ist; jetzt setzte er das fort. An ein Mittagsmahl wurde kaum gedacht, weil die Kumpane sich weder im Spiele noch im Zechen mochten stören lassen, und der mondhelle Februarabend sank herab und fand sie noch am Spiel und am Zechtisch. Unter allen aber zeichnete sich ein Ritter von Heppenheft als treuer Part des Scharfensteiners aus. Er hatte diesem eine große Summe im Spiel abgenommen und war dadurch zu einer schrankenlosen Fröhlichkeit gespornt. Beider Köpfe waren schwer bis zum Taumeln, als sie den Ort des Bacchanals verließen,

um Heppenheft's Wohnung zu suchen, die in der Nähe des Stifts lag, wo damals die meisten Juden ihre Wohnungen hatten.

Arm in Arm schwankten laut jubelnd die Trunkenen durch die Gassen, und fanden erst nach langem Suchen den Ort, wo des Ritters Wohnung lag. Laut lachend erzählte er seinem Freunde, daß er der Nachbar eines Juden sei, der die schönste Maid zur Tochter habe, die je die Sonne beschienen.

In Scharfenstein's Seele regte sich der lüsterne Wunsch, das Mädchen zu sehen, welches Heppenheft als die Krone der Dirnen bezeichnete. Während er behauptete, in Mainz wage es Niemand, dem Mündel des mächtigen Domprobsts zu nahe zu treten, schlug er vor, in des Juden Haus zu gehen.

Heppenheft selbst, seiner Besinnung nicht Meister, willigte um so lieber ein, als ihn die Lust stachelte, die Mainzer Abentheuer zu erneuen, und ohne weitere Umstände stürmten Beide vor des Juden Haus, pochten laut und verlangten Einlaß. Obwohl der Jude keineswegs schlief, so löschte er schnell die Lampe aus, um sicherer zu sein vor den losen Gesellen.

Dies gerade war das Mittel, die Trunkenbolde wild zu machen. Ihr Poltern wurde lauter und heftiger. Je mehr die starke Eichenthür Widerstand leistete, desto höher steigerte es ihren Frevelmuth und Tollkühnheit.

Zum Unglücke lagen unfern des Hauses einige Balken auf der Straße, die zu einem neuzubauenden Hause gehörten. Diese ergriffen sie und rannten damit gegen die Thüre, daß sie prasselnd einstürzte. Jetzt stürmten sie brüllend in das Gebäude selbst; aber der Jude schrie verzweifelnd um Hilfe; die Nachbarn kamen aus ihren Wohnungen hervor und der Tumult wuchs mit jedem Momente.

Als die Trunkenen einen Haufen Leute vor dem Haus erblickten, zogen sie in halber Raserei die Schwerdter und stürmten auf die Straße heraus, die Störer ihres Abentheuers zu verjagen. So lange es dem verhaßten Juden galt, waren die Bürger müßige Zuschauer; als aber die Raufbolde gegen sie selbst ihre Waffen

gebrauchten, da rief die Stentorstimme eines vierschrötigen Schlächters: „Haut die Krautjunker nieder!“

„Die Krautjunker nieder!“ scholl's im mächtigen Chore nach — und bald fielen gewaltige Streiche auf sie, geführt mit dem Bauholze, das ihnen selbst als Sturmwaffe vor wenigen Minuten gedient.

Die Kunde des Tumults war durch die Wächter zu den Ohren des Schultheißen gedrungen. Schnell erschien er mit einer Schaar bewaffneter Bürger auf dem Orte des wildesten Kampfs, und noch zeitig genug, um beide Ruhestörer vor einem schmählichen Tode zu retten, den sie um so gewisser würden gefunden haben, als mehrere Bürger aus tiefen Wunden bluteten.

Dem Schultheißen wichen die ergrimmten Kämpfenden, und auf den Augenblick war die Ruhe auf Seiten der Bürger hergestellt; allein die beiden Trunkenbolde rafften sich jetzt auf und fielen den Schultheißen und seine Schaar in entsetzlicher Wuth an.

Dies war nun aber auch der letzte Auftritt des Handels. Sie wurden rücklings niedergeworfen und entwaffnet.

Der Mond schien zwar hell, aber im Schatten der hohen Häuser war Herr Geipel nicht fähig, diejenigen zu erkennen, welche des Kampfes Urheber waren.

Er ließ sie binden und in das Gefängniß abführen, ohne auch nur weiter zu fragen, wer es sei, mit dem festen Entschluß, ein ernstes Gericht zu halten am andern Tag über die Störer des Friedens und der Ruhe gemeiner Bürgerschaft.

So schnell der Tumult ausgebrochen war, so schnell kehrte die Ordnung zurück. Die Bürger gingen nach Hause und der arme geängstigte Jude suchte den Schaden seiner Thüre so schnell und so gut als möglich herstellen zu lassen; denn der nahende Sabbat gebot doppelte Eile.

Nicht auf die ehrenvollste Weise waren die beiden Ritter zu dem Stadtgefängnisse gebracht worden. Manche Püffe trugen sie in verbissenem Grimme; denn die Bürger, höchst ungünstig gegen die Krautjunker gestimmt, von denen sie schon so manches Bittere

erfahren, seit sie sich innerhalb der Mauern breit machten, pochend auf ihre Verdienste, benutzten freudig die Gelegenheit, ihre Abneigung an zwei Gliedern dieser engzusammenhaltenden Sippschaft mit thätlichen Liebkosungen nach der Weise weiland Till Eulenspiegel's zu beurkunden.

Einen Vortheil hatte diese bürgerliche Kurzweil für die Ritter. Der benebelnde Rausch, welcher sie ganz in seine umstrickende Gewalt bekommen, wich diesen mannhaften Angriffen so schnell, daß sein Abzug mit seinem Anzug alle Aehnlichkeit einbüßte. Und wenn noch ein kleiner Rest übrig geblieben wäre, so hätte er weichen müssen, als der naßkalte Athem des Verließes sie anhauchte und Moderduft verfaulenden Strohes, das zu ihrer Ruhestatt für diese unheilvolle Nacht bestimmt war, ihrer Nase zuströmte. Sie wurden von den zahlreichen Wächtern, die sich ohne Aufforderung zu thätigen Gesellen des Gefangenwärters darboten, in den finstern Raum hineingestoßen, die Thüre rasselte zu und die Nacht umfing sie mit tiefer Schwärze; denn des Mondes Silberstrahl fand keinen Eingang in diesen Ort des Schreckens. Nur eine stille Wuth beherrschte ihre Seele, die sich jetzt in Flüchen Luft machte, daß Entsetzen jeden Hörer hätte ergreifen müssen. Heppenheft hatte nur das Eine zu beklagen, daß der Rath der Stadt ihn, da solcher Streiche mehr auf seinem schon ganz ansehnlichen Frankfurter Sündenregister standen, am Ende gar aus ihren Thoren jagen, und ihn also früherem Elende preis geben dürfte.

Wie anders aber trat jetzt die kahle Kerkernacht vor des Scharfensteiner's inneres Auge?! —

Er sah jetzt die ganze Tiefe des Abgrunds ein, in welchen Frevelmuth und Leichtsinn ihn gestürzt. Während Heppenheft im lauten, entsetzlichen Fluchen seinem Grimme Luft machte, in den sich allerdings auch noch die Reue über den Streich mischte, den er ebensowohl sich als seinem Genossen zuschreiben konnte, lehnte er still und in sich gekehrt an der Mauer und dachte nach über das Unwetter, das er über dem Haupte heraufbeschworen und die Wege, es möglichst schadlos vorüberziehen zu machen.

Da sah er denn, wie schnöde er die Würde eines kaiserlichen Abgesandten aus dem Auge gesetzt, zu der ihn ohnehin nur unverdiente Gunst erhoben; da erblickte er des Kaisers und des Domprobstes gerechten Zorn, Agnes Verachtung, des Schultheißen Hohn. Wie sollte er entgehen dem Heere der Uebel, welches er gegen sich heranziehen sah? Sollte er stolz auf seine momentane Würde pochen? — Das konnte das Uebel nur schlimmer machen. Sollte er reumüthig bekennen und büßen? — Das wäre vielleicht das Rathsamste gewesen, aber dagegen bäumte sich der Hochmuth und Trotz seiner Seele. Er war rathlos und verzweifelte fast. In dieser Stimmung kam ihm Heppenheft's Toben und Fluchen höchst ungelegen, zumal es sich am Ende gegen ihn kehrte, wie denn überhaupt der Mensch in verzweifelter Lage gerne Schuld und Zorn auf Andere wirft, während er nur sich selber anklagen sollte.

Den quälenden Gedanken zu entgehen, wies er den Fluchenden heftig zurecht und gab Schimpf und Fluch zurück in gleicher Münze. Dies reizte den Rasenden nur noch mehr. Schäumend tappte er in der Finsterniß nach dem, der ihn, nach seiner Meinung, unglücklich gemacht, um ihm seinen Zorn entgelten zu lassen.

Scharfenstein war in nüchternem Zustande keineswegs so muthvoll, als er aussprach. Er kannte Heppenheft's Berserkerwuth aus mancher Scene früherer Tage und ebenso das Uebermaaß seiner robusten Muskelkraft, die mit der seinen durchaus in keinem Verhältnisse stand. Er fand es daher gerathen, ein ernstes Blindekuhspiel mit ihm zu spielen, das heißt, an der runden Mauer des Gefängnisses hinzuschlüpfen, und so der Wucht der Faustistreiche zu entgehen, die Jener nach ihm führte; allein er übersah dabei, daß das nur seine Wuth steigern mußte, und der sie umschließende Raum keineswegs groß genug war, um ihn auf die Dauer sicher zu stellen. Er schrie also um Hilfe.

Der Ruf lieferte ihn aber in Heppenheft's Fäuste. Unbarmherzig bläuete er ihn ab, stieß ihm den Kopf gegen die Mauer, bis er wie leblos niedersank. Mehrere Fußtritte waren die letzte Gabe der Freundschaft, aber auch zugleich die völlige Entladung des Zorns.

— Er begann jetzt, wieder gute Worte zu geben und schrie ärger, als früher Scharfenstein, um Hilfe.

Diese kam endlich. Der Gefängnißwärter hörte das Tumultuiren wohl, schrieb es aber anfänglich nur dem Rausche Beider zu. Als jedoch der Hilferuf deutlicher sein Ohr berührte, eilte er herzu und fand Scharfenstein blutend aus mehreren, doch leichten Kopfwunden, welche eine Folge des Wiederschlenderns gegen die Mauer waren.

Auch in dieser Lage hatte feige List ihn nicht verlassen. Obwohl die Schläge und Püffe seines Freundes heftig genug waren, Schmerz zu verursachen, so waren sie doch keineswegs der Art, ihn zu betäuben; vielmehr hatte er es gerathener gefunden, sich so zu stellen, als sei er ohnmächtig, um herberen Angriffen zu entgehen, und den Rasenden zu entwaffnen; dies war ihm gelungen, und nothgedrungen mußte er die Rolle weiter spielen.

Als der Gefängnißwärter die Sachlage erkannt, schloß er zornig ab, holte sich Beistand und legte, da er nun Scharfenstein wieder bei Besinnung fand, nachdem seine Wunden mit Essig ausgewaschen waren, Beiden sehr ungemächliche Handschellen an, welche sich vorzüglich dazu eigneten, jede Erneuerung ihres Streites thatsächlich zu entfernen. So blieben sie sich, mit ihrem jetzt in Worten wieder ausbrechenden Streit überlassen.

III.

Am andern Tage wählte der Schultheiß das Wichtigere zuerst zur Erledigung, die Botschaft des Kaisers. Saßen ihm ja doch die Ruhestörer in sicherer Haft und war keine Gefahr vorhanden, daß sie ihr entsprängen, da der Gefängnißwärter die Vorgänge des Spätabends getreulich berichtet und auch die Art der Abhilfe nicht verschwiegen hatte.

Die Botschaft Günther's von Schwarzburg betraf nichts Anderes als das erneuerte Gesuch, ihm, da der Böhme jeden Kampf vermeide, die Thore der Wahlstadt zu öffnen.

Der Rath der Stadt kam gegen Mittag zusammen. Mehrere Glieder desselben, besonders Herr Frosch, der persönlich für Günther'n war, stimmten für die Oeffnung, da der Kaiser schon lange vor den Thoren gelegen, und wenn man ihn einließe, gewiß zahlreiche Gnaden von ihm zu erwarten ständen, die man ja auch zu Gegenständen einer Unterhandlung machen und als Bedingungen aufstellen könne.

Der Schultheiß hielt jedoch mit eiserner Strenge auf den Privilegien der Stadt, auf dem Rechte, das sie besitze, machte aufmerksam auf die Gefahr, die für sie darin läge, wenn sie tollkühn sich Einem der beiden Kronanstrebenden hingäbe, da noch kein Kampf Statt gefunden und man, da Carl bei Worms sich rüste, ja doch nicht wisse, auf welche Seite sich die Schale neige. Er ließ, ohnehin mit dem edeln Frosch etwas gespannt, leise einfließen, daß es schiene, als habe der Gesandte ihn sehr für den Kaiser eingenommen. Frosch fuhr auf und fragte, erzürnt ob des ihm zugefügten Unrechts, welcher Gesandte das sei?

Der Schultheiß nannte Scharfenstein.

Frosch sah ihn erstaunt an. „Ich kenne den Menschen nicht!“ rief er aus.

Der Schultheiß wußte nicht, was er sagen sollte. Er erzählte die Thatsache und das persönliche Mißverständniß löste sich schnell wieder in den Gang der nöthigen Verhandlungen auf. Diese aber zogen sich bis tief in den Nachmittag hinein und endigten mit einer abschlägigen Antwort, die jedoch mit den Versicherungen treuester Gesinnung verwoben war, um das Bittere zu tilgen.

Als der Schultheiß heimkehrte, theilte er seiner Familie das seltsame Benehmen des Junkers mit und fragte, ob er nicht dagewesen. Als dies verneint wurde, stieg ihm eine dunkle Ahnung auf.

Er sann eine Weile nach; dann sagte er zu sich selbst: „War der Bube Einer der Ruhestörer, so fühle er den Arm der Gerechtigkeit und lerne ehren die Ordnung in unserer Stadt. Vielleicht“ — setzte er in sich hinzu, „gibt dies ein Mittel ab, die unglückliche

Agnes zu bewahren vor einer Verbindung, die sie nur elend machen wird."

So kam die Nacht, und die Ritter sahen weder die Stunde der Entscheidung, noch die der Erlösung. Die Noth zwang sie zur Ruhe, die Ruhe zur besonnenen Ueberlegung. Für Heppenheft, der stets ein wüstes, irres Leben geführt, hatte die Lage der Umstände nur eine unangenehme Seite, die, daß er wohl wieder auf die alte, nur durch die Aufnahme in den Wehrbann der Stadt unterbrochene Bahn würde hingewiesen werden. Anders bei Scharfenstein, der erst jetzt das Ganze überblickte, das für ihn von allen Seiten her schmerzlich erschien. So war denn die Unterhaltung sehr karg, und Jeder hing seinen Gedanken nach.

Erst am andern Morgen wurden sie, gefolgt von den Gassenbuben und dem müßigen Gesindel, auf das Rathhaus geführt. Mehr als Todesqual war es für Scharfenstein, daß er mit Handschellen durch die Stadt geführt wurde und gar unter den Fenstern des Hauses des Schultheißen vorüber. Vergehen hätte er mögen, als jetzt Agnes Auge dem seinen begegnete, das verstohlen den Weg nach dem Fenster nahm. Die Sinne vergingen ihm schier und halb bewußtlos kam er oben an, wo mehrere Glieder des Raths und der Schultheiß zu scharfem Gerichte saßen.

„Ihr hier?" rief der Schultheiß, als er seiner ansichtig wurde. „Ihr ein Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung in unserer Stadt, der im Rausche des Kaisers Kammerknechte anfällt?"

Scharfenstein raffte die ganze Frechheit zusammen, die er in nicht geringem Grade besaß, jetzt aber kaum sammeln konnte. Er machte zu seiner Vertheidigung geltend, daß er in die Gesellschaft alter Bekannter gerathen sei und unkundig der Tapferkeit im Humpenstechen schnell des Weines Beute geworden, und dann von Heppenheft im Rausche zu dem Frevel an dem Juden verleitet worden sei.

Ehe noch der Schultheiß reden konnte, fiel Heppenheft ein: „Glaubt's nicht, Herr Schultheiß; er versteht das Trinken so, daß er überall, und selbst in Mainz, als Meister gilt, und was das

Kurzweilchen betrifft, so ist er im Mädchenjagen eben auch kein Neuling, und könnte Mancher von ihm mit Gewinn lernen!" Ein Blick, der Tod und Verderben drohte, flog dem Leichtsinnigen zu, der sich in sein Geschick zu ergeben begann; aber der würdevolle Greis donnerte dem Unberufenen zu:

„Schweigt, bis wir Euch fragen!" Und zu Scharfenstein gewendet, sprach er: „Es thut mir leid um Euch; allein ich kann nichts thun, als was das Recht unabänderlich Euch zuspricht."

Jetzt rief Scharfenstein: „Ich bin des Kaisers Gesandter! Wagt's, länger diese Schmach mich dulden zu lassen!"

„Der Kaiser hat Herolde, die sonst seine Botschaften bringen. Euch fehlt Wappen und Stab und Rock;" sprach mit eiskalter Ruhe der Schultheiß. „Briefträger waret Ihr wohl; aber desto schlimmer, daß Ihr Euch so unwürdig betragen konntet. Um es kurz zu machen, sage ich Euch, Ihr habt die Ruhe der Stadt gestört durch wilden Frevel, habt mit blanker Waffe Bürger angefallen und verwundet, so seid Ihr dem Gerichte des hochedlen Rathes verfallen, aus dessen Buße Euch Niemand befreien kann."

Die Zeugen wurden jetzt vorbeschieden. Der Jude und die Nachbarn bestätigten die bekannten Umstände des Frevels und ließen keinen Zweifel übrig. Zum Glücke waren die Verletzungen, welche mehrere Bürger erlitten hatten, unbedeutend. Sie wurden in eben der Weise wieder in das Gefängniß abgeführt und nichts änderte sich in dem Zustande selbst mehrere Tage hindurch.

Im Lager fiel es allerdings, besonders im Rathe des Kaisers, auf, daß Scharfenstein nicht zurückkehrte und keine Kunde brachte. Der Domprobst, dessen Liebe zu seinem Mündel wahre Affenliebe war, konnte kaum seine Entfernung dulden. Anfangs überredete er sich, der Reiz der jugendlichen Agnes fessele ihn so sehr; als aber der dritte Tag hinabsank und keine Kunde kam, da erschrack er heftig, und noch mehr, als ein Bote endlich die Antwort des Raths überbrachte, der festhielt an seinem geheiligten Recht, aber bereit war, die Thore zu öffnen, wenn die gesetzliche Zeit verflossen sein würde. Der Bote wurde zum Domprobste beschieden und erzählte

die ganze Mähr von Scharfenstein's wildem Unfug und des Schultheißen unbeugsamem Sinne. Den kannte wohl allerdings der Dompropst aus früherer Zeit und ihm wurde ernstlich bange. Wohl sah er, von Zorn erfüllt, des Mündels Ungebühr ein, aber die Liebe siegte und er beschloß, Alles aufzubieten, um ihn aus Holzhausen's Gewalt zu befreien. Wie übrigens dieser fatale Umstand auf das Verhältniß zu Agnes wirken werde, mochte er sich jetzt kaum gestehen, weil der Gedanke, sie Scharfenstein vermählt zu sehen, zu den theuersten seines Herzens gehörte, die er nicht einmal als schwierig denken mochte, geschweige denn als unmöglich.

An des Kaisers Güte sich zu wenden, seine Vermittelung anzusprechen, war der erste Vorsatz, zu dessen Ausführung er sogleich schritt.

Günther hörte ihn an mit Aufmerksamkeit. Er wußte, was er dem charakterfesten Kirchenfürsten schuldete, was er bei der Zeiten und Zustände Ungunst zu ihm sich zu versehen hatte. Und doch ließ es sein biederer, keuscher Sinn nicht zu, des Junkers Unbill zu entschuldigen. Nach einigem Schweigen sprach der edle Schwarzburger seinen ganzen Unwillen gegen die Verletzung des kaiserlichen Kammerknechts, die Störung des Stadtfriedens und Auflehnung gegen den Rath der Reichsstadt aus, rügte die lose und entsittete Lebensweise des jüngern Theiles der Ritterschaft und tadelte des Dompropsts allzu große Nachsicht gegen sein Mündel. Der Dompropst verschluckte nur ungern die Pillen, welche er empfing; doch sein Gewissen war mit dem Kaiser im Bund. Er mußte sich selber gestehen, daß er zu große Schonung dem Knaben und Jüngling erwiesen, der schon in Mainz so oft die Sitten mit Füßen getreten hatte. Nach solchen Aeußerungen fürchtete er fast, der Kaiser werde die Bitte, sich für Heinrich zu verwenden, abweisen; allein sein Herz wurde erleichtert, als Günther hierauf lachend sagte:

„Ihr wisset, Hochwürdigster Herr und Freund, daß der Böhme die Fürsten gen Kastell, so gen Mainz überlieget, berufen hat, zum Heereszuge gegen uns. Wir haben eben dahin ein groß Tournier bei unsern Freunden im Reich ansagen lassen. Zu solchem bedürfen

wir der rüstigen Kämpfen, wie Euer Mündel ist. So mag denn Gnade vor Recht ergehen um Euretwillen!" — Er wandte sich und ließ den Arzt Freydank rufen.

Bald darauf trat im schwarzen, pelzverbrämten Talar ein Mann herein, dessen edles Gesicht schnell für ihn einnehmen mußte. Er war in den mittleren Jahren und eines ernsten, fast schüchternen Wesens.

„Meister Freydank," redete ihn freundlich, fast zutraulich, der Kaiser an, „ich weiß, Ihr seid ein Kind Frankfurts, und Eure Kunst gilt viel in ihren Mauern. Kennet Ihr den Herrn Schultheiß Geipel von Holzhausen wohl, unsern edlen Freund?"

Der Doctor neigte sich tief und bejahte die Frage, indem er hinzusetzte, er habe als Arzt ihn mehrmals behandelt und genösse seines besonderen Vertrauens.

„Desto besser," versetzte der Kaiser. „So gehet hin und meldet ihm unsern Gruß und unsern Wunsch, den Ritter Heinrich von Scharfenstein uns zu überlassen, sintemal er verfallen sei des Reiches hohem Richteramte durch den Frevel, so er geübt an unsern Kammerknechten. Bietet Alles auf, diesen unsern Wunsch ins Werk zu richten."

Der Arzt neigte sich abermals und zog sich stille zurück, während dankend der Domprobst den Kaiser verließ.

IV.

Wo der Feldberg sein dunkelbelaubtes Haupt in die reine Luft erhebt und herrschend über die anderen Höhen weg ins reichgesegnete Mainthal und in die blühende Wetterau blickt, da siehet das Auge des Wanderers die Ruinen einer Burg, die gebieterisch noch jetzt in die wald- und fruchtreiche Landschaft schaut, die einst vor ihr sich zitternd gebeugt. Obwohl in Trümmern liegend, kündigen doch ihre Mauern, ihre stolze Warthe und die kühne Lage es an, daß sie einst der Sitz eines mächtigen Geschlechtes war, und daß da,

wo jetzt Kautz und Falke horsten, ein fröhlich Ritterleben Säle und Räume erfüllte. Es ist die Burg Falkenstein, die Wiege eines großen Geschlechtes. Die Lage des Schlosses war kühn und fest. Noch von den Ruinen schweifet der trunkene Blick in eine der schönsten Landschaften, die es geben mag im Reiche. Dort thürmen sich Altking und Staufen und des Reichenberg's Höhe, hier lehnt sich die Burg gleichsam an des Feldberges bewaldete Brust. Im Vordergrunde ruht hier das alte Königstein, dort das nicht weniger alte Kronberg, dessen Burg einst ein ruhmvoll Geschlecht umschloß, nahbefreundet in Fehde und Lust den Falkensteinern. Dörfer, so freundlich und friedlich, blicken aus dem Gürtel ihrer Obsthaine hervor, oder ruhen von dunklem Waldkranz umschlossen, oder im Schooß einer üppigen Fruchtflur. Mühlen und Höfe blicken hier und dort hervor. Je mehr sich das Gelände zum silberhell dahinfluthenden Main absenkt, desto mehr tritt der Wald seine Herrschaft an den Pflug ab, der seine geraden Furchen zieht, um den Segen der Erndte zu bergen, und die weite Ebene bildet sich, die auf beiden Flußufern sich hindehnt, hier das freundliche Höchst mit seiner schlanken Warthe umschließt, dort des Landes Schmuck und Segen, die stolze Freistadt am Maine mit ihren Häusermassen, ihren Thürmen und Warthen und dem Alles beherrschenden Dome.

Es war zur Vesperzeit an einem der sonnenhellsten Tage des Junius im Jahre 1349, als von Frankfurt her ein Fähnlein reisiger Knechte den Weg gen Falkenstein verfolgte. An der Spitze des reisigen Haufens ritt ein junger Mann, dessen Wangen bleich, dessen Auge düster, dessen Stirne tief gefurcht aus dem weitgeöffneten Visire heraussah.

Kaum war Rüdiger's von Wiltberg sonst so heiter lächelndes, blühendes Antlitz mehr zu erkennen. Es lag aber auch ein halbes Jahr voll entsetzlicher Ereignisse hinter dem jungen Mann, ein halbes Jahr, das zehn Jahre des Lebens aufwog durch seine Erfahrungen, seine Leiden und seinen Schmerz. Düster ritt er dahin. Noch konnte sein Auge die Burg nicht sehen, nach der oft sehnsüchtig seine trüben Blicke suchten. Die Reiter ehrten die schwermüthige

Stimmung ihres Führers. Sie ritten in ansehnlicher Entfernung hinter ihm drein und wagten's nicht, durch lautes Gespräch ihn seinen Gedanken zu entfremden. Nur leise flüsternd besprachen sie Vergangenheit und Gegenwart.

Auch auf der Burg Falkenstein sah es anders aus, als damals, da Rüdiger mit Herrn Ulrich von Falkenstein in das Kaiserlager von Frankfurt ritt.

Damals war sein treuer Pflegevater noch rüstig gewesen. Seitdem aber erlag er schwerem Gepreste. Eine Krankheit hatte ihn, als Rüdiger im Heere Günther's von Schwarzburg in den Rheingau hinabzog, aufs Siechbette geworfen. Zwar stand ihm die sanfte, treue Agnes pflegend zur Seite und eines Frankfurter Arztes weise Kunst hob das Uebel; jedoch nur scheinbar. Tief im Innern der Brust fraß gierig das Uebel am Leben eines Mannes, der treu und edel war, und zerstörte die edelsten Wurzeln in langsamem Siechthum. Agnes sah seine Kräfte schwinden, und ihr kindliches Herz blutete. Tiefer Kummer nagte ohnehin schon an ihrem Innern, seit sie wußte, daß man sie zur Braut Scharfenstein's bestimmt, dessen ruchloses Leben sie verabscheute. Mit dem Tod ihres Vaters drohte ihr dies Loos noch gefährlicher; denn alsdann wurde ja Kuno, der Domprobst, ihr Vormund, dieser herrschsüchtige, nur an Gebieten bei sich, an blindes Gehorchen bei Anderen gewöhnte Mann. Und der, dem ihr Herz gehörte, war fern. So fehlte ihr Stütze und Trost in dieser schmerzlichen Lage.

Gerade an dem Tag, als Rüdiger sich der Burg näherte, war Herr Ulrich besonders übel. Nur sehr schwer konnte er athmen, und es kostete ihn sehr viel Anstrengung, wollte er die hoch angeschwollenen Beine bewegen, um seinen Sitz im Lehnstuhle, wo er halb saß, halb lag, zu ändern.

Anselmus, der Beichtvater und Schloßkapellan, auch Pfarrer in Weiskirchen, saß bei ihm. Er hatte ihm vorgelesen aus einer Chronik früherer Tage manche seltsame Kunde. Ulrich gähnte beträchtlich bei der trocknen Unterhaltung, und Agnes saß unfern des Fensters, durch welches ihr Blick in die blühende Landschaft

schweiften. Thränen umdüsterten ihn. Sie dachte an des Theuern Tod, an ihr Verwaisen, an Rüdiger's Fernsein in dieser schweren, sie so tief beugenden Zeit, und so sank sie in ein Meer von Gedanken, Wünschen und Hoffnungen, die sich mit banger Besorgniß vermischten. Endlich löste sich all dies widerstrebende Wünschen, Denken und Fühlen in ein kindliches Gebet auf, das leise, leise aus des Herzens Tiefen zu dem emporstieg, in dessen Hand die Fäden ruhen, die sich zum Gewebe unserer Geschicke einen und durchkreuzen.

Da blitzten plötzlich Lanzen und Helm und Pickelhauben aus der Ferne in ihr Auge. Sie richtete sich auf; sie wischte die Thränen weg, die des Auges Dienste hemmten. — Jetzt sah sie's deutlicher — ja, das war ein Reiterzug, und an seiner Spitze glänzte im stählernen Brustharnisch ein Ritter. — Eine freudig-bange Ahnung zog durch ihre Brust, wie des Windes Hauch durch die Saiten einer Aeolsharfe. Sie wagte noch nicht zu reden. — Da tönte von der Warthe des Wächters Horn dreimal mächtig durch alle Räume der Burg.

Der alte Burgherr fuhr auf aus dem Halbschlummer, in den ihn des Paters Lesen gelullt. Er richtete sich auf, als wenn die Kraft noch aus besseren Tagen in ihm wäre. „Was ist das?" rief er aus. „Es nahen Bewaffnete der Burg!" —

„Auch ich sah sie schon eine Weile," sprach zitternd Agnes; denn sie wagte es noch nicht, auszusprechen, was die ahnende Stimme der Brust ihr verkündete.

In diesem Augenblick ertönte zum zweiten Måle das Wächterhorn. Es war ein lang gehaltener, allmählich ersterbender Ton.

„Ha!" rief der Ritter, und sein Antlitz leuchtete vor Freude, „es sind Freunde; es ist sicher Rüdiger mit meinen Mannen!"

„Er ist's!" rief jetzt die glückliche Agnes, die schon die Farben der Schärpe erkannte, die sie selbst ihm im Hause Herrn Geipel's von Holzhausen gestickt, und den Helmbusch, der vom Kleinode des Helmes hernieder floß.

In der Freude seines Herzens wollte Herr Ulrich aufspringen,

aber er sank seufzend zurück in den gepolsterten Stuhl; doch Agnes ließ sich nicht halten. Sie flog hinab, dem Theuern entgegen.

Die Zugbrücke rollte jetzt nieder, das Burgthor auf, und auf dem gewundenen Wege stürmte der Ritter heran mit seinen Begleitern.

Im Hofe drängten sich die Diener und Mägde. Alles wollte dienen, Alles helfen und gefällig sein.

Ehe noch Rüdiger aus dem Bügel war, stand schon die Liebliche, das Bild seiner Träume, vor ihm. Uebermannt von dem Gefühle, das mächtig sie durchglühte, flog sie rückhaltlos an seine Brust. Seliger Moment! Du machst vergessen die Leiden und Schmerzen vergangener Tage, du heiterst auf den Himmel der Gegenwart und raubst der dunkeln Zukunft ihre Schrecken! Die Röthe kehrte auf des Ritters bleiche Wangen, die Wonne in den trüben Blick zurück und die Falten der Stirne waren geglättet! —

Auch droben im Gemache harrte sein ein ebenso herzliches Willkommen, wenn auch andere Gefühle ihm zur Wurzel dienten. Nur Anselmus war weniger herzlich als sonst. Diese Aenderung, die jedoch weder der Ankommende, noch Eins der beiden durch seine Ankunft Beglückten merkte, hatte ihren guten Grund.

Zwar hing Anselmus mit Liebe an dem Ritter; denn er war sein Lehrer gewesen und hatte die ersten Keime seiner geistigen Entwickelung befruchtet, daß sie zu dem heranreiften, was jene Zeit von dem forderte, dem vorzugsweise der ehrenvolle Dienst der Waffen zum Berufe geworden war. Seine Gesinnung gegen ihn hatte sich auch eigentlich nicht geändert, aber es waren höhere Rücksichten, welche ihn leiteten. Der Domprobst war nicht lange nach der Aussöhnung der Brüder in Falkenstein gewesen. Er kannte diesen Anselmus wohl, wußte recht gut, wie unter dieser gutmüthigen Miene eine Schlauheit wohnte, die nicht leicht feiner gefunden werden mochte; ihm war es bekannt, daß Habsucht, Genußsucht und Ehrgeiz, die drei Götzen dieser Welt, eine gewaltige Herrschaft über diese Priesterseele übten, unter deren Einfluß jede andere Rücksicht in gemessene Schranken gedrängt wurde. Ihm schien er ein recht

brauchbares Werkzeug, seine geheimen Pläne zu erzielen. Es war ihm schon längst bekannt geworden, daß Herr Ulrich durch rechtskräftige, selbst vom Kaiser beglaubigte Urkunden Rüdiger in seine Ganerbschaft aufgenommen, Afterlehen von hoher Bedeutung ihm ertheilt hatte. Diese zu vernichten und somit Rüdiger's Ansprüche gänzlich zu tilgen, jeden Einfluß auf Agnes, den er in ihrer Nähe fürder üben konnte, wegzuschneiden und sich so den Weg zu bahnen, den Unbequemen zu entfernen, das war der Plan, den der Dompropst ausgedacht, zu dessen vollziehendem Werkzeuge er sich den Pater Anselmus ersehen.

Die Aussicht auf eine Domherrnpfründe, die Cuno aus der Ferne herüberschimmern ließ, reichte hin, den heiligen Mann völlig zu seinem blinden Werkzeuge zu machen. Er schwur ihm zu, seine Absichten vollständig ins Werk zu setzen. Ruhig kehrte Cuno nach Frankfurt zurück, wo er sich noch immer damals aufhielt, weil die Spänne zwischen der Parthei Günther's von Schwarzburg und Carl's IV. noch als unausfüllbare Kluft gähnte. Er war vollkommen überzeugt, daß Anselmus Alles aufs Pünktlichste vollziehen, auch das Herzensbündniß, das, wie er wußte, zwischen Agnes und Rüdiger'n bestand, auf alle Weise zu lösen streben würde.

Als Rüdiger eintrat, wollte die alte Liebe des Lehrers zum wackeren Schüler sich wieder regen. Die Schlauheit hätte, wäre sie wirklich nicht mehr vorhanden gewesen, doch sicherlich ihr Gewand geliehen; allein es regte sich das Gewissen in der geistlichen Brust. Was hatte ihm dieser junge Mann gethan, daß er jetzt so tückisch, feindlich gegen ihn handeln und ihm die Mittel rauben sollte, die künftig seine ehrenvolle Existenz sicherten? War das der Lohn für die treue Liebe, den unwandelbaren Gehorsam, den stets regen Eifer, ihm gefällig zu sein? In Anselmus war noch nicht so ganz alles Gute erstickt, daß er nicht seine eigene Verworfenheit hätte fühlen sollen; allein so viel Macht hatte er auch wieder nicht, um dem Bessern den Sieg zu geben. Aus diesem Zerwürfniß im eigenen Herzen floß die befangene Begrüßung des jungen Ritters. Es war ein Glück für Anselmus, daß jetzt Niemand auf ihn Acht hatte. —

Nicht lange dauerte es, da sprach er leise in sich hinein: „Ich gehorche meinem Oberen; was habe ich mir über das Wie lange Kummer und Sorge zu machen?“ Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wische er damit jeden Vorwurf hinweg, den das Gewissen ihm etwa machen könnte. Die Schlangenklugheit hatte nun ihre Obmacht gewonnen — und — heiter lächelnd trat er zu dem Ritter und gab ihm seine Benediction. —

Es war eine geraume Zeit unter den Bezeugungen der Freude hingegangen, ehe Rüdiger daran dachte, den Helm und Harnisch abzulegen. Herr Ulrich erinnerte ihn zuerst daran. Agnes ließ es sich nicht nehmen, ihm den schweren Helm zu lösen und das Wehrgehänge von seiner Schulter zu nehmen. Mit seligen Gefühlen im Herzen ließ es Rüdiger geschehen, und das Bild eines künftigen häuslichen Glückes trat vor seine Seele mit allen seinen unnennbaren Zauberreizen. Nur die Vorstellung, wie schwer das geschehen könne, fiel wie ein dunkler Schatten auf dies lachende Bild. — Er stand auf und ging auf seine Kammer, um die Gefühle zu verhehlen, die jetzt sein Herz bestürmten. Als er darauf wieder in das Gemach trat, harrte sein schon Herr Ulrich und bestürmte ihn mit Fragen zur Erläuterung der dunkeln Gerüchte, welche zu ihm gedrungen waren.

„Er ist todt, der edle Günther,“ sprach er, „und Deutschland hat an ihm einen schwerern Verlust erlitten, als es bis jetzt noch weiß. In seiner Hand, die fest und mild zugleich des Reiches Zügel hielt, hätte wohl allein das Mittel gelegen, die feindliche Spaltung im Reiche herzustellen und auszusühnen; ihm allein war es gegeben, indem er Alle in Liebe zu seiner Person vereint hätte, Schranken zu setzen der Anmaßung einzelner Fürsten, besonders der geistlichen Herren, die, wie sie über die Gewissen herrschen, auch herrschen möchten in weltlichen Dingen; er hätte den Landfrieden zurückgeführt — er — o daß er geendet, ehe er begonnen! Ist es denn wahr, mein Sohn, daß das edle Leben durch tückisches Gift geendet?“ —

„Höret mich an. Ich bin im Stande, genauer den Hergang

Euch zu berichten, denn irgend Jemand, weil ich selbst eine Ahnung hatte von dem, was leider sich dennoch ereignet, und mir zu wachen über das theuere Leben des edeln Kaisers als heiliges Ziel selber vorgesetzt hatte." —

„Du?" fragte nicht ohne Erstaunen Herr Ulrich.

„Als wir noch im Lager standen, da fiel dem braven Hans Marschall von Saneck und mir Einer auf, der sich Arras nannte und zu Günther's Parthei hielt. Wenn je der Teufel in einer Menschenlarve steckte, so war es diese. Er hatte mit Niemand engeren Verkehr als — vergebt, wenn ich es gerade ausspreche, mit Scharfenstein, dem Mündel Eures Herrn Bruders, des Domprobsts. Durch diesen suchte er sich an den edeln Meister Freidank von Heringen anzuschmiegen, den ich von früherer Zeit her, wie Ihr wisset, kannte; aber der Arzt hatte einen Schrecken vor dem Menschen, daß ihn in seiner Nähe schier eine Gänsehaut überlief. Als Freidank acht Tage in Frankfurt zubrachte, um Scharfenstein zu befreien, der in sicherer und schwerer Haft in Frankfurt saß ob seiner liederlichen Streiche, da wußte es Arras möglich zu machen, daß er den Knecht des Arztes gewann. Es war ein Böhme von Geburt, rothhaarig, scheel und gräulich verwachsen, kurz eine Creatur, die Einen zittern machte, wenn man ihrer nur ansichtig wurde. Ewig steckte er im Laboratorium des Doctors, braute Tränke aus Kräutern und mancherlei anderen Dingen, so eine geheime Heilkraft besitzen.

Der Arras hatte Geldes die Fülle. Das war der Schlüssel zu des Laboranten Herzen. Bald waren sie einig. — Ich habe, als Freidank wiederkehrte, ihn getreulich gewarnt vor dem gräulichen Unholde, den er hegte und pflegte. Er lächelte nur und meinte, ich sähe Gespenster am hellen Tage. Der Ralph sei so treu wie Gold, und solchen Menschen finde er nicht wieder, wenn er auch die halbe Welt durchziehe. Immer hatte der Arras und der Scharfenstein heimlichen Verkehr mit dem Ralph. Freidank meinte, sie möchten wohl sich Liebestränke und solcherlei Arzneien von ihm kaufen, die er besonders zu mischen verstehe, und solches sagte ihm auch der

Laborant. So kam es dann, daß wir endlich in die Stadt zogen. Als aber der treulose Böhme, Carl IV., den Frankfurtern die Messe entzog, um sie zu strafen für ihre Neigung zu dem Schwarzburger, als er nach Kastel bei Mainz des Reiches Fürsten zum Heerbanne gegen Günther aufrief, und der edle Fürst höhnend ein stattlich Turnei nach Kastel bestellte, da war es Zeit, daß wir hinabzogen, um Schwerdt gegen Schwerdt uns zu messen mit den Abtrünnigen in ehrlicher offener Feldschlacht. — Ihr habt von diesen Begebnissen gewißlich Alles erfahren, da es in Eurer Nähe sich zutrug. Nachdem Kastel niedergebrannt war, zogen wir gen Eltville im Rheingau und lagen allda. Der edle Fürst hatte sich wohl erkältet; denn ihm war's nicht ganz geheuer, und er begehrte von Freidank einen Trank, der einen heilsamen Schweiß hervorrufe und ihn heile.

Gerade an dem Abend schlichen Arras und Scharfenstein zu dem Knechte. Einige wollen es mit eigenen Augen gesehen und gehört haben, daß die Beiden ihm viel glänzendes Gold in den Lederschurz geworfen, und er darauf gesagt habe: „Ihr sollt sehen, daß ich euch nicht täusche.“

Noch saß der Kaiser fröhlichen Muthes bei der Tafel, als die beiden Ritter eintraten und sich unter die Gäste mischten. Darauf trat der Freidank herein, heiteren Antlitzes, und hinter ihm folgte der Ralph mit teuflischem Grinsen, und trug eine zierliche Schüssel, darauf ein goldner Becher stand.

Freidank nahte sich dem Kaiser und reichte ihm das Gebräu.

Der Kaiser aber sagte lächelnd: „Seid Ihr mein absonderlicher Mundschenk heute, so thut auch Eure Pflicht als solcher und credenzt mir den Becher, den Ihr mir bereitet.“

Freidank neigte sich lächelnd, nahm den güldenen Becher zierlich in seine Hand und that auf seines Kaisers Wohl einen tüchtigen Zug aus dem Becher, und reicht ihn dann dem Kaiser, der ihn in einem Zuge bis zu den Hefen leerte.

Seltsam war es anzuschauen und unheimlich, als der Arzt trank. Die rothen Haare des Ralph sträubten sich empor und sein kupferig Antlitz wurde weiß wie Kreide. Auch machte er Miene,

als wolle er den Arm seines Herrn fassen und ihn zurückhalten, daß er nicht trinke; allein es war zu spät. Schnell eilte er hinaus, und Arras und Scharfenstein folgten ihm und verschwanden alsbald. Aber ein Schiffer erzählte des andern Tags, an selbigem Abend seien zwei Ritter eilig an den Rhein gestürmt und hätten verlangt, daß er sie mit ihren Rossen übersetze. Für schweres Geld hätte er sich dazu verstanden. Als sie eben hätten abstoßen wollen vom Ufer, da sei ein kleiner buckliger Mensch in rasender Hast daher gelaufen und habe mit übersetzen wollen. Das hätten die Ritter anfänglich nicht dulden wollen; doch habe endlich der Eine den Andern beredet, den er Arras genannt, ihn mitzunehmen. Darauf sei er denn auch eingestiegen und habe viel mit dem Arras in wälscher Sprache geredet. Er, der Schiffer nämlich, habe am Ruder gestanden und auf den Strom geblickt; da habe es plötzlich einen schweren Fall ins Wasser gethan, er habe einen gellenden Schrei gehört, aber nichts weiter gesehen. Darauf hätte der Arras geschrien, der Kleine sei in den Rhein gestürzt, aber keine Miene gemacht, ihm beizuspringen, und so sei er elendiglich ertrunken. Ihm aber sei es unheimlich geworden, weil es ihn bedünken wollen, als hätte der Arras den Kleinen mit Vorbedacht in die Wellen gestürzt.“ —

Den alten Ritter überlief es bei dieser Erzählung eiskalt. Agnes hatte ihre zarten Hände angstvoll gefaltet, und selbst Anselmus gab sich ganz dem Eindrucke hin, den eine Mähr dieser Art hervorbringen mußte. Rüdiger, selbst bewegt von der schmerzlichen Erinnerung an ein Ereigniß, das tief und unheilbringend in sein Leben einzugreifen drohte, schwieg lange, als müsse er sich neue Kraft sammeln, das Entsetzliche zu schildern. Alle hingen gespannt an seinen Lippen.

„Schon in der Nacht, die auf den Abend folgte,“ fuhr er endlich nach dieser Pause fort, „zeigten sich bei Freidank die Folgen des unseligen Gebräues, das der schändliche Ralph gemischt. Des Arztes Körper war schwächlich von je. Nachtwachen und eifriges Studium seiner Kunst, die er in so hohem Grade beherrschte,

mochten seine Kräfte geschwächt haben, daß ihn schneller des genossenen Giftes Gewalt anfaßte. Er sprang auf und rief nach Ralph, aber der Unhold war gänzlich verschwunden. Dieser Umstand bestärkte seinen Verdacht. Ich wohnte ganz in seiner Nähe, im Haus eines Hufschmieds, der früh aufstand, um das Eisen zu hämmern. Er ließ mich wecken und kündigte mir an, wie wahr meine Furcht geworden. Schnell bereitete er wirksame Gegengifte in hinlänglicher Menge und nahm sie. Doch — was soll ich euch das grausenhafte Bild seines Todes entwerfen! Nach drei leidenvollen Tagen drückte ich dem edeln Manne die Augen zu und betete ein Ave und Paternoster an seiner Leiche."

„Und der Kaiser?" riefen fragend alle Drei fast zu gleicher Zeit.

„Seine Kraft," fuhr Rüdiger fort, „schien Trotz zu bieten der höllischen Gewalt, die in seinem Innern wirkte; aber sie unterlag dennoch. Umsonst nahm der Edle die Gegengifte, welche Freidank bereitete. Später als bei ihm, aber nicht weniger heillos, wirkte das Gift. An Freidank's Bette war der Kaiser und vernahm seine Unschuld, die sein Tod mit aller überzeugenden Kraft bestätigte. Jetzt war des Kaisers Tod nur zu gewiß, und er selbst war vertraut mit dem Gedanken, ordnete ruhig und Gott ergeben Alles an, und kehrte nach Frankfurt zurück, siech und todtmüde. —

Es ist euch bekannt, wie sich nun der Zwiespalt im Reiche löste, wie der edle Günther gegen die namhafte Summe der Krone entsagte, und diese Summe nur dazu verwendete, um seinen getreuen Freunden die Kosten des Heerzuges zu entschädigen. — O, ich gedenke noch des Einzugs in die Stadt! Glanz überall, aber keine Freude. Ihr, Pater Anselmus, habt mir einst erzählt, wie die heidnischen Kaiser nach glücklich beendeten Kriegen im glänzendsten Triumph in Rom einzogen. Günther's Einzug in die Freistadt mahnte mich lebendig daran; aber der Triumph war stille, traurig — es schien ein halber Leichenzug zu sein. Im Johanniterhofe lag der edle Fürst; dort endete er sein Dasein zu frühe für das verwaiste, vielfach bedrängte Reich. Groß war der allgemeine

Schmerz, — doch schlecht verhehlt die Freude der böhmischen Parthei.

Herrlich war Günther's Leichenzug. Zwanzig Grafen trugen die Leiche — und Carl von Böhmen folgte ihr in — Trauer. — Thränen hab' ich gesehen an selbigem Tag aus Augen rinnen, die gewiß selten geweint!

Um meinem Schmerze zu entgehen, folgte ich Saneck am Abend auf das Haus Limpurg, wo eine große Gemeinschaft war. — Denkt euch meinen Grimm! Da sah ich Arras bei Scharfenstein sitzen, die lustig zechten mit dem Heppenheft, der kurz vorher aus Frankfurts Thoren getrieben worden, aber mit dem Böhmen wieder eingezogen war.

Auch ich, läugnen will ich es nicht, hatte des Weines mehr genossen als gut war. Da trat ich zu Arras und rief: „Giftmischer und Mörder, wie magst du es wagen, hier dich zu zeigen!?" — Wie wenn der Tod ihn berührt hätte, so flog Todesbläße über sein durchfurchtes Gesicht. Er war anfänglich keines Wortes mächtig — doch bald ermannte er sich, und ein Zweikampf war der Sache Ende. Es war ein Gottesurtheil. Mein erster Schwerdtstreich drang ihm zwischen Hals und Schulter ein, zersplitterte das Bein und drang tief in die Brust, aus der ein Strom des schwarzen Höllenblutes quoll. Er ist gerichtet, hier und dort." — Eine Pause entstand jetzt wieder. Rüdiger hing einige Augenblicke seinen Empfindungen nach. Agnes saß tief erschüttert da. Schauder überliefen sie, und ihre Hände waren so krampfhaft gefaltet, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat. Der alte Ritter starrte seinen Pflegesohn an, der solch erschütternde Geschicke im Zeitraume weniger Monde erlebt, wie sie ihm kaum sein ganzes Leben bereitet; allein es lag eine stolze Freude in seinem Antlitz. Anselmus kreuzte sich und murmelte leise Gebete, indem der Rosenkranz laut durch seine Finger kugelte. Die augenblickliche Stille unterbrach Herr Ulrich.

„Gib mir deine Hand, Rüdiger," sprach er, und drückte die dargebotene herzlich. „Ich bin stolz," fuhr er fort, „daß ich dich erzogen. So mußtest du gegen diesen Arras handeln; aber sag'

mir, was ist aus Scharfenstein geworden? Ich hoffe nicht, daß du mit ihm einen Strauß hattest?"

„Das nicht gerade," versetzte Rüdiger. „Ich hab' ihm den Handschuh ins Angesicht geschleudert in der Hitze, aber er hat es für besser gehalten, sich unsichtbar zu machen. Vielleicht war es auch Herr Cuno, der wieder mit ihm ausgesöhnt ist. Ich ritt am Tage nach dem Kampf ab, weil ich viel giftige Blicke sah, die mich überall verfolgten, absonderlich von denen, die der böhmischen Parthei huldigten."

Des alten Ritters Haupt sank sorgenschwer auf die Brust herab. Dies Letzte beugte ihn tief. Er hatte wohl manchmal noch gehofft, jenes Bündniß würde sich von selber lösen, das er Cuno zugesagt; allein jetzt sah er Cuno's wilden Haß gegen Rüdiger auflodern, und dieser Haß kannte leider keine Grenzen.

Es war nicht ganz einen Monat später, als ein furchtbares Hochgewitter, vom Feldberg abgestoßen, sich langsam gegen die Niederung senkte. Es war schon spät am Abend. Längst schon waren die Felder öde geworden und die Heerden heimgekehrt. Der Sturm tobte um die Burg Falkenstein, als könne er dem Gelüste nicht widerstehen, sie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wie feurige Schlangen zischten am dunkeln Nachthimmel die Blitze in allen Richtungen der Windrose, und der Donner grollte schauerlich bald, bald entlud er sich in angsterregenden Schlägen. Es war an diesem Abend, als in der Halle, im Erdgeschosse der Burg, die Knappen und Reisigen zusammensaßen beim labenden Bierkrug, und sich erzählten mancherlei Mähren und Geschichten, welche sie theils selbst wollten erlebt haben, theils als Tradition bezeichneten, jedoch mit aller nöthigen Zuthat von Namen, Umständen und Personen, um ihnen Glauben zu sichern. Selbst der Thurmwart, der droben in der Lüfte freiem Reviere seine Wohnung und Gebiet hatte, schlich sich herein und setzte sich, indem er sagte: „Der Wind schaukelt den Wartthurm wie ein Schilfrohr und der Regen schlägt so zu meinem Fensterlein herein, daß ich's droben nicht aushalten kann."

„Was thust du auch droben?“ sprach Kunz, des alten leidenden Ritters Leibknappe. „Der Domprobst wird sich nicht tummeln, daß er herkomme, zumal der Sendbote nicht nach seinem Sinn ist.“

„Mag sein,“ entgegnete der Thurmwart. „Ist ihm dann der Herr Rüdiger ein Dorn im Auge?“

„Allerdings, schon dadurch, daß er, der arme Ritter, das Fräulein liebt, und dieses ihn, auch der alte Herr ihn gut bedacht hat. Du weißt ja doch die Geschichte mit dem Krazz von Scharfenstein noch, die ist nimmer aus.“

„Wie steht es denn droben im Kämmerlein unseres Herrn?“ fragte Jener weiter.

„Wie's steht?“ antwortete Kunz. „Nun, wie bei dem Lichte, das erlöschen will. Ich glaube nicht, daß er das Tageslicht mehr sieht.“

„Das glaub' ich auch,“ war des Thurmwarts Gegenrede, „denn der Todtenvogel schwirrt seit dreien Nächten schauerlich um die Zinnen der Burg und ruft unaufhörlich sein Mark und Bein durchdringendes: „Komm' mit! Komm' mit!“

„Lieber Gott,“ sagte Kunz, „unsere guten Tage sind auch alle. Wir sind mit Herrn Ulrich alt geworden, und das Kriegswerk will uns alten Kämpen nicht mehr recht zusagen. Wird der Domprobst Vormund des Fräuleins, so ist nur ein doppelter Weg; entweder es gibt hier eine Pfaffenwirthschaft, oder der Krazz heirathet das Fräulein, und wir müssen wieder einmal Wegelagerer werden, denn der treibt's toll genug.“

Die übrigen Knappen hörten dem Worte bedenklich zu. Sie mochten das Wahre an der Sache fühlen.

„Ich mein' aber,“ begann Einer zu Kunz, „der Scharfenstein sei flüchtig geworden, seitdem er mit dem Arras von Eltville floh.“

„Narr du,“ rief Kunz, „weißt du denn nicht, daß er zu dem Kaiser floh, wo er seine besondere Gunst, vielleicht aus triftigem Grund, erwarb, zur Krönung nach Aachen folgte und dem Domprobst zur Aussöhnung mit dem Kaiser half? Seitdem sitzt er wieder fest in seiner Gunst.“

„Armes Fräulein! armer Rüdiger!“ seufzte der alte Thurmwart. „Ihr Loos ist jetzt schon schlimm gefallen. Sie schleicht einher wie ein Schatten. Es wär' vielleicht besser, der Philipp käme wieder, der auf Münzenberg haust. Ich wollt' ihn lieber als den Domprobst. Er ist minder stolz und herrisch gegen Unsereins!“

„Davor behüt' uns der Herre Gott!“ riefen mehrere der Knappen zugleich. „Der ist uns auch der Rechte! Das ganze Land der Wetterau bebt, wenn der Name genannt wird, und drüben am Donnersberge singen sie auch ein Liedlein von ihm, das klinget schlimm.“

Während die Knappen also von der Zukunft redeten, trat eine Magd in die Halle, von deren Wangen Thränen perlten. Alle sahen sie fragend an. „Was ist's?“ rief Kunz, der ein besonderes Ansehen genoß. „Ist unseres Herrn Stündlein da?“

„Wollte Gott, er wäre erlöst!“ seufzte das Mädchen. „Es ist ein wahres Herzeleid, zu sehen, wie er Noth leidet und nach Luft ringt. Das arme Fräulein sitzt zu Häupten des Bettes und zerfließt in Thränen. Zu Füßen desselben kauert der Pater Anselmus und läßt den Rosenkranz durch seine Finger rollen, während er wie eine Katze schläft.“

„Der hat's im Griffe!“ sprach ein Reisiger, der aus Weiskirchen bürtig war. „Ich kenn' ihn wohl. Wenn's aber was zu erschnappen gibt, da kommt kein Schlaf in seine rothen Triefaugen, die kaum aus dem fetten Gesichte heraussehen können.“

„Ich fürchte,“ fuhr die Magd fort, „wir tragen, wenn der Herr stirbt, das Fräulein bald hintendrein in die Kirche von Königstein zu Grabe.“

„Das wolle Gott verhüten!“ riefen Alle zugleich.

„Und doch muß man dem Ritter die Stunde der Erlösung wünschen. Er leidet schwer,“ versetzte die Magd. „Käme der Domprobst, er würde bald sterben. Er möchte sich gerne von Herzen mit ihm aussöhnen und von ihm das Sakrament empfangen.“

Sie haben sich ja im Lager versöhnt,“ sprach der Thurmwart.

„Das ist wohl wahr,“ entgegnete Kunz, „aber es war so eine

Versöhnung wie zwischen Katzen und Hunden, wenn Beide, vom Hunger übermannt, aus Einer Schüssel ihre Nahrung suchen. Es dauert halt nicht lange, so ist's am Ende. Als der Scharfenstein schlechte Streiche machte, hatte unser Herr nicht mehr eitel Lust, sein Töchterlein dem lockeren Zeisig zu vermählen."

„Meint Ihr denn wirklich, der Domprobst käme?" fragte lachend ein Reisiger. „Hei, da kennt Ihr die Pfaffenköpfe nicht, wie ich sie kenne. Ich habe dem Fürst-Abt von Fulda als Reitknecht gedient und weiß wohl, wie die's zu halten pflegen. Wenn ich zudem an diese Nacht denke, wo man ja meinet, des Teufels Großmutter halte goldne Hochzeit, so kann ich vollends nicht glauben, daß er komme."

„Was liegt dem an dem Wetter," remonstrirte jetzt ein Dritter; „ich hab' ihn reiten gesehen in Schnee und Hagel wie der wilde Jäger. Im Kriegshandwerk ist er auch nicht fremd; dabei kann er Frost und Hitze ertragen, besser noch als Unsereins. Und wie reitet der! Ich möchte sein Gaul nicht sein."

„Hab' auch niemals gehört," fiel ihm Kunz ins Wort, „daß er gern einen Esel reitet, sondern stets derbe Flammänder."

Obwohl der Zustand des Herrn Alle mehr oder weniger berührte, so brach doch ein schwer zu unterdrückendes Gelächter über den trivialen Witz aus.

Die Erscheinung des vielgeliebten Fräuleins machte dem Gespräch ein Ende, das nachgerade in den gewöhnlichen Ton solcher Unterredungen zu fallen Miene machen wollte.

Die bleiche, tief leidende Agnes machte die nöthigen Anordnungen, wenn etwa der Domprobst käme, den zu holen Rüdiger gen Mainz geeilt war. Die Diener flogen in allen Richtungen hinweg, und der Thurmwart schlich leise die Treppe hinan zu dem weitaussehenden Kämmerlein, das ihm heute nicht ganz geheuer war. Agnes ging nach ihrem Kloset, um, da der Vater eben einiger Ruhe genoß, die müden Glieder etwas zu erquicken durch einige Augenblicke Ruhe.

Unterdessen rückte Pater Anselmus dem Bette näher, zu dessen

Häupten ein Schränklein in der Wand war, wo, das wußte er wohl, die Urkunden lagen, welche für ihn so große Wichtigkeit hatten. Unvermerkt drehte er den Schlüssel um, öffnete, während der Ritter schlief, das Thürlein, griff kundig die rechten Documente und schloß ebenso geschickt wieder ab, dann legte er den Schlüssel wieder an den Ort, wo ihn, wohlbemerkt vom Auge des Heuchlers, Agnes bei ihrem Weggange verwahrt. Seine Hand hatte fast gezittert, als er das Bubenstück verübte. Jetzt wurde er freudig bewegt und das lockendste Bild der Zukunft stand vor seiner Seele. Er sah das Domherrnkreuz auf seiner Brust sich wiegen; er genoß im Geiste schon all die Herrlichkeiten, welche die reiche Präbende ihm ermöglichte, und das Entzücken, welches der Beifall des mächtigen Domprobsts ihm gewähren mußte.

Plötzlich fuhr der Kranke empor und ächzte laut. Er konnte kaum Luft gewinnen.

„Ach," klagte er und reichte dem Pater, der andächtig die Augen zu verdrehen begann, die Hand hin; „ach, es nahet das Ende meiner Tage mit Schrecken!" —

„Ihr wisset, Herr Ritter," hob er jetzt halblaut an, „es gibt Mittel, die Schrecken des Todes zu mildern, um sich theilhaftig zu machen des überflüssigen Schatzes, der guten Werke der Heiligen, über welche die heilige Mutter, die Kirche, die Verwalterin und Haushälterin ist. Sie theilt sie denen zu, welche sich ihrer würdig machen, und sie gelten, also erworben, vor Gott, als wenn sie sie selber vollbracht hätten."

„Und welches sind diese Mittel?" fragte der seinem Ende sich allmählich nähernde Greis, indem er mühsam seinen Kopf zu dem Geistlichen wandte.

„Glauben, Buße und gute Werke," sprach mit Salbung Anselmus.

„Ich habe nie gewankt im Glauben," flüsterte der Greis, „und meine Reue ist tief, welche ich ob meiner Sünden fühle."

„Aber gute Werke, gute Werke!" rief halblaut Anselmus. „Wo sind die aufzuweisen, Herr Ritter? — Die Kirche muß

Beweise sehen, ehedenn sie an die Aechtheit der Buße glauben darf.“

„Wie soll ich sie thun?“ fragte von nahendem Husten beängstet der Leidende. „Kann ich doch kein Glied rühren!“

„Das thut auch gar nichts,“ versetzte der Priester. „Ihr habt, wie ich merke, gar nicht die rechte Vorstellung von guten Werken. Ich meine im Geiste der Kirche nur solche gute Werke,“ fuhr salbungsvoll der Pater Anselmus fort, „welche aus dem Glauben und der Reue entspringen und thatsächlich den Beweis liefern, wie man es mit der Kirche, als der Anstalt zur Seligkeit, überhaupt gemeint hat; das heißt also ungefähr so viel, als man durch letztwillige Schenkungen, Vermächtnisse und dergleichen darthun, daß es des Herzens letzter Wunsch ist, sich auszusöhnen mit Gott und jene guten Werke aus dem Schatze der Kirche sich zuzueignen.“

„Ist's nur das und nichts weiter,“ sagte, oft von fast erstickendem Husten unterbrochen, der Greis, „so setzt eine Urkunde auf, wonach ich den Zehnten von Mammolshain —“

„Dem Altar ad Sanctum Laurentium in Weiskirchen schenke — nicht wahr, so wollet Ihr sagen?“ fiel der Seelenhirte ein.

„Ja!“ flüsterte der Leidende in äußerster Mattigkeit.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß Ihr etwas dieser Art in Eurer frommen Seele trüget,“ nahm jetzt der Pater das Wort; „daher hab' ich denn eine Urkunde aufgesetzt und nur noch den Ortsnamen einzuflicken.“

Anselmus eilte freudig zum Tische, nestelte sein langes Kleid auf, zog ein Pergament heraus nebst einem kleinen Gläschen voll Schwärze und einem Kiele. Schnell war der Ortsnamen geschrieben, und zu dem Bette trat er wieder und sagte, indem er dem Ritter die Feder darreichte:

„Machet nun hier Euer Kreuzlein.“

Kaum vermochte dies Herr Ulrich; allein die Hand des thätigen Beichtvaters half liebreich nach, und so gelang es.

„Nehmt nun,“ sprach leise der Ritter, „mein Insiegel und hängt es daran.“

Auch dies geschah, und nun steckte Anselmus die Urkunde in seine Tasche, setzte sich zum Bett und sprach: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Darauf betete er laut mit dem Kranken. Inbrünstig sprach dieser die Worte nach und sank endlich mit größerer Ruhe in einen leisen Schlummer.

Als er nach einiger Zeit aus dem Schlummer etwas gestärkt erwachte, fragte er nach Agnes.

Sie wurde gerufen und eilte mit beflügeltem Schritte zum Kranken, erquickte ihn durch einen Labetrank und setzte sich wieder zum Bette.

„Agnes,“ sagte leise der Vater, „ich werde bald zu deiner Mutter gehen. Dich lasse ich mit schweren Sorgen in dieser Welt zurück. Willst du Scharfenstein deine Hand geben?“

Agnes schluchzte. „O, Ihr sterbet mir noch nicht, mein theurer Vater!“ sagte sie mit heißen Thränen.

„Doch, meine Agnes, das Stündlein naht. — Du weißt, daß ich dem Domprobst dies Versprechen gab, und so den langen Hader geendet habe, der uns trennte. Gibst du ihm gerne deine Hand? Sprich frei!“

„Nein, mein Vater,“ antwortete sie fest.

Ulrich richtete sich auf mit wunderbarer Kraft und starrte sie an. „Was sagst du? Nein? Hassest du ihn?“

„Er ist ein Unwürdiger!“ sprach sie.

„O, das ist leider wahr. — Doch, Agnes, es ist Jugendübermuth.

„Wer jung nicht edel ist,“ sagte sie, „wird's nie recht in höheren Jahren. Mir blüht bei ihm kein Glück, und lieber nähm' ich den Schleier.“

„Wohlgesprochen!“ fiel Anselmus ein. „Da allein ist Frieden!“

„Schweigt!“ rief der Greis mit Anstrengung seiner letzten Kraft. Er sank zurück und der Husten kehrte wieder.

Als sich dieser gelegt, winkte er Agnes, ihr Ohr seinem Munde näher zu bringen. Sie that's.

„Agnes,“ flüsterte er, „du liebst Rüdiger'n, ich weiß es. Gott

ist Zeuge, wie gern ich euch gesegnet; aber es war des Bruders Wunsch, der Kaiser sprach ihn aus. — Zürne deinem Vater nicht! Gezwungen sollst du nicht werden. Du bist frei und alle Lehen sind dein. Nimm ihn zum Gatten, den du liebst. Gott wird mir vergeben, daß ich wortbrüchig werde. Gott wird euch segnen, wie ich euch segne."

Agnes schluchzte laut. Sie sank, des Greises schon erkaltende Hand küssend, am Bett nieder. Er legte die Hand segnend auf ihr Haupt.

In diesem Augenblicke hallte der Ton des Hornes vom Wartthurme durch den wilden Sturm, der um die Burg heulte. Das Ohr des Kranken vernahm den Ton. „Er kommt!" sagte er freudig bewegt.

Der Pater flog, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, von seinem Sitz auf und zur Thüre hinaus. Bald genug vernahm man lauten Lärm im Burghofe, starke Bewegung in der Burg selbst, und Anselmus stürzte herein mit dem Rufe: „Der Herr Domprobst ist gekommen!" —

Agnes sprang auf. Ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Erregung. Sie fühlte mehr, als sie es sich klar bewußt war, daß einer der entscheidendsten Momente ihres jungen Lebens nahe, und dies Gefühl machte sie unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, ja, es verwirrte ihren Sinn für den Augenblick so, daß sie nicht einmal dem Oheim entgegen ging.

Jetzt vernahm man schwere Tritte, welche sich dem Gemache näherten.

Ulrich winkte Agnes, ihm entgegen zu eilen. Sie wankte rathlos der Thüre zu, die sich eben öffnete — und herein trat Herr Cuno und hinter ihm Scharfenstein und Rüdiger. Die Nähe des Geliebten gab Agnes ihre Fassung wieder. Sie neigte das Haupt gegen den geistlichen Oheim, der wie zum Segen seine Hand darauf legte und mit den Worten grüßte: „Gelobt sei Jesus Christus!" „In Ewigkeit!" flüsterte sie zum Gegengruße.

Jetzt erblickte der Domprobst das Jammerbild seines Bruders, das ihm beide Hände entgegen reckte, sie aber schnell wieder sinken

ließ. Er stand wie eingewurzelt. Ein geheimer Schauder überlief ihn, und die Hinfälligkeit des Menschen, das Schwankende alles Irdischen trat seiner erschütterten Seele näher als jemals. Er faltete seine Hände und sagte, im Innersten ergriffen: „Mein Bruder, müssen wir uns denn so wiedersehen?“

Der Kranke lächelte ihm wie ein Seliger entgegen.

„Dank dir, daß du kommst, um meine letzten Augenblicke zu erheitern. Sei meines Kindes Schutz und Schirm. — Gib mir, mein Bruder, die heiligen Sakramente, meine Stunde naht.“

Schnell eilte der Pater Anselmus hinweg, um das Nöthige zu bereiten

Die heiligen Handlungen wurden von dem Domprobst mit tiefer Rührung vollzogen.

Als sie vorüber waren, verlangte der Kranke nach seiner Agnes. „Ich gehe zu deiner Mutter,“ sagte er, „Gott wird dich schirmen.“

„Bruder,“ sprach er dann mit erhobener Stimme, „ich lege das Glück meines Kindes in deine Hand. Sei ihr Vater; aber — thue ihr keinen Zw — —“ das Wort erstarb auf der Lippe, und ein leises Zucken folgte. Er hatte geendet.

Mit einer Thräne im Auge wandte sich der Domprobst zu Agnes und sagte: „Er hat vollendet. Nun bin ich dein Vater!“

Eine Secunde starrte sie ihn todtenbleich an. Sie begriff das Wort nicht recht. So nahe sie auch das Ende vermuthete, so unerwartet traf sie es jetzt, einem Donnerschlag ähnlich. Sie sank ohnmächtig in Rüdiger's Arme, der weinend hinter ihr stand.

Der Domprobst winkte, sie hinauszubringen und sie ihren Dienerinnen zu übergeben. Während dies geschah, trat er zu der Leiche des Bruders, drückte ihm die Augen zu und sprach: „Requiescat in pace!“

„Amen!“ wiederholte Anselmus.

Es war Mitternacht. Und bald tönte das Glöcklein der Burgkapelle durch die Nacht, mit seinem hellen Schalle den Tod des Burgherrn verkündigend.

Anselmus ließ die Kerzen am Altare zünden und trat dann mit dem Domprobst in die Kapelle zur Abhaltung der Sterbegebete und Seelenmesse. Alle Bewohner der Burg sammelten sich dort in dumpfer Stille, um andachtsvoll für die Seele dessen zu beten, der es im Leben mit ihnen Allen wohl gemeint hatte.

Nur Rüdiger war unbemerkt bei der Leiche des väterlichen Freundes geblieben, und sank betend am Bett auf seine Kniee.

Wild stürmte es draußen, und wild hatte es gestürmt in der Seele des jungen Mannes. Nur der Moment, den jetzt seine Seele feierte, konnte dem tief erregten Gefühle gebieten, daß es sich legte.

Ihn hatte der Verstorbene gen Mainz gesandt, um den Bruder zu holen, auf dessen Seele er noch Manches binden wollte, woran ihn leider der schneller eintretende Augenblick des Todes gehemmt.

Rüdiger war in der Nacht vorher gen Mainz geritten. Der Morgen tagte eben, als er Mainz erreichte. Im Hause des Probsts aber war noch Todesstille; denn ein fröhliches Gelage war ihr Grund, das den Abend vorher diese Räume mit bacchantischer Lust erfüllt hatte. Nach vielem Klopfen und Poltern öffnete endlich murrend der Thürwächter und ließ den Ritter und den Knappen ein. Die Rosse waren mit Schaum bedeckt. Für sie mußte zuerst gesorgt werden. Rüdiger trat in eine weite Halle ein, wo Humpen und Becher nebst Würfeln ankündigten, daß nicht bloß die Herrschaft, sondern auch ihre Diener des Gelages tolle Lust getheilt. Ermüdet von dem Ritt und durchschauert von der Kühle des Morgens, schlug Rüdiger seinen weiten Reitermantel um sich, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, der, obwohl das Polster fehlte, dennoch dem jungen Manne zur Ruhestätte diente. Er sank in tiefen Schlaf, dem auch die später entstehende Bewegung in dem großen Gebäude kein Erwachen brachte. Erst als die Strahlen der Sonne sein Antlitz trafen, erwachte er, rieb sich die Augen und gewahrte Scharfenstein, der mit einem Angesicht, auf dem Haß und Neid sich spiegelte, vor ihm stand und zu überlegen schien, welche

Rolle er gegen den Feind zu spielen habe. Die durchschwärmte Nacht hatte vollends alle jugendliche Frische von seinen Wangen getilgt, so daß dies Antlitz fast schrecklich anzusehen war.

„Guten Morgen!“ rief Scharfenstein dem Erwachenden zu. „Ich kann mich kaum vor Verwunderung fassen, dich hier zu sehen und zugleich dich so ruhig schlafend zu finden!“

„Warum sollte ich nicht?“ fragte nicht absonderlich freundlich dem Verachtenden gegenüber der Ritter entgegen. „Seit acht Tagen ist kein Schlaf in mein Auge gekommen, und letzte Nacht ritt ich von Falkenstein hierher. Mit gutem Gewissen schläft sich's ohnehin überall süß.“

Scharfenstein überhörte gern die letzte Bemerkung, und sagte bloß verwundert: „Von Falkenstein? Ich glaubte dich in den Forsten des Soon unter dem heimathlichen Dache der Burg deiner Väter.“

„Meine Heimath ist Falkenstein,“ sprach stolz Rüdiger. „Dort bin ich Ganerbe.“

Scharfenstein achtete dieses Wortes nicht. „Was bringt dich aber hierher? und zu dieser ungewöhnlichen Zeit?“ — fragte er leicht weiter.

„Meine Botschaft lautet an den Herrn Domprobst“ — sagte kurz der Ritter. „Ist er zu sprechen?“

„Da mußt du seinen Leibdiener fragen,“ bemerkte schnippisch der Junker, „und noch einige Stunden dich in Geduld fassen.“ Er fiel jedoch schnell wieder in den frivolen Ton und sagte: „Die liegen gerne weich, zumal wenn sie, wie gestern, schwer auf das Pfühl sanken.“

Diener kamen jetzt und brachten dem Ritter das Warmbier zum Frühstück. Er reichte es Scharfenstein zuerst. Ein stechender Blick desselben sagte dem Ritter, daß er die Mahnung an Eltville verstehe. Feig jedoch wie das böse Gewissen, suchte er die Empfindung seines Innern zu bemänteln und trank ihm den schäumenden Silberbecher zu. Nun ließ sich's der Ermüdete wacker schmecken und stand dann neugestärkt aus seinem Lehnstuhl auf, um seinen Anzug, der durch den Nachtritt gelitten hatte, in eine bessere Ver-

fassung zu bringen. In gleichgiltigen Gesprächen floß eine Stunde hin. Da erst gelang es dem Sendboten zu dem Domprobst geführt zu werden.

Als Rüdiger in das Gemach trat, war es noch leer. Er hatte Zeit, seine Blicke über den glänzenden Reichthum des Geräthes hingleiten zu lassen. Reiches, mitunter vergoldetes Schnitzwerk zeigte sich überall. Schwere Gardinen von blauem Damaste dienten dazu, die Fenster, die überall von den kostbarsten Glasmalereien bedeckt waren, ganz zu verhängen und das blendende Farbenlicht zu beschatten, was in das Gemach fiel, wenn die Sonne darauf ihre Strahlen brennen ließ. Gepolsterte Armstühle, von ähnlichem Damaste bekleidet, liefen an der Wand hin, an welcher, der Thüre gegenüber, ein wundersam Bild im schweren Goldrahmen hing. Es stellte den Augenblick der Kreuzigung Christi vor, wo der Herr sich zu dem Schächer wendet und sagt: „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Der Blick des Ritters ruhte noch in tiefer Andacht auf dem schönen Bild, als eine Nebenthür aufging, und in stolzer Haltung, mürrischen Blickes, der Domprobst eintrat. Rüdiger beugte sich tief vor dem Würdenträger der Kirche.

Nach einem flüchtigen Kopfnicken fragte dieser: „Was wollt Ihr von mir?“

„Ich,“ sprach stolz der Ritter, den die Anrede und ihr Ton verletzte, „ich will nichts von Euch, Hochwürdiger Herr, aber ich komme im Namen und Auftrag Eures Herrn Bruders. Er liegt auf den Tod darnieder, und seine Tage sind gezählt.“

„Das sind auch die unseren,“ entgegnete der Domprobst.

„Wahr,“ gegenredete der Junker; „allein menschlichem Dafürhalten nach ist noch ein Unterschied. Euer Herr Bruder liegt an der Brustwassersucht unheilbar darnieder, und ist so matt, daß sein Ende sehr nahe ist. Er sendet mich, Euch zu bitten, zu ihm zu eilen, weil er noch einmal sich der brüderlichen Versöhnung freuen möchte.“

„Ich habe ihm vergeben, was er an mir gesündigt,“ war des Probsts Antwort.

„Pater Anselmus hat mich gelehrt, der Herr sage: „Siebzigmal siebenmal sollst du vergeben!“ sagte Rüdiger. „Es ist die Bitte eines Sterbenden, laßt ihn nicht ohne Trost hinüber gehen. Beichten möchte er Euch — und das Vaterherz möchte wohl manchen Wunsch sagen, den er Euch auf das Herz binden möchte.“

Ueber des Domprobsts Antlitz fuhr ein Blitz des Unwillens, als der Ritter so furchtlos vor ihm stand und ihm die ernste Lehre gab. Der Nachdruck des Wortes traf ihn dennoch. Und was er zuletzt gesagt, war wichtiger als Alles. Dennoch schwieg der Domprobst einige Augenblicke.

„Mein Auge,“ nahm Rüdiger indessen schnell das Wort wieder, „ruht auf dem schönen Bilde, das dort hängt. Der Herr gibt auch hier Frieden einer scheidenden Seele, und das war die eines Menschen, der selber sagte, er verdiene den Tod. Und dort ruft ein leiblicher Bruder Euch, der Ihr Christi Nachfolger seid. Lasset das Flehen des sterbenden Bruders nicht unerhört.“

„Ihr seid sehr erfahren in der heiligen Geschichte,“ bemerkte spottend der Domprobst, und ein markirter Zug von bitterem Hohne spielte um seinen Mund.

„Ich danke das meinem Lehrer Anselmus;“ war Rüdiger's bescheidene Entgegnung.

„Dem habt Ihr überhaupt viel zu danken!“ sprach der Domprobst lächelnd mit gleichem Ausdrucke zu Rüdiger. — „Doch — lasset Eure Rosse satteln. Ich werde kommen.“

„Wann gedenkt Ihr abzureiten, Hochwürdiger Herr?“ fragte Rüdiger.

„Vor spätem Nachmittage nicht,“ sagte der Domprobst herrisch.

„Gut,“ versetzte Rüdiger. „Mein Roß ist sehr müde. Es mag ruhen, und Ihr erlaubt, daß ich Euch begleite.“

Der Domprobst winkte und Rüdiger ging.

Als Rüdiger zur Thüre heraus trat, stand Scharfenstein vor ihm, der gelauscht. Eine Gluthröthe der Scham bedeckte sein Gesicht, weil ihn Rüdiger also gefunden.

Dieser sah ihn verachtend an. „Horchen? Pfui über die

Schande!" rief er laut genug, daß es der Domprobst hatte hören können.

„Willst du mir auch eine Strafpredigt halten, wie dem?" fragte gezwungen lachend der Ritter und deutete auf die Thüre.

„Sie wäre fruchtlos!" sprach Rüdiger, und schritt stolz an ihm vorüber, gab seinem Knappen die nöthigen Befehle und verließ das Haus, um eine Herberge zu suchen.

Erst am hohen Mittage kehrte er zurück. Der Domprobst nahm ihn freundlicher auf, als er es selbst erwartet hatte. War es das Gefühl des Unrechts, das er gegen ihn begangen, oder die Achtung, welche das freimüthige, edle, trotzig-kräftige Wesen des Ritters ihm abgenöthigt, oder die Klugheit des Alles schlau berechnenden Mannes — kurz, das Wesen des Domprobsts schien umgewandelt. Freundlich war er und blieb er auf der Reise, die durch das Unwetter zu den unerfreulichsten gehörte, die man machen kann. Im Gefolge des Domprobsts war Scharfenstein und zehn reisige Männer. Während des Rittes, der mehrmals durch längere Rast mußte unterbrochen werden, weil Sturm und Gewitter zu arg hausten, hielt sich Rüdiger stets weit von der Person des Domprobsts entfernt, so daß er nur wenige Worte mit ihm wechselte bis zur Ankunft in Falkenstein, mit Scharfenstein aber kein einziges.

Die Erfahrung, welche er in Mainz gemacht, zeigte ihm zur Genüge, wie es um seine Hoffnungen stand. Daß Scharfenstein den Domprobst begleitete, war ihm Beweis genug, daß der Vormund die Absicht noch nicht fahren lassen, Agnes diesem zu vermählen. Und das Wort, was aus dem Munde des Sterbenden ein schweres Gewicht in die Wagschale gelegt hätte — das war ja verhallt im Tod, ehe es das Ohr dessen erreicht, dem es galt. All der Sturm in der Brust war still geworden, als der Tod das Auge des Mannes schloß, der ihm Vater gewesen war im edelsten Sinne des inhaltschweren Wortes. An seinem Bett kniete er jetzt allein und seine Seele ergoß sich in heiße Gebete für dessen Seelenruhe, und alles Andere schwand.

Da fühlte plötzlich Rüdiger eine zarte, lebenswarme Hand die

seine berühren. Er fuhr empor — und neben ihm kniete eben Agnes nieder. Ihre Hände falteten sich in einander, und Beide beteten und die Thränen perlten nieder auf den harten Estrich des Gemaches.

„Schlaf wohl, du theurer Vater!“ sprach dann Agnes. „O Rüdiger, er ist hinübergegangen zum Frieden; aber sein Segen blieb dir und mir. Jetzt, wo heilige Wahrheit durch kein Gefühl gehemmt ist, höre von mir, daß er unsere Liebe gesegnet hat — und hier vor Gott, hier an seinem Sterbebett, verlobe ich mich dir, dir zu ewigem Bunde, den keine Macht der Erde trennen soll!“ — Sie legte ihre Hand in die seinige und reichte ihm die frische Lippe zum Brautkusse dar. Dann sagte sie, und heiliger Ernst lag in ihren Zügen: „Du hast es gehört, du verklärter Vater, und dein Geist hat uns gesegnet!“

Sie sank nun an des Verlobten treue Brust und flüsterte: „Es sei unser heiliges Geheimniß!“

So unbemerkt auch Beide zu sein glaubten, so waren sie es doch nicht. Scharfenstein sah in der Kapelle weder Rüdiger'n noch Agnes; seiner Seele ahnte es, daß sie sich suchen könnten. Und er schlich herauf und sah ihre stille, vom Schmerze geheiligte Umarmung, und hatte genug gesehen, um die Hölle in der Brust mit hinweg zu nehmen.

VI.

Der Tag des Begräbnisses des Ritters war vorüber mit seinem Gepränge, seinen Ceremonien und seinem Schmerze. Der Domprobst ordnete die Urkunden und Lehensbriefe des Ritters und sein Verhältniß zu den Ganerben, besonders zu Philipp von Falkenstein-Münzenberg, dem Bruder, welcher der Familie schon lange den Rücken gekehrt. Alle Lehen des Reichs, und diese waren die wichtigsten, sowie alle, welche der Kurfürst von Mainz zu ertheilen hatte, waren in Frauenlehen oder Kunkellehen verwandelt. Agnes

war eine reiche Erbin. Alle, welche Afterlehen trugen, wurden vorgefordert, daß Agnes solche bestätige oder anders das Verhältniß ordne nach Willkür. Da trat auch Rüdiger in den Saal, wo die Verhandlung vor sich ging.

Als Alles beendet war, fragte er den Domprobst, wie es um seine Afterlehen stehe. Der Zeitpunkt sei da, hierüber zu sprechen.

„Ich weiß von keinem Afterlehen, sowie ich erstaunt war, Euch unter den Ganerben zu sehen,“ sagte ruhig der Vormund Agnesen's. „Habt Ihr Lehenbriefe, besitzt Ihr Urkunden, so habt die Gefälligkeit, mir ihren Inhalt kund zu thun.“

„Die Urkunden schrieb Pater Anselmus. Laßt ihn reden, und so Ihr sie selber lesen wollt, ersucht Fräulein Agnes, das Schränklein zu öffnen, so zu Häupten des Bettes ihres Vaters in die hintere Wand eingemauert ist. Dort legte sie Herr Ulrich nieder und sagte: Hier sind sie gut verwahrt.“

Anselmus kam. Er bejahte die Frage, daß er die Urkunden gefertigt und der Kaiser sie habe bestätigen sollen. Ob dies geschehen sei, wisse er jedoch nicht, sowie er nicht wisse, wo sie seien.

Man holte den Schlüssel des Schränkleins und untersuchte seinen Inhalt. Mehrere wichtige Papiere fanden sich, auch die Urkunde der Schenkung des Zehntens von Mammolshain an den Altar der Kirche von Weiskirchen, aber keine Spur von Urkunden in Bezug auf Rüdiger von Wiltberg war zu entdecken.

Rüdiger stand stolz dem Domprobste gegenüber und sah ihn mit lächelndem, aber durchbohrendem Blick an, den dieser kaum zu ertragen vermochte.

„Es ist seltsam,“ sprach er, „daß noch vor vier Tagen der Verstorbene von diesen Urkunden mit mir sprach, sie mir geben wollte, ich jedoch ihn bat, sie zu bewahren, und er sie in jenes Schränklein vor meinen Augen legte. Wie es möglich, sie bei seinem Leben zu entwenden, weiß ich nicht; und doch muß es geschehen sein; denn seit seinem Tode trug Fräulein Agnes den Schlüssel an ihrem Gürtel. Ich werde nicht reicher, Herr Dom-

probst, als ich war, und jene Güter hätten mich nur vor Noth geschützt, mir ein Obdach gegeben, was ich nun nicht habe. Bekümmert Euch darüber nicht. Was die Art und Weise der Entwendung betrifft, so wollen wir das dem überlassen, der ins Verborgene schaut und jeden Frevler trifft. Es ist ein Unglück, daß Herr Günther von Schwarzburg nicht mehr lebt. Ich könnte dann wenigstens den Beweis führen, daß sie da waren. Wollt indeß Euer Mündel, das Fräulein, darüber fragen, sie wird es ebenso bestätigen können."

„Mag sein," versetzte der Domprobst, der mit seiner Verlegenheit rang. „Sie fehlen, und so ist's, als seien sie nicht da gewesen. Ueberdies," hob er an, „muß ich mit Euch eine ernste Sache besprechen. Ihr fühlt wohl, daß Ihr nicht wohl länger hier werdet weilen können. Mein Bruder von Münzenberg müßte Euch denn bei sich behalten wollen."

„Ich diene nicht," fiel ihm Rüdiger in die Rede, „wo es Wegelagern gilt."

Der Domprobst wurde roth bis zur Stirne. Die Wahrheit war jedoch zu schneidend und entschieden — und er schwieg.

„Denn" — fuhr der Domprobst fort, „es will die Sitte nicht wohl es gestatten, daß Ihr bei der Jungfrau weilet. Habt Ihr noch Forderungen?"

„Keine, die sich auf Geldeswerth anschlagen ließen, und andere mache ich keine geltend, weil sie bei Euch, Herr Domprobst, keine Anerkennung finden dürften. Nur Eine gilt mir als Preis meines Lebens — die Hand Agnesen's von Falkenstein. Sie ist meine Verlobte."

Der Domprobst sprang wie ein Rasender von seinem Sitz auf. „Seid Ihr vom Verstande!" rief er. „Sie, die ihr Vater meinem Mündel Scharfenstein verlobte, auch Eure Verlobte?" —

„Sie ist es vor Gott und mit dem Segen ihres Vaters."

„Ihr lügt das!" schrie der Probst.

Rüdiger's Hand fuhr unwillkürlich nach dem Schwerdte. „Herr," rief er mit edlem Unwillen, „wagt es nicht, das noch

einmal zu sagen. Es hat nie ein Mensch mich einer Lüge beschuldigt. Ihr dürft es nicht, und ich dulde es nicht, und wäret Ihr Papst oder Kaiser!“

„Ruchloser!“ schrie jetzt im wildesten Zorne Cuno, „verlaß die Burg auf der Stelle!“

Rüdiger lächelte. „Ruchlos nenne ich Fälschung und Diebstahl, Herr Domprobst. Davon ist mein Gewissen frei. — Ueberdies seid Ihr nicht Herr hier, sondern das Burgfräulein, die freie Erbin Eures Bruders; Ihr seid nur Ganerbe hier, und nichts weiter.“

Cuno war in seinem Zorne rasend. Er würde den Ritter zermalmt haben in seiner überlegenen Kraft, hätte nicht Rüdiger sein gutes Schwerdt an seiner Seite getragen.

Agnes Eintritt veränderte die Scene gänzlich. Der Domprobst sammelte sich und bezwang den Zorn so gut es nur immer ging.

Mit edler Fassung sprach sie sich aus über die schändlich entwendeten Urkunden, und ließ selbst einen leisen Verdacht einfließen, daß Einer seines Gefolges der Dieb sein müsse, womit sie auf Scharfenstein zielte. — „Es thut Noth, Herr Ohm,“ sprach sie endlich, „daß ich Euch über ein Verhältniß aufkläre, welches dies unerklärliche Ereigniß völlig seiner Folgen beraubt. Rüdiger ist mein Verlobter. Der Segen meines sterbenden Vaters hat uns vereint. Ich bin freie Erbin meines Vaters und mein Wille ist frei.“ Sie sprach diese Worte feierlich und würdig.

Der Domprobst änderte mehrmals die Farbe. Es kostete ihm sichtlich unsägliche Mühe, eine ruhige, würdevolle Haltung zu erringen, wie sie nöthig war, um alle die Waffen zu besiegen, die gegen ihn und die Lieblingsideen seiner Seele gerichtet waren.

„Du irrst, meine Tochter,“ hob er endlich an, „wenn du glaubst, dein Wort genüge hier. Der Rausch einer jugendlichen Leidenschaft ist trügerisch. Du hast keinen Beweis für deine Aussage. Zudem bist du nicht freie Herrin deines Willens. Ich bin an Vaters Stelle dein Vormund. Ich löse, kraft meines Amtes, das Wort, das Wiltberg, der dich bethört, dir entlockt. Ich muß

es lösen; denn du bist Scharfenstein verlobt von deinem Vater, der nie zweizüngig zu reden pflegte. Zuletzt endlich steht es dir nicht zu, den edeln Namen, dem du entsprossen bist, zu entweihen, indem du einem Junker aus dem niedern Adel des Hunsrücks deine Hand bietest. Wiltberg ist dir nicht ebenbürtig. Bedenke das und nöthige mich nicht, daß ich die Gewalt ausübe, welche mir, als deinem vom sterbenden Vater verordneten Vormunde, zusteht.

„Umsonst sind Eure Reden, Herr Ohm," versetzte mit wunderbarer Seelenruhe das Mädchen. „Einem Verworfenen, der seinen Kaiser morden half, einem Menschen, der mit Schmach und Schande sich bedeckt, einer Schlange, die Ihr im eigenen Busen genährt und so lange pflegt, bis ihr giftiger Stachel auch Euch trifft — nimmer würde ich mich ihm vermählt haben, und hätte ich den Giftkelch leeren müssen, den er dem Kaiser mischen half. Das wußte mein Vater, und darum würde er nie es zugegeben haben. Hätte nicht der Tod ihn zu frühe weggenommen," setzte sie hinzu, und ihre Thränen rannen stromweise — „er würde Euch das gesagt haben, was Anselmus oft gehört."

Der Pater, der in einer Fensterblende zitternd stand, trat hervor und versicherte, er habe das nie gehört.

Agnes thränenfeuchtes Auge ruhte fest auf ihm, als er die Lüge keck aussprach. Sie sah gen Himmel und faltete ihre weißen Hände vor der wogenden Brust. „Gott," sagte sie, „wo ist dann nun noch Treue und Wahrheit?!"

„Ihr habt wacker gearbeitet, Wiltberg, das hör' ich wohl;" wandte sich der Domprobst an diesen. „Schmach aber Euch, der Ihr ein Mädchenherz berückt, und Lüge auf Lüge, Verläumdung auf Verläumdung häuftet, um Euer ehrgeizig Ziel zu erreichen. Erbschleicher zuerst, dann —"

„Haltet ein," schrie Wiltberg und sprang vor, „oder ich stehe nicht dafür, daß ich Euch zum Schweigen bringe für ewig!"

„Ha, Bube!" brüllte der Domprobst und stürzte nach der Thüre. Sein Ruf brachte Scharfenstein und seine Reisigen herzu.

Als er sich umkehrte, hatte Rüdiger das Schwerdt gezogen.

Agnes eilte in seine Arme. „Hier vor Allen," rief sie, „sei es bekannt, daß ich vor Gott die deine bin und nie eines Andern Weib werde!"

„Faßt ihn!" schrie der Domprobst, und wollte selbst auf ihn eindringen; aber Agnes trat ihm entgegen mit den Worten: „Ueber meine Leiche müßte Euer Weg führen!"

Ruhig stand Rüdiger. „Hört an, Ihr Domprobst von Mainz, was ich Euch zu sagen habe!" rief er jetzt aus: „Betrogen um ein ehrlich Gut, um meiner los zu werden, seh' ich wohl, ich bin der Zankapfel. Nicht will ich Euren Namen verunehren, nicht mich eindrängen in Eure Familie. Ich gebe dir, theure Agnes, dein Wort zurück. Ich scheide. Erntet den Lohn, den Ihr verdient!"

Agnes war ohnmächtig niedergesunken. Er kniete zu ihr und drückte den Scheidekuß auf ihre weiße Stirne. Dann schritt er stolz wie ein König durch die scheu zurückweichenden Reisigen. Den Domprobst würdigte er keines Blickes, so wenig als Scharfenstein, der in peinlicher Stimmung dastand. Bald hörte man den Hufschlag seines Rosses.

Der Domprobst rieb sich düster die Stirne und herrschte dem Ritter Scharfenstein zu: „Geh' nach Mainz, loser Bube, hier ist deine Rolle ausgespielt!"

Bleich wie der Tod wankte Scharfenstein hinweg. Cuno folgte ihm auf dem Fuße, während die Dienerinnen Agnes hinwegtrugen. In seinem Innern gährte ein Vulkan. Die Auftritte hatten ihm die Augen geöffnet. Er sah, was er an seinem verzogenen Mündel hatte. Auf ihn warf sich die Centnerlast seines bodenlosen Grimmes. Er trat zu ihm in sein Gemach.

„Bube!" donnerte er ihn an, „Schlange, die ich in eigenem Busen genährt, für den ich mein Herzblut geopfert — deine Schandthaten brandmarken dich. Aus Agnes Mund hörte ich die Gräuel wieder, deren dich die Welt beschuldigt. Kaisermörder, Giftmischer, das nannte sie dich, und — leider — muß ich glauben, daß sie Wahrheit gesagt. Ihr Gatte solltest du werden — aber lieber will sie den Giftbecher leeren, den du dem Kaiser mischen ließest, als die deine werden. Verworfener, ist das der Dank für meine Liebe?

— Ich kenne das Heer deiner Laster; ich habe sie gedeckt, wo ich konnte. Die Zeit ist um. Der Schleier falle. Fahr' hin, ehrloser Bube, ich habe keinen Theil mehr an dir!"

Scharfenstein stand wie vernichtet; aber nicht das tiefe Gefühl der Reue war es, was jetzt in seinem Innern lebendig war; „Rache, Rache!" rief es in ihm. „Rache an Allen, zuerst an dem, der dich heranzog, um dich zu zertreten!" Wie ein Blitz zuckte es über sein früh zum Ausdrucke des Greisenalters herangereiftes Antlitz. „Teufel," schrie er, „der du mich zermalmst! Stirb!" — Ein Dolch blitzte in seiner Hand und fuhr mit Blitzesschnelle gegen die Brust des Pflegevaters. Aber Cuno war zu gewandt in jeglicher Kampfesübung, um sich dem Stoße preiszugeben. Er sprang zeitig genug auf die Seite, und seine Faust fiel mit solcher Riesenkraft auf das entblößte Haupt des Entarteten, daß er mit entsetzlicher Wucht zur Erde stürzte. Der Dolch fuhr aus seiner Hand, die Klinge sprang und verletzte so heftig sein rechtes Auge, daß es alsbald ausfloß. — Des Domprobsts Fuß trat dem Hingestürzten auf den Rücken. Umsonst schrie er, vom fürchterlichsten Schmerz in seinem Auge gefoltert; umsonst wandte er sich wie eine Schlange. Der Fuß des riesig starken Mannes hielt ihn am Boden gefesselt.

Das Geschrei rief die Reisigen und Knappen herzu, die voll Entsetzen zurückwichen.

„Holt Stricke!" donnerte der Domprobst. Sie zauderten. — Aber als zum zweiten Male der Ruf erschallte und der Feuerblick dieses Auges ihn begleitete, da eilten sie hinweg und waren bald mit Stricken zur Hand.

Er fesselte selbst den Wüthenden. Zwar regte sich noch einmal die alte Liebe, als er in die leere Höhle des blutenden Auges blickte — aber er gedachte des Dolchstoßes und rief: „Der Herr hat dich gezeichnet, Parricada!" und stieß den Gefesselten den Reisigen zu, mit dem Befehl, ihn in das tiefste Verließ zu werfen.

Er selbst aber schritt in sein Klosett, schloß die Thür ab und maß mit gewichtigen Schritten das Gemach.

„Wohl hast du Recht, Wiltberg, ich fange an zu ernten wie ich gesäet!“ sprach er zu sich selbst, und raufte wild das braune Lockenhaar, das seinen Kopf umwallte.

Indeß diese entsetzlichen Auftritte sich hier ereigneten, war Agnes trostlos erwacht. Als man ihr alles Vorgefallene erzählte, ordnete sie auf den andern Morgen an, daß Alles bereit sei zum Ritte nach Frankfurt. In den Schooß der Familie, die sie so liebend aufgenommen, wollte sie flüchten aus diesen schrecklichen Wirren, um zu entgehen der Gewalt eines Vormundes, der sie doch nur elend machen wollte. Als sie aber am andern Morgen den Oheim sah, wie er gebeugt, bleich und zerstört einherschritt, und er sie fragte, ob sie ihn auch verlassen wolle, da blieb sie und hörte die herzergreifenden Klagen über Scharfenstein's schnöden Undank an, entschlossen zu warten, bis ihr Oheim Philipp in die Burg einziehen würde; obgleich sie sich nicht trösten durfte, in seiner Nähe ruhiger zu leben. Von dem Geliebten ihrer Seele jedoch hörte sie nichts mehr, und jede Spur von ihm schien getilgt.

So war denn allseitig tiefes Weh in die Burg eingezogen, die früher ein Wohnsitz stillen Glückes gewesen war. Es schien des Ritter Ulrich's Tod der Beginn einer Reihe schrecklicher Auftritte zu sein, die noch langhin in ihr oder von ihr aus walten sollten über Andere.

Der Domprobst fragte nicht nach dem Gefangenen. Seine Liebe war erstorben gegen ihn, oder sie war zum wildesten Hasse geworden, der nur in einer Menschenbrust wohnen mochte.

Ein Knappe aus des Domprobsts Begleitung nur und er allein nahm Theil am Geschicke des Schändlichen. Er band ihm die Bäuschlein auf das Auge, das für immer verloren war, weil in ihm der Quell des Lichts erloschen war. Er gab ihm die Nahrung, die sein Leben erhielt; denn Niemand sorgte für ihn, weil Niemand sonst Neigung für ihn hegte. Dieser Knappe aber war von jeher der Vertraute seiner Händel gewesen, hatte oft mit ihm die Lust getheilt und war erfahren in allen den verschlungenen Wegen des Lasters, die der Junker zu gehen gewohnt war. Durch

ihn vernahm er den bodenlosen Grimm des mißhandelten Pflegevaters, und die Gewißheit folgte für ihn, daß nun keine Hoffnung mehr auf Vergebung sei. Mit dem Knappen verabredete er nun die Flucht, da er befürchtete, der Domprobst überliefere ihn dem Gericht in Mainz. Sie gelang. Und als die Kunde davon zu des Domprobsts Ohren kam, sagte er freier aufathmend: „Gottlob, daß ich des Schwersten überhoben bin!“ —

Als Rüdiger aus der Burg Falkenstein stürmte, in der er so viel Schmerzliches in den letzten Tagen erlebt und doch seine ganze Welt zurückließ, da war es ihm, als könne er nun nicht mehr leben. So lange sein edles Roß es ausdauern konnte, trieb er es im wildesten Galopp an; nicht zurück sah er, auch nicht einmal, weil er sich das Herz nicht schwerer machen wollte, als es an und für sich schon war. Wie hatte das Burggesinde geweint, als er schied! Und nun lag die Welt vor ihm, und doch kein Plätzchen, wo ihm die Ruhe gegönnt gewesen wäre. Sollte er nach Wiltburg zu seiner Sippe? Dort herrschte tiefe Armuth, und er wußte im Voraus, daß er ein unwillkommener Gast sei. Da fiel ihm Lorch ein, wo sein Freund Saneck im stattlichen Burgbaue lebte. Dorthin richtete sich sein Weg. Mit schwerem Herzen ritt er durch den Rheingau. Schmerzliche Sehnsucht ergriff ihn manchmal, wenn er in die grünen klaren Wellen blickte, die sich rastlos dem fernen Meere zuwälzten, die ein schnelles Enden alles Leides verhießen dem, der sich in ihren Schooß stürzte; aber das Edle und Gute in ihm ließ ihn nicht zur Verzweiflung kommen. Er blickte in innigem Glauben empor und trug mit männlichem Muthe das herbe Loos, das ihm so unerwartet gefallen war. Von allen Seiten erwog er das, was in Falkenstein geschehen war. Er fühlte, daß er so hatte handeln müssen, und wurde ruhiger. Lebte doch die Hoffnung in ihm, daß dennoch vielleicht ihm noch das Glück blühen könnte, mit Agnes vereint zu werden. Was aber aus seiner Zukunft werden sollte, das war ihm selbst ein Räthsel; denn seine Armuth drückte ihn schwer. Als er bei Rüdesheim in das wilde, schauerliche Rheinthal hineinritt, wurde es ihm recht schwer ums Herz; denn

überall erblickte er die Burgen des Domprobsts, des Mannes, der sein Glück zertrümmert hatte. Hier Klopp bei Bingen, dort Ehrenfels und weiter unten Sautzberg, seinen Lieblingsaufenthalt. Freier aber wurde ihm die Brust, als er endlich um den letzten Bergvorsprung ritt und nun das alte, reiche, schöne Lorch vor ihm lag, und der große Thalkessel des Rheins in seiner Pracht. Er hielt das Roß an, sich zu laben an dem Anblicke, der ihm aus seiner Kindheit so theuer war; denn hier in Lorch hatte er ja seine ersten Jahre verlebt, bis ihn Herr Ulrich nach Falkenstein holte.

Noch war Alles wie damals. Dort unten lag das alte Bacharach im Kranze seiner Mauern und Thürme, beherrscht vom mächtigen Stahleck; dort drüben thronte Fürstenberg in seiner Pracht, und das Dörflein Diebach in seiner Armuth schmiegte sich schutzsuchend zu seinen Füßen. Wieder grünten die Berge und die Traube schwoll von süßer Fülle, und die Sonne lachte in das Thal so freundlich hinein, und ihre Strahlen hüpften auf des Stromes Wellen wie damals — aber — was lag Alles dazwischen?! — —

Er spornte das Roß, als wolle er diesen jüngeren Erinnerungen entfliehen — und erreichte Lorch. Herzlich nahm Saneck den Freund auf, und ebenso herzlich der alte Landmarschall des Rheingaues, der Vater seines Freundes. Voll inniger Theilnahme hörten sie sein Geschick, und suchten ihn zu trösten, so gut sie's vermochten.

Als Rüdiger mit seinem Freunde Saneck auf der Burg Saneck saß, wohin Beide schon am Abend des Tages seiner Ankunft sich begeben hatten, da erschloß sich sein Herz in seiner ganzen Fülle, da theilte er dem Freunde das Erlebte mit. Saneck hörte mit Theilnahme seine Ergüsse an. „Rache dem Domprobst!“ rief er aus, als Rüdiger geendet.

„Nein,“ sagte dieser; „das ist nicht, was ich wünsche. Wollte Gott, — ich könnte glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln!“

„Das sind Grundsätze, die ihn nicht leiten, Freund. Wer wird dir die Urkunden entwendet haben, als er?“

„Das kann ich kaum glauben,“ war Rüdiger's Antwort; „vielmehr möchte ich Krazzen eher des Bubenstücks zeihen.“

„Aber sind nicht die Urkunden bei Ulrich's Leben entwendet worden, vielleicht in seiner Krankheit? War nicht der Pater Anselmus vielleicht ein Werkzeug des Domprobsts, der durch Krazzen von Scharfenstein Haß gegen dich trug?“

Rüdiger schwieg gesenkten Hauptes. Er sann. „Sollte es möglich sein!“ rief er endlich aus und stellte das Abläugnen desselben, daß Ulrich die Verbindung zwischen Agnes und ihm gewünscht, in Verbindung mit Saneck's Vermuthung.

„Du bist verrathen!“ rief Saneck aus. „Doch Freund, laß das Grübeln jetzt. Es kommt ja noch für dich eine bessere Zeit. Wir wollen jagen im Walde droben auf der Höhe der Berge und von uns treiben die Grillen!“

Er bot Alles auf, den Freund zu zerstreuen, aber es gelang ihm nicht, und Rüdiger's düsterer Sinn blieb sich gleich. Konnte er Agnes vergessen? An ihr hing seine Seele mit der Macht der ersten heiligen Liebe. Sie war seine Welt, sein Alles. Ohne sie hatte ja sein Leben alle Bedeutung und Zweck verloren. Wenn auch auf kurze Zeit er aufgeheitert wurde, so kehrte doch schnell der trübe Ernst zurück, der sich seines Wesens bemeisterte.

So kam denn endlich der Herbst mit seinen Freuden am Rheine. Die Jahrszeit war noch sommerlich milde, aber die Stimmung des Volkes war gedrückt auf der einen Seite, und wieder oft ausschweifend auf der andern. Dies verursachte jene gräuliche pestartige Krankheit, welche mit Riesenschritten durch Deutschland wanderte und namenloses Elend verbreitete, der schwarze Tod. Fürchterlich war der Schrecken vor dieser entsetzlichen Krankheit, die wie ein Würgengel durch Deutschland schritt, die Städte und das platte Land entvölkerte, daß Grauen und Entsetzen ihr vorherging, Grauen und Entsetzen ihr folgte. Es war gegen sie kein Schutz, kein Heilmittel. Viele versenkten sich in die strengsten Kasteiungen und Bußübungen, weil sie ihren Tod vor Augen sahen und sich aussöhnen wollten mit dem Himmel. Reiche Gaben flossen in die Säckel der Kirchen und Klöster. Andere dagegen stürzten sich in den wildesten Strom der Lust und wollten den Becher leeren

bis zu den Hefen, ehe der furchtbare Feind nahe und ihnen denselben aus den Händen winde. In den meisten Orten, wo die Krankheit wüthete, kehrte sich der Haß des Volkes gegen die Juden, deren Reichthum Neid und Mißgunst längst geweckt. Von fanatischen Mönchen und Priestern geschürt, loderte ein furchtbarer Brand auf gegen das arme, heimathlose, verfolgte Volk. Sie sollten die Brunnen vergiftet und dadurch das Uebel hervorgerufen haben. Mord und Brand waren die Rachemittel gegen sie, und in das geplünderte Gut theilte sich schwelgend der Pöbel. Auch in Mainz hatte die Pest ihren Einzug gehalten und furchtbar ihre Verheerungen begonnen. Wer fliehen konnte, floh, und glaubte dem Tode zu entgehen. Regellos schaltete der Pöbel in der Stadt. Judenblut floß in Strömen, und im Brausen der Lust verflog die gewonnene Beute. Der Kurfürst war weggeflohen, ebenso der Domprobst und die Meisten der hohen Geistlichkeit.

An der Spitze des zerstörenden Pöbels stand ein gräulicher Mensch. Einäugig war er und wild verzerrt sein Gesicht. Woher er gekommen, wußte man nicht. Manchem wollte er bekannt vorkommen; allein er läugnete keck, je Mainz gesehen zu haben, und war doch überall genau bekannt wie ein Einheimischer. Als er alle Gräuel gegen die Juden erschöpft, schlug er in einem engeren Kreise den Genossen vor, sich des Domprobsts Cuno von Falkenstein zu bemächtigen und seine Schätze ihm abzupressen, um lustig bis zum Ende leben zu können.

Der Anschlag des Einäugigen fand Beifall. Man stürmte die Wohnung des Domprobsts, raubte sie aus, fand aber weder ihn noch die Schätze, deren Bewahrungsort der Einäugige genau kannte und angab. Im wüthenden Grimme wurde von ihm das Gebäude niedergebrannt. Wohin der Domprobst geflohen, war von einem seiner Diener bekannt worden, der, als er den Einäugigen erblickte, in den Ausruf ausbrechen wollte: Ei, Junker — aber ein schneller Dolchstoß, sicher geführt, schloß den Mund für immer, der Dinge enthüllen wollte, an deren Verborgenheit wohl dem Einäugigen unendlich viel mußte gelegen sein.

Der Domprobst war in Bingen auf dem Schlosse Klopp, und wie der ermordete Knecht ausgesagt, mit ihm sein Mündel — Agnes von Falkenstein, die sich entschlossen haben sollte, im Kloster Rupertsberg, das einst die heilige Hildegard gegründet, Profeß zu thun. Diese Kunde war genug für den Einäugigen, der sich unter dem Volke Heinz nannte. Er verschwand plötzlich aus Mainz, wie er dort, einem Irrwische gleich, aufgetaucht war.

Schon hatte die Weinlese in Bingens Bergen begonnen, da saß eines Abends in einer Kneipe unfern des Strandes ein Haufen Menschen beim Weinkruge, die zu den unruhigsten Köpfen gehörten, welche Bingen in jenen Tagen loser Zucht umschloß. Oben am Tische saß in unscheinbarer Tracht ein Mensch, dessen Wort und Erzählung die Gesellen schon lange gelauscht. Er wußte gar mancherlei Mähr aus dem Schweizerlande zu erzählen, wo er zu Hause zu sein vorgab. Es waren Geschichten, wie sie die Männer gerne hörten, die längst mit dem strengen Domprobst unzufrieden waren, der während der Kurfehde eisernes Regiment geführt und die Binger an Zucht und Gehorsam streng gewöhnt hatte. Er berichtete nämlich, daß dort die einfachen Hirten die Zuchtruthe ihrer Dränger durch eigne Kraft und freien Muth gebrochen und Tell's Pfeil den Landvogt Geßler getroffen auf den Tod. So sei des Landes Freiheit errungen worden.

Schlau und mit Gewandtheit hatte er diesen Geßler gemalt, daß jeder Binger in dem Bild alsbald den Domprobst Cuno wieder erkannte. Dabei blinzte er schalkisch mit dem einen Auge, das ihm zu Gebote stand, denn das andere fehlte gänzlich. Darauf erzählte er, wie das Volk in Mainz auch gegen Cuno gesinnt sei und seine Wohnung niedergebrannt habe.

„Alle Teufel!“ schrie plötzlich einer dieser Männer, ein derber Schiffer, „was hindert uns, ebenso zu handeln? Haben doch heute seine Zehntleute mir abgezehntet, was ich mit saurer Mühe im

Scharlachberge gewann! — Unser Schultheiß mitsammt den Schöffen sind feige Schafe, die sich fügen und uns das Fell abziehen lassen, wenn nur das ihrige ungeschoren bleibt!"

„Das heiße ich männlich gesprochen," sagte der Einäugige, der Niemand anders als der Mainzer Mordbrenner Heinz war. Die Anderen sahen ernst drein.

„Es ist wahr," bemerkte ein Zweiter, „er drängt und drückt uns hart; aber was wollen wir machen? Er sitzt droben auf dem festen Klopp und seine Reisigen halten scharf Wache."

„Er ist hier?" fragte der Heinz, und eine teuflische Lust lachte aus seinem Auge. „Da könntet ihr ja herrlich den Vogel im Neste fangen und ihn zwingen, euch alle Freiheiten urkundlich zu leisten."
„Ueberdies hat er alle Schätze mitgebracht," bemerkte ein Erzsäufer, der mit zur Gesellschaft gehörte. „Vielleicht holt uns doch der Teufel bald; da könnten wir noch eben erst recht des Lebens uns freuen. Ich habe die eisernen Truhen hinaufschaffen helfen und weiß, was das heißt."

„So dachten auch die braven Mainzer," bemerkte Heinz. „Als sie aber sein Nest ausheben wollten, da war der Vogel weg mit sammt den goldnen Eiern. Ihr habet Beides nahe, was zaudert ihr?"

„Ihr habt gut reden, Landsmann," sprach der Erste wieder. „Ihr kennt die Gelegenheit von Klopp nicht — und"

„Da irrt Ihr," fiel der Heinz ihm ins Wort. „Ich habe als Landsknecht dem Kurfürsten Heinrich gedient und war mehrmals hier. Aber ist denn offene Belagerung nöthig? Jetzt, wo Alles in lauter Herbstlust hier lebt und die Köpfe benebelt sind an jeglichem Abend, wär's ja doch ein Leichtes, die Veste zu überrumpeln. Habt ihr denn gar keine Bekanntschaft unter den Reisigen?"

„Gewiß," rief Emmerich, der Saufaus, „mein Gevatter Helmrich von Rüdesheim ist auf der Burg, der Anton von Kempten und viele Andere, die auch just keine Freunde des Domprobsts sind."

Die Sache wurde jetzt alles Ernstes besprochen. Heinz verband die Anwesenden endlich zum Schweigen. Er sagte, daß er gerne

mit seiner Kriegserfahrung ihnen zur Hand sein wolle. Nur möchten sie in der Stille werben und vorsichtig sein; er wolle sich hier im Hause verborgen halten, und erwarte sie Abends zum Rath und bald zu frischer That.

Das Fünklein war geworfen. Es nährte sich, griff um sich schnell und kräftig, denn das Zehnten war mit aller Strenge geübt worden und hatte die ohnehin unruhigen Gemüther heftig empört. Hierzu kam in diesen Tagen ein Anderes. Der Schultheiß starb, ein hochbetagter Greis. Altes Recht war es in der Stadt, daß die Bürgerschaft ihren Schultheiß selber wählen durfte. Bei der überall herrschenden wilden Sucht, sich aufzulehnen gegen Gesetz und Herrschaft, war es dem Domprobst wichtig, daß ein Schultheiß erwählt werde, der mit Kraft treue Anhänglichkeit an die Landesherrschaft in sich vereine. Die Wahl fiel anders aus und Cuno hatte den Aerger, einen jungen Brausekopf an der Spitze der städtischen Verwaltung zu sehen, von dem nichts Gutes zu erwarten stand.

Die Lombarden, welche einen reichen Handel in Bingen trieben und aus besonderen Gründen, nämlich weil sie oft schon bedeutende Summen dem Kurfürsten dargeliehen, bevorzugt waren, sahen die Wahl ungern, und hätten es wohl lieber sehen mögen, daß der Ihren Einer Schultheiß würde. Ihre Vorstellungen, die so ganz mit den Ansichten Cuno's einstimmten, bewirkten es, daß er die Wahl umstieß und Anton Pomaria, den reichsten der lombardischen Handelsleute, dazu ernannte.

Dumpfe Gährung schlich wie ein Gespenst durch die Stadt und führte auch die besseren Bürger jener Rotte zu, die bereits Gedanken gehegt und Entschlüsse gefaßt hatte, die mit jener Gährung in Einklang waren. So bereitete sich im Stillen ein Unwetter vor, dessen Blitze auf das Haupt des Mannes gerichtet waren, der am wenigsten an etwas Aehnliches dachte, obgleich das Niederbrennen seiner Wohnung in Mainz ihm hätte die Augen öffnen können.

Persönliche Kraft und unerschütterlicher Muth gibt indeß eine Sicherheit, die nichts fürchtet und nichts ahnt. Einet sich damit die

Macht des Herrschers, so ist es noch gewisser, daß die Seele in jene ahnungslose Sicherheit eingehüllt wird, die so oft dem Frevel und der Frechheit gewonnen Spiel gab.

Es war an einem der schönsten Herbstnachmittage, als ein Schiff im Hafen bereitet wurde zur Aufnahme des Domprobsts. Wohin die Fahrt ging, wußten die Schiffer nicht. Nicht ohne Herzklopfen hörte das Heinz, der sich noch immer in der Kneipe am Strande, dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Schiffer, seit Kurzem aber auch der Rädelsführer des heranreifenden Anschlags auf die Person des Domprobsts, verborgen hielt. Er fürchtete mit Grund, daß ihm das Opfer seiner Rache entgehen könnte. An einem Fensterlein, das dicht von Rebenlaub umzogen war, stand er und starrte harrend hinaus, bis er käme. Hätte er Bogen und Pfeil zur Hand gehabt, das tödtende Geschoß hätte er mögen von hieraus auf das Haupt des Verhaßten senden; doch das gebrach, und nur zum ohnmächtigen Zuschauer war er jetzt noch verdammt. Seine Faust ballte sich krampfhaft bei dem Gedanken an die süße Rache, die seiner harre, die er so lang in der Brust ohne Befriedigung genährt.

Er mochte noch nicht lang an dem Fensterlein gestanden haben, da schritt der Domprobst unten vorüber und — sein Athem stockte, das Auge trat fast aus seiner Höhle — neben ihm eine zarte Frauengestalt, in schwarze Gewänder gehüllt, aber von dichtem Schleier jeglichem Blicke neidisch entzogen. Zwei Dienerinnen folgten ihr und mehrere Ritter waren im Gefolge des Domprobsts. Sie schritten dem Ufer zu, traten in das Schiff, das bald das Segel blähte. Die Ruder schlugen in einförmigem Takt in die Wellen, und bald verschwand das Schiff hinter dem Mausthurme.

„Das war Agnes!“ rief Heinz. „Oder es müßte auch der Teufel mein letztes Auge geholt haben; es müßte nie ihren schwebenden Gang, ihre stolze königliche Gestalt, ihre edle Haltung gesehen haben! Und die ließest du entschlüpfen, Heinz?“ — Er fluchte furchtbar. — Doch bald besann er sich. „Weit kann sie

nicht sein, sie wird ja wiederkehren! — Und dann!“ Heinz lachte teuflisch und schlug ein Schnippchen in die Luft.

Und es war wirklich Niemand anders, als Agnes von Falkenstein.

Nach Ulrich's Tod kam Herr Philipp VI. von Falkenstein zurück auf die Burg, die je zu einem Drittheil ihm gehörte. Philipp war ein Ritter so recht nach dem Zuschnitte seiner Zeit. Ohne Fehde war ihm das Leben eine Last. Grimm trug er gegen die Städte im Herzen, die sich so mächtig erhoben und ein so mächtiges Gewicht dem rohen Treiben des Adels gegenüber geltend machten. Besonders war ihm Frankfurt durch besondere Verhältnisse ein Dorn im Auge und ein Gegenstand wilden Hasses.

Hierdurch veranlaßt, begann er ein rechtes Stegreiftreiben. Bis unter die Thore der Stadt hin ließ er verfolgen und verfolgte er selbst die Karavanen der Kaufleute, und raubte ihnen Habe und Gut, oder schleppte sie selbst, ein Lösegeld zu erpressen, auf die Burg. Diese wurde also der Schauplatz roher, oft schauderhafter Gewaltthat.

Empörend für ihr weibliches Zartgefühl war das Treiben des alten Ritters, und Agnes mußte nicht selten Zeuge von Scenen sein, die geeignet waren, ein männliches Herz zu empören. So wurde ihr Falkenstein verleidet und sie floh zu der Familie des Schultheißen von Holzhausen nach Frankfurt, dort eine Zufluchtstätte suchend. Als aber die Pest in Frankfurt ausbrach und mit ihr die entsetzlichsten Gräuel roher Gesetzlosigkeit, da holte sie der Oheim und Vormund in seinen persönlichen Schutz, und sie begleitete ihn zu den Zerstreuungen des Herbstes an die gesegneten Ufer des Rheingaues. Jetzt geleitete er sie nach Bautzberg, dem herrlich gelegenen Schloß einer wildromantischen Thalschlucht, wo Cuno selbst so gerne weilte, seit sein Herz durch den treulosen Scharfenstein so schwer getroffen worden war.

Mächtig war der Eindruck, den das Rheinthal auf das Herz der Jungfrau machte. Bautzberg, auf seinem herrlichen Bergfelsen ruhend und stolz hinabschauend auf das wilde Brausen des Rheines

— mußte ihr bei ihrer Seelenstimmung besonders zusagen. Der Burgmann des Domprobsts, ein alter biederer Ritter, der hier mit seiner Gattin hauste in kinderloser Ehe, gefiel ihr wohl, und als der Abend kam und ihr Zelter mit den Rossen des Domprobsts anlangte, um zurück nach Klopp zu reiten, da bat sie den Oheim, sie einige Zeit hier allein zu lassen, an einem Orte, wo sie so ganz ungestört sich ihren Gefühlen überlassen könne, an einem Orte, der ihr so ungemein zusage, so ganz zu ihrer Stimmung passe.

Nur ungern fügte sich der Oheim, der gerne die Jungfrau mit dem Leben aussöhnen mochte, in ihren Wunsch; allein er konnte den Bitten um so weniger etwas entgegen setzen, als in Klopp viel störender Tumult war, täglich der Adel des Rheingaues, die Grafen des Nahgaues sich einfanden und in frohen Gelagen bei dem reichen Würdenträger der Kirche sich's wohl sein ließen.

Bei solchen Veranlassungen zog sich Agnes ohnehin gerne zurück. Endlich machte sie den Grund geltend, auf Bautzberg genösse sie diejenige Seelenruhe, deren sie bedürfe, um sich vorzubereiten zum Eintritt in das Kloster Rupertsberg, das jenseit Bingen, Klopp gegenüber, lag.

So blieb dann dem Domprobst nichts übrig, als allein mit seinen Begleitern den Rückweg nach Klopp anzutreten.

Als sie durch die Straßen der Stadt ritten, fiel dem Domprobst das außerordentlich rege Leben auf, welches sich überall bemerken ließ. Die Vorbereitung auf die morgende Lese gab jedoch völlig ausreichenden Grund ab, diese Erscheinung zu erklären, die jedoch aus einem ganz andren Grunde hervorging.

Heinz hatte genaue Kundschaft eingezogen und vernommen, der Domprobst werde gewiß mit seiner Nichte am Abend von Bautzberg zurückkehren. So blieb ihm dann nichts zu wünschen übrig; so lag denn des heißesten Wunsches süße Erfüllung nahe vor ihm. Er war aus dem engen Verschluß, in dem er sich bis jetzt gehalten, keck herausgetreten, hatte mit den Führern der Bürgerschaft Zusammenkünfte gehalten, hatte ihnen die Gefahr der Entdeckung bei so vielen Mitwissenden einleuchtend gemacht, und sie dahin bestimmt,

in der bevorstehenden Nacht den entworfenen Plan auszuführen, nämlich Klopp zu überfallen und sich der Person des Domprobsts zu bemächtigen und ihm neue Privilegien für die Stadt, besonders Erlassung des Zehntens, abzupressen. Sein Vorschlag fand willige Ohren. Schnell wurde die Sache von Hause zu Hause mitgetheilt. Man suchte Waffen hervor, alte, verrostete, wie man sie eben fand und hatte, und harrte dann des Zeichens, das Helmrich, ein Reisiger des Domprobsts, in der Art geben wollte, daß in einem der Stadt zugekehrten Erkerfensterlein drei Lichter nebeneinander stehen sollten. Gleich darauf würde er die Wache am äußern Thore haben und sich des Schlüssels bemächtigen, der die anderen beiden Thore öffnete.

Uebrigens stand es Vielen nicht an, daß der Einäugige sich in ihre Sache mische. Manchen schien es, als wolle er eine besondere Absicht erreichen; als leite ihn lediglich der Gedanke, zu stehlen oder an der Person des Domprobsts eine alte Rache zu kühlen. Man fürchtete mit Recht Arges von dem Menschen, dessen Wesen auch nicht das mindeste Vertrauen einflöße. So kam es denn, daß mehrere Bürger es über sich nahmen, ein wachsam Auge auf ihn zu halten, da sie es nicht wagen durften, ihn auszuschließen, weil er leicht im Stande gewesen wäre, Alles zu verrathen.

Zitternd vor Ungeduld, standen Emmerich und Heinz an einer Luke der Stadtmauer, die gegen Klopp sah, und richteten ihre Blicke auf die Gegend, wo das Erkerfensterlein war.

Die Nacht war stockfinster. Auch kein Sternlein sah mildleuchtend vom Himmel herab, vielmehr deckten ihn große Wolkenmassen. Gegen Mitternacht brach ein fürchterlich Wetter los. Der Sturm heulte, als wolle er die Berge zertrümmern. Der Rhein brauste fürchterlich und der Regen schoß von den Dächern in Strömen. Das war so recht das Wetter, wie es sich eignete zu einem Unternehmen solcher Art, das das Licht scheut und das scharfe Ohr des Menschen.

Endlich, als bereits Mitternacht da war, zeigten sich die drei Lichter am Fenster, die hell und lockend den Verschworenen entgegenstrahlten.

Nun war kein Säumen. Rasch flogen die beiden durch langes Warten ermüdeten Männer hinab in die Stadt, und langsam zog die Schaar den Berg hinan und so leise, daß nicht einmal in der Stadt selbst Jemand von denen es ahnte, die nicht um das Geheimniß wußten. Ebenso unbemerkt kamen sie an das Thor. Helmrich hatte Wort gehalten. Er öffnete leise. Sechzig Männer folgten ihm jetzt zum zweiten Thor. Auch dieß wurde geöffnet. Das dritte, welches in den eigentlichen Burghof führte, war ein Fallthor, das in Friedenszeiten nie herabgelassen wurde. Sie kamen nun in die Burg.

Der Herbst ist die Jahreszeit, wo nicht nur am Rheine der neue Most gesammelt zu werden pflegt, sondern wo Jedermann darauf sinnt, durch Wegtrinken des älteren Weines dem jungen Raum zu machen. So war es früher, wie es heute ist. —

In der Halle des Erdgeschosses saßen um langhinreichende Tische etwa dreißig bis vierzig Reisige, die sich, da der Herr schlief, gutthaten am Scharlachberger. Es war ein lustiges Treiben, von dem man oben so wenig vernahm als ahnte.

Ohne Kampf, denn die Waffen fehlten, wurden alle gefangen genommen und einzelweise schnell in die Keller gebracht, was um so leichter war, als die Meisten bereits vom Weine so gänzlich des Gebrauches ihrer Glieder als ihrer Verstandeskräfte beraubt waren.

Heinz wollte schon hinaufdringen, und forschte bei Helmrich, wo des Domprobsts Klosett und das seiner Nichte sei; aber ein Binger Bürger faßte ihn bei der Schulter und fragte, ihn derb schüttelnd, ob er etwa auch um ein Quartier im Verließe verlegen sei? Er solle sich stille und bescheiden halten, sonst könnte ihm das heute noch werden, wenn nicht Schlimmeres gar.

Obgleich dies Wort eine höchst unangenehme Wirkung auf den Angeredeten hervorbrachte und schnurstracks mit seinen Plänen in Gegensatz treten mochte, so fand der Feige denn doch für gut, vorsichtig zu sein, zumal er wohl sah, daß ihn Augen beobachteten, deren Begleiter derbe Fäuste waren.

Ruhig und friedlich schlummerte der Domprobst in seinem Klosett, dessen Thür er nicht einmal geschlossen hatte. Arge Träume quälten ihn. Er sah Verrath ihm nahen; doch dünkte es ihm, er sei in Mainz und er sähe Scharfenstein, wie er den Feuerbrand in seine Wohnung schleudere.

Da dünkte es ihm wieder, er sähe sein Gemach erleuchtet und hörte das Geräusch der Waffen. Er erwachte. Wirklich schien es, als sei der Traum Wahrheit; denn er sah eben Licht in das Vorzimmer dringen, und Waffengräusch und verworrene Stimmen drangen in sein Ohr. Einen Moment noch lag er ruhig und halb im Zweifel, ob er wache oder träume, — dann sprang er auf und trat, obwohl im bloßen Hemd, in das Vorgemach: Wer malt sein Entsetzen? da steht vor ihm — Scharfenstein — mit höllischem Hohngelächter und zückt den Dolch nach seiner Brust.

Ein Sprung zurück rettet ihn vor dem Stoß — aber zugleich trifft ein Hieb mit dem Schwerdte den Verruchten, daß er röchelnd niederstürzt.

„Was gibt das?" schrie mit einer Donnerstimme der Domprobst, als er dies und die bewaffneten Bürger Bingens erkennt. „Binger, habt ihr eures Eides vergessen? Erhebt ihr Panier gegen euren Herrn?"

„Daß wir weder Mord, noch Brand, noch Raub suchen," sprach hierauf ein Bürger, „das zeigt der Mörder, der sich in unsere Reihe schlich, um alte Rache zu nehmen, der nun hier sein ruchloses Leben endet. Recht wollen wir, das Ihr uns weigert; Freiheiten, die Ihr uns nahmt. Ihr seid unser Gefangener, folgt uns!"

Der Domprobst sann einen Moment, überblickte die Macht, die gegen ihn stand — und als er schnell und richtig erwogen, daß hier Gewalt brauchen wollen, Wahnsinn sein würde, da sagte er ruhig:

„Ist das Bürgerpflicht? Ist das der Dank für die Güte, welche ihr dem Krummstabe von Mainz danken solltet?"

„Schweigt, Herr Domprobst," herrschte ihm Emmerich mit

lallender Zunge zu, „wir wollen keine Fastenpredigten von Euch, sondern Euch selbst, darum besinnt Euch nicht lange!“

„Ich muß der Gewalt weichen,“ sprach der Domprobst, „aber die Folgen über eure Häupter!“

„Das sollen sie, das sollen sie!“ riefen lachend viele Stimmen jetzt aus. „Macht, daß Ihr uns gutwillig folget, sonst brauchen wir Gewalt!“

„Ich kann doch nicht nackt mit euch gehen, ihr Bürger. Bedenkt, daß ein Würdenträger der Kirche nicht eurer Jugend zum Spotte werden darf!“

„Das ist wahr,“ sagte der Bürger, der auf Scharfenstein den Hieb geführt, und der noch das blutige Schwerdt in seiner Rechten hielt, während in gräßlichen Zuckungen zu seinen Füßen unbeachtet der Verworfene seine schwarze Seele aushauchte.

Der Domprobst trat in das Klosett, dessen Thür er nur anlehnte, um sich anzukleiden. Mehrere wollten ihm folgen; aber der Bürger rief: „Beobachtet die Gesetze der Zucht und Wohlanständigkeit, ihr Männer, und vergesset nicht, daß wir im zweiten Stockwerke der Burg sind!“

„Das Klosett hat keine geheime Thüre!“ rief Helmrich, „ihr könnt ohne Sorge sein.“

„Wer hat den Meuchelmörder hier uns zugeführt?“ donnerte derselbe Bürger jetzt die Anderen an. „Schande für uns ist es, daß eine Dolchspitze auf unseres Gebieters Brust gekehrt wurde.“

Mehrere nannten diejenigen, welche zuerst Gemeinschaft mit ihm gemacht.

Diese wehrten den Vorwurf von sich ab. So entstand ein ziemlich heftiger Wortwechsel, der lange währte.

„Schafft den Leichnam des Schurken hinweg. Ein Strolch soll unsere That nicht verunreinigen,“ riefen Etliche. Andere dagegen wollten, man solle ihn liegen lassen, um eben damit anzukündigen, daß sie nichts mit ihm gemein gehabt.

Dieser Wortwechsel hatte ziemlich lange gewährt. Erst jetzt

bemerkte Einer: „Der Domprobst habe sich denn doch in dieser Frist zehnmal aufs Kostbarste ankleiden können.“

Mehrere, welche der Thüre zunächst standen, stießen sie auf und — blieben wie erstarrt stehen. Das Gemach war leer — nur das Fenster stand auf, das nach dem Burggraben in schwindelnder Tiefe hinabging. Schrecken und Entsetzen ergriff Alle. Das Zimmer wurde genau untersucht. Es blieb kein Zweifel, daß er durch das Fenster entflohen, in den Burggraben hinabgesprungen war.

„Großer Gott!“ rief der Bürger mit dem Schwerdte, „so hat dennoch sein Anschlag sein Leben gekostet, denn lebendig ist er nicht da hinabgekommen. Auf, laßt uns den Leichnam suchen!“

Als der Domprobst in das Gemach trat, maß er mit kundigem Blicke die Höhe, was ihm ein wenig Sternenlicht zuließ, als der heftige Sturm die Wolkenmassen von einer Stelle des Himmels weggetrieben hatte. In allen ritterlichen Uebungen erfahren, war der Domprobst ein kühner Springer. „Lieber todt und frei, als nur eine Minute länger in der Gewalt dieser treulosen Bürger zu sein!“ sagte er zu sich selbst, und — flink wie ein Reh, trotz der Schwere seines Körpers, sprang er durch das Fenster hinab.

Obgleich es als ein Wunder mußte angesehen werden, daß ein Mensch, ohne Hals und Beine zu brechen, von dieser Höhe herabgesprungen, so war es dennoch dem Domprobst gelungen. Nicht die leiseste Verletzung hatte er erlitten, obwohl die Schwere seines Körpers sehr beträchtlich war. Hatte sich der immer wilder brausende Sturm in den leichten Mantel, den er in aller Eile übergeworfen, gefangen, oder was war es, was ihn leicht zur Erde kommen ließ, kurz, außer einigen Dornritzen, welche er im Graben selbst empfing von rankenden Brombeeren, war ihm nichts. Mit einem sorgenvollen Blicke nach dem Fenster, der ihm jedoch die Beruhigung gab, daß die guten Bürger eben jetzt sich in breiten Wortwechsel ergingen, während sie ihren fetten Fang durchgehen ließen, kletterte er mit großer Anstrengung an der jenseitigen Felswand in die Höhe und athmete erst recht frei, als er sich nun außerhalb der Burg erblickte.

Ohne sich aufzuhalten, ohne das Schneiden der Steine in seine bloßen Füße zu achten, ohne die verletzenden Dornen zu fühlen, flog der Domprobst den Berg hinab und erreichte glücklich das Ufer des Rheins. Keine Seele ringsum! Alles Volk stand an den Orten, wo es die Burg im Auge hatte, mit angehaltenem Athem harrend auf das Gelingen des Planes. Zitternd zogen sich die, welche es mit dem Domprobst hielten, in ihre Wohnungen zurück, weil sie fürchten mochten, der Pöbel möge am Ende ihre Wohnungen plündern und ob ihrer Gesinnung Rache an ihnen nehmen.

So war dann Alles still und leer in dem Hafen der Stadt, wo nichts weiter als größere und kleinere Kähne vor Anker lagen. Mit Riesenkraft hob Cuno einen dicken Stein auf, weil der Kahn, dessen er sich bedienen wollte, mit einer Kette daran geschlossen war, legte ihn in den Kahn selbst, schob diesen in das vom heulenden Sturm empörte Element und sprang dann in den Kahn hinein, indem er das Ruder ergriff und in die undurchdringliche Dunkelheit kräftig hineinsteuerte — sein Auge stets auf das Lichtlein richtend, das vom Thurme von Ehrenfels matt herüberflimmerte.

VIII.

Wenn auch im ganzen Rheingau die Weinlese das schönste und heiterste Fest bildete, und Jeder gerne Gäste in diesen Tagen bei sich sah, die er aufs Beste zu bewirthen und aufs Angenehmste zu unterhalten strebte, so war das doch nirgends mehr der Fall, als auf dem stolz auf seiner Rebenhöhe thronenden Johannisberge. Der Abt, einer der reichsten Aebte des Rheinthales, liebte fröhliche Stunden, und hatte sie lieber alle Tage, denn am Sonntage nur. Man konnte wohl sagen, daß leckerer nirgends getafelt, köstlicher nirgends gebechert wurde, denn auf dem Berge, der den Namen eines der enthaltsamsten Anachoreten trug, was denn auch bei den frohen Gelagen zu manchem Witzwort und Kurzweil Anlaß gab.

In der Weinlese aber floß reicher noch die goldene Fluth, bog sich noch mehr und ächzender die eichene Tafel von der köstlichen Speisen Fülle. Da sah man hier den Ritterstand des ganzen Rheingaues vereint, und der Kranz blühender Frauen, welche hierher von Gatten, Brüdern und Vätern geführt wurden, ließ den Aufenthalt noch paradiesischer erscheinen. Niemand versäumte es, hierher zu eilen, und Jeder war willkommen, am willkommensten war er aber, wenn er heitere Lust mitbrachte, um seinen Theil zur allgemeinen Freude beizutragen, die ungebunden und schrankenlos Jeder hier genießen konnte wie er wollte, da der milde und leutselige Abt nichts that, um sie zu verkümmern.

Als der Tag der Lese und des frohen Festes bekannt wurde, rüstete sich alle Welt, dem Johannisberge zuzuziehen.

„Auch du mußt theilnehmen,“ rief der heitere Saneck seinem Freunde Rüdiger zu, der still und in sich gekehrt an einem Fenster der Burg stand und in die vorüberrauschende Fluth des rastlosen Stromes blickte, der seine Wellen zu Füßen der Burg Saneck vorüberdrängte. „Du bedarfst der Zerstreuung, Freund,“ sprach er liebevoll, „dein Trübsinn führt dich zum Grab.“

Ein Seufzer stieg in Rüdiger's Brust auf, der vielleicht den Wunsch trug, es möge so sein. Er wandte sich zu dem gutmüthigen Saneck mit den Worten: „Laß mich hier! Was soll ich unter den Fröhlichen? Eure Lust kann ich nicht theilen; du kennst meine Stimmung. So fühle ich mich doppelt allein und in mich zurückgeworfen im lärmenden Jubel.“

„Du siehst zu trübe, Rüdiger,“ gegenredete der Freund. „Der Strom reißt die trübe Welle auch mit sich fort und klärt sie durch Niederschlagung ab. Du mußt mit mir dorthin. Und vielleicht — blüht dir das Glück — Agnes zu sehen. Es ist wenigstens nicht selten, daß der Domprobst, der jetzt in Bingen ist, dort sich einfindet. Vielleicht kommt auch sie.“

Rüdiger lächelte. „Sie ist nicht hier am Rheine!“ sprach er wehmüthig. „Und wär' sie's, was sollte mir das Wiedersehen helfen? Noch elender mich machen als ich bin, mir die geringe,

und doch so mühsam errungene Ruhe wieder rauben, das wäre der Gewinn und des Wiedersehens Frucht."

Aber Saneck ließ nicht nach, bis er endlich, um Ruhe zu haben, einwilligte. Sie setzten nach Lorch über und zogen dann mit den Gilchen von Lorch, den Schätzel, den Walderndorf, den Boos von Waldeck und einer großen Zahl Ritter, welche theils in Lorch ansässig waren, theils in der Umgegend — dem Johannisberg unter lautem Gespräch und heiteren Scherzen zu.

Hätte Rüdiger geahnt, daß dort oben das Herz der Geliebten um ihn trauere, als er am Bautzberge vorüberritt, wie anders würde es ihm um das Herz gewesen sein. So glitt sein Blick gleichgiltig an den Mauern vorüber, und er folgte in stillem Sinnen dem lustigen Schwarme der Gesellen.

Groß war die Zahl der Gäste schon in der Abtei, als sie dort anlangten, und in jedem Augenblicke wurde sie größer. Heitere Lust war der Charakter des Zusammenlebens. Nach einem Mahle, das Alles in sich vereinte, was den Gaumen kitzeln und den Durst reizen konnte, zog Alles hinab in den Weinberg, um der Lese sich zu erfreuen. Einzelne Gruppen bildeten sich hier und dort. Der jüngere Theil der Männer umschwärmte die Frauen und ergab sich scherzender Kurzweil; die Aelteren besprachen die Ereignisse der Zeit. Zu ihnen gesellte sich Rüdiger. Hier vernahm er die Auftritte von Frankfurt und Mainz zum ersten Male, vernahm das wilde Leben Philipp's von Falkenstein, und gedachte mit Beben des Looses seiner geliebten Agnes. Obwohl es ihn drückte, nach ihr sich zu erkundigen, so wagte er das doch nicht um ihrerwillen; aber diese Mähren weckten die Erinnerung an die Vergangenheit so frisch und lebendig in seiner Seele, daß er sich wegstahl aus dem Kreise der Frohen und seinen Gang in den nahen Wald richtete, um ungestört sich selber anzugehören.

In trübem Sinne floß eine Stunde nach der andern hin. Seine Stimmung war nun durchaus nicht mehr geeignet, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Er schlich in die Abtei, ließ sein Roß satteln und entfernte sich unbemerkt, nur seinem Freunde Saneck Kunde gebend von seiner Entfernung.

Der Abend kam, und mit ihm das wilde stürmische Unwetter, als er Geisenheim noch nicht erreicht hatte.

Die Dunkelheit war der Art, daß man, wie das Sprichwort sagt, keine Hand vor dem Auge sah. Der Sturm tobte grausenhaft, die Wellen zischten und brandeten wild am Ufer und der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Rüdiger schien unempfindlich für diesen Sturm der Elemente. Sein Roß, das treue Thier, das ihn so oft in Sturm und Wetter sicher getragen, fand, geleitet von seinem Instincte, den Weg.

Als aber nun Rüdiger unterhalb des Ortes Rüdesheim sich befand, schien das Unwetter den höchsten Grad erreicht zu haben. Sein edles Thier stand stille und schien ihn durch Scharren am Boden zu mahnen, ein geheures Obdach zu suchen.

Wo sollte er hin? Gen Lorch war unmöglich, da der Weg zu gefahrvoll war. Nach Rüdesheim? Dort war er fremd.

Jetzt fiel sein Blick auf die Lichter, die von Ehrenfels gastlich ladend herabschimmerten. Er kannte den Ritter, der dort Burgmann des Erzstiftes war, und schnell entschlossen, schlug er den Burgweg, welcher durch Weinberge emporführte, ein.

Luitpold von Ehrenfels war indessen auch auf dem Johannisberge bei der frohen Genossenschaft geblieben. Rüdiger wurde, nachdem er seinen Namen genannt und von dem Thorwart als derjenige erkannt worden war, der oft schon bei seinem Herrn zu Gaste gewesen, mit Freuden eingelassen. Er kleidete sich in die Gewänder des Ritters um, da er bis auf die Haut durchnäßt war, suchte aber, durchschauert von dem kalten Regen, schnell das Lager und sank in einen tiefen Schlaf, der heilsam seinem Leide war.

Nach Mitternacht kam ängstlich der Thorwart an sein Lager und rüttelte ihn aus seinem tiefen Schlaf auf.

„Herr Ritter,“ sprach er, „entschuldigt, daß ich Euch aus Euerm Schlaf aufstöre; allein ich bin in großer Noth und weiß mir nicht zu rathen. Draußen am Thore der Burg erscheint in dieser Nacht, wo alle Teufel ihr loses Spiel zu treiben scheinen, ein Mann, der eingelassen sein will. Er sagt, er wäre der Herr

Domprobst Cuno von Falkenstein, den die aufrührerischen Binger vertrieben hätten. Es ist des Herrn Stimme und Gestalt — aber mir kommt die Mähr unglaublich vor, und es will mir scheinen, als liege irgend ein Streich im Hinterhalte, weil man weiß, daß der Ritter nicht zu Haus ist, obwohl ich mir nicht denken kann, wer böse Absichten auf die Burg haben könnte. Wollet Euch bemühen und aufstehen, um selbst in unseres Herrn Namen, dessen treuer Freund Ihr seid, das Beste zu rathen und zu wählen."

„Das ist eine seltsame Mähr," sagte Rüdiger, und sprang auf, um sich schnell anzukleiden und das Schwerdt an seine Hüften zu gürten. — „Doch hast du wohl gethan, so vorsichtig zu sein," tröstete er den Thorwart.

Ziemlich schnell war sein Anzug beendet. Er folgte dem Thorwart auf sein Stüblein über dem Thor, öffnete das kleine Fenster und sah, wie Jener es gemeldet, den Mann dastehen, der vor Frost zitterte.

„Wer seid Ihr?" fragte Rüdiger.

„Oeffnet schnell, Luitpold," rief draußen die Stimme. „Ich sterbe schier vor Frost. Kennt Ihr Eures Herrn Stimme nicht?"

„Er ist's!" rief Rüdiger. „Gott weiß, wie das zusammenhängt, aber wir müssen öffnen."

„Auf Eure Gefahr!" sagte der vorsichtige Thorwart.

Das Gatter ging in die Höhe, die Zugbrücke sank nieder und der Domprobst stürzte mit fieberischer Hast herein.

Als er bei dem Lichte des Thorwartes Rüdiger'n erkannte, prallte er mit Erstaunen zurück.

„Wie kommt Ihr hierher?" rief er aus. „Wo ist Luitpold?"

„Dies zu beantworten, hochwürdiger Herr, ist jetzt nicht Zeit und Stunde," entgegnete bescheiden Rüdiger. „Eilet hinauf in Eure Burg, lasset Euch warme Kleider reichen und Euch erquicken, dann sollt Ihr das Alles hören."

Der Domprobst fand das wohlgerathen, und alle Drei eilten hinauf, nachdem das Thor sorgfältig geschlossen war, wo dann aufs Beste für den Flüchtling durch Kleidung und Nahrung gesorgt wurde.

Nachdem er sich, so gut es gehen mochte, in die Gewänder Ritter Luitpold's gekleidet hatte, begann er kurz die Thatsache zu schildern. Er fragte nicht mehr, woher Rüdiger komme, vielmehr benahm er sich gegen ihn freundlich. Dieser bot sich zu allen Diensten an.

Das war so recht nach des Domprobsts Sinn. Rüdiger bestieg schnell ein anderes Roß und eilte nach dem Johannisberge zurück, wo er Alles schlafend fand, was dort geblieben war vom gestrigen Abend.

Wie staunten sie aber, als er sie aufgerüttelt aus ihrem Taumel und er ihnen mittheilte, was in Bingen sich ereignet habe. Wie vom elektrischen Schlage getroffen, sprangen sie auf und rüsteten sich, um nach Ehrenfels zu eilen, wo der Domprobst in seinem Grimme sich aufhielt, aber bereits Eilboten rheinabwärts nach Lorch gesendet hatte. Rüdiger war vom Johannisberg aus mit rastlosem Eifer weiter geeilt, und als der Abend kam, nahten die Ritter und Reisige von allen Seiten her zum Entsatze der Burg.

Warm drückte der Domprobst Rüdiger'n die Hand, als er höchst ermüdet wieder auf Ehrenfels anlangte. „Ich bin Euch sehr dankbar für die Treue, die Ihr mir erwiesen," sagte er. Wer in seiner Seele hätte lesen können, würde ein tiefes Scham- und Reuegefühl entdeckt haben, das sie erfüllte in diesem Augenblicke, wo das Unrecht, welches er Wiltberg angethan, ihm erst recht groß und unverzeihlich erschien. Ueberhaupt hatten des Ritters bleiche, kummervolle Gestalt auf sein Herz augenblicklich tief eingewirkt.

Im Rathe wurde nun beschlossen, heute Abend Bingen anzugreifen und die Burg wieder zu erobern, zumal Kundschafter berichteten, daß die Burg wieder in den Händen der Reisigen des Domprobsts sei.

Dies war nämlich so gekommen:

Als der Domprobst seinen Gegnern entsprungen war, standen sie anfänglich rathlos, verblüfft da, dann eilten sie alle weg, um sich seiner Person todt oder lebendig zu bemeistern. Viele waren vom Schrecken wie gelähmt, weil sie voraussahen, der Domprobst

würde todt im Graben gefunden werden. Andern war es darum zu thun, den Domprobst in ihre Gewalt zu bekommen. So eilten sie dann in einem Schwarm hinaus, ihn zu suchen, und Keiner dachte daran, die Burg zu besetzen.

Helmrich, dem erst jetzt die Größe seiner Schuld und seines Verrathes zum vollen Bewußtsein kam, der wohl sein Verderben nahen sah, wenn der Domprobst glücklich würde entkommen sein, bereute augenblicklich seine That. Er erkannte, daß ihm jetzt die Möglichkeit gegeben sei, sich wiederum seines Herrn Vergebung zu erwerben, wenn er die Burg ihm rettete.

Rasch entschlossen, ließ er das Fallthor nieder, schloß, als alle weg waren, jedes Thor ab und öffnete die Keller den Reisigen. Diese stürmten hervor, besetzten Thürme und Mauern und rüsteten sich zu lebhaftem Kampfe. Sie hatten dazu um so mehr Zeit, als die Bürger rastlos um Bingen Alles durchsuchten und erst mit dem hellen Morgen daran dachten, sich der Burg zu versichern.

Wie ergrimmten sie über ihr Mißgeschick und ihre Thorheit, als sie ein Pfeilhagel und geschleuderte Steinkugeln so unfreundlich empfingen, daß mehrere todt blieben, viele schwer verwundet wurden.

Es blieb nun den Anführern durchaus nichts übrig, als die Burg zu stürmen, ehe der Domprobst ihr zu Hilfe kommen könne. So wurde denn der Sturm auf die nächste Nacht beschlossen.

Diese kam wieder in einer so furchtbaren Art, daß sie die verflossene bei weitem übertraf. Der Sturm wurde so heftig mit dem Eintritte der Nacht, daß man es kaum wagen konnte, über den Strom zu setzen. Der Domprobst war in Aßmannshausen mit seinem Haufen übergesetzt und Rüdiger, den er zum Führer des kleinen Haufens bestimmt hatte, setzte mit großer Gefahr beim Eintritte der Dunkelheit unweit Geisenheim über.

Die Binger hielten sich um so sicherer, je wilder die Nacht erbrauste. Gegen Mitternacht begann der Sturm mit rasendem Kriegsgeschrei.

Zweimal schlugen ihn die Vertheidiger ab; allein beim dritten Sturme waren ihre Reihen so gelichtet worden, daß sie nicht alle

Punkte besetzen konnten. An mehreren Stellen wurde die Mauer überstiegen und endlich die Thore geöffnet.

Rüdiger war fast unbemerkt mit seinen Reisigen von Kempten hergenahet. Unaufhaltsam stürmte er nun plötzlich hervor und zur guten Stunde nahte er, denn er drang mit den Bürgern zugleich in das Thor ein. Furchtbar mähte sein Schwerdt, furchtbar würgten seine Mannen. Dennoch wäre dieser Kampf, der sich bis in den Burghof erstreckte, erfolglos gewesen, hätte nicht ein schreckliches Hilfegeschrei aus der Stadt herauf das Ohr der Streitenden erreicht. Als sie sich umblickten, loderte eine wilde Feuersäule zum Himmel auf.

„Die Stadt brennt!“ rief es wild durcheinander. In diesem Augenblicke nahte der Domprobst mit seiner Schaar, der die Stadt hatte in Brand stecken lassen. Neuer Kampf auf Tod und Leben entspann sich. Die Bürger stritten wie Löwen — aber sie erlagen, da die Uebung des Kriegshandwerks ihnen abging und der Scharfblick fehlte, der in so hohem Grade den Domprobst auszeichnete. Dieser kam nun Rüdiger'n zu Hilfe und die Bürger wurden aus der Burg geschlagen. Cuno benutzte nun schnell die Verwirrung in der Stadt, und machte einen wüthenden Ausfall aus der Burg. Den Bürgern war aller Muth gesunken. Sie flohen jetzt wie gehetztes Wild vor den Verfolgenden her, und diese drangen, an ihrer Spitze der tapfere Domprobst, in die Stadt mit den Fliehenden zugleich ein.

Fürchterlich würde das Blutbad geworden sein, wäre nicht jetzt der greise Pomaria bittend dem Domprobst genaht. „Die Stadt wird ein Aschenhaufen,“ sagte er, sich auf ein Knie niederlassend, „wenn Ihr nicht Gnade übt und die Bürger löschen lasset. Uebt ein streng Gericht morgen, nur heute seid gnädig gegen sie; denn es sind viele Unschuldige, die leiden müssen für die Schuldigen.“

Der Domprobst gab nach. Er ließ das Feuer sie löschen. Gegen Tag war dies geschehen; aber jetzt übte er Gerechtigkeit. Dreißig der Rädelsführer wurden in die Verließe der Burg gebracht, um peinlich gerichtet zu werden. Umsonst flehten Weiber und Kinder, umsonst selbst der alte Schultheiß Pomaria.

Fünfe von denen, die in der Kneipe am Strande den Plan entworfen hatten, wurden noch in der Nacht enthauptet, die Andern ließ er später wieder frei, nachdem die Stadt aufs Neue Treue geschworen hatte. Helmrich erhielt Vergebung.

Als nun Alle müde und abgespannt von den Mühen der Nacht in die Burg zurückkehrten, da bot sich dem Domprobst und Rüdiger'n ein furchtbar Schauspiel dar. Eben schleppten die Knechte den Leichnam Scharfenstein's, denn als solchen erkannten ihn sogleich Beide, trotz des fehlenden Auges und trotz der fürchterlich klaffenden Kopfwunde, aus dem Burghof, um ihn den Wellen des Rheines zu übergeben.

Mit den Händen bedeckte der Domprobst seine Augen. Und als der Leichnam entfernt war, faßte er Rüdiger's Hand. „Wie wahr sagtet Ihr und Agnes!" sprach er mit bebender Stimme. „Ich habe die Schlange im eignen Busen genährt, deren Stich mich morden sollte. Zweimal hat mich Gott wunderbar vor dem Todesstoße dieses Scheusals gerettet. Er war es, der die Brandfackel in meine Wohnung zu Mainz warf, weil er mich so zu verbrennen hoffte. Er stiftete hier die Meuterei an, die mir fast das Leben kostete, nachdem sein Dolch meine Brust verfehlt."

„Ich fühle," fuhr er fort, „Gott hat mich gerettet, daß ich schweres Unrecht abbüßen kann, welches ich an Euch gethan! — Doch jetzt laßt uns sehen, wer in unseren Reihen fehlt, und dann uns die Erquickung gönnen, die uns Allen so nöthig ist."

Viele von den Streitern des Domprobsts waren verwundet, viele gefallen. Unter diesen auch der alte Ritter von Bautzberg, der muthig und tapfer gekämpft.

In der Stiftskirche zu Bingen wurden die Ritter beigesetzt und auf dem Kirchhofe die Reisigen; aber das Urtheil des strengen Richters versagte den gefallenen Bürgern das Grab in geweihter Erde. Sie wurden außerhalb der Stadt verscharrt.

Nach wenigen Stunden waren die letzten Spuren der vorhergegangenen Begebenheiten bis auf den letzten Rest in und um die Burg getilgt und das Leben in ihr nahm wieder seinen gewöhnlichen

Gang an. Der Domprobst war ungemein heiter. Oft ruhte sein Blick mit Liebe auf dem tapfern Rüdiger, und es schien, als gehe er mit besonders geheimnißvollen Dingen um, denn oft trat sein Geheimschreiber zu ihm und ging dann wieder weg.

Als das Abendessen alle Ritter vereinte an der Tafel des Domprobsts, da rief er plötzlich aus, nachdem der Geheimschreiber ihm einige Pergamente gereicht hatte: „Ich bedarf einiger wackerer Zeugen: Hans Marschall von Waldeck, Ritter Saneck, Ritter Ehrenfels, Vollrath, Brömser und Boos, wollet ihr es mir leisten?“ —

„Mit Freuden!“ riefen Alle.

„Wohlan, so hänget Euer Siegel daran!“ sprach er.

Der Geheimschreiber nahte und der Act wurde vollzogen.

Hierauf las der Geheimschreiber laut die erste Urkunde. Sie sicherte dem Ritter Rüdiger von Wiltberg die Lehen zu, welche ihm Ulrich von Falkenstein ertheilt.

„Halt!“ rief der Domprobst. „Höret, edle Herren und tapfere Freunde, ein Bekenntniß, das ich reumüthig hier ablege. Ich hatte ein Mündel, Heinrich Krazz von Scharfenstein, den Gott gerichtet hat; er war eine Schlange, ein Teufel in der Gestalt und mit der süßen Rede eines Kindes des Lichts. Ich war blind aus Liebe zu dem Knaben. Er hat den Kaiser Günther höchst wahrscheinlich morden helfen und zweimal den Mordstahl auf das Herz dessen gezückt, der ihn mehr liebte als sein eigner Vater, auf das meine. Sein Gift hat auch diesen edlen Ritter begeifert und mich mit tiefem Groll gegen ihn erfüllt, der zum Hasse wurde, als er ihn öffentlich Kaisermörder nannte; als er mein Mündel Agnes von Falkenstein liebte und ich mich seiner in meinem Stammbaume schämte, da riß mich Thorheit und Haß hin, durch Anselmus, den Burgkaplan von Falkenstein, die Urkunden entwenden zu lassen, durch die ihm mein seliger Bruder die Lehen gab, welche diese Urkunde enthält. Ich stelle sie zurück. Meine Reue ist tief. Möge Gott mir vergeben mein Unrecht, was ich hier bekannt und gut zu machen suche. Vergib mir auch du, Rüdiger!“

Er reichte ihm seine Hand über den Tisch, und mit tiefer

Erschütterung, keines Wortes mächtig, drückte sie Rüdiger, dessen Thränen hervorbrachen.

Alle waren ergriffen und riefen laut ihren Beifall.

„Stille!“ sprach der Domprobst.

Der Geheimschreiber begann zum zweiten Male zu lesen. Die zweite Urkunde übergab ein Drittheil der Burg Falkenstein mit allen Rechten, Gerechtsamen, Gütern, Zehnten und hörigen Leuten dem Ritter Rüdiger von Wiltberg als freies Eigenthum.

„Es ist mein Antheil an der Burg meiner Väter,“ nahm der Domprobst wieder das Wort, „was ich hier als Sühne meiner Schuld und als Zins für vorenthaltenes Gut an den Ritter übergebe. Möge er's besitzen in Frieden bis in das höchste Alter!“ —

Die Becher klangen. Hoch der Domprobst Cuno von Falkenstein! erscholl der Jubelruf. Nur Rüdiger schwieg. Er war auf den Stuhl zurückgesunken und stützte das Haupt in seine Hände. Eine selige Ahnung durchbebte sein Herz.

„Stille!“ rief zum dritten Male der Domprobst. Der Geheimschreiber las eine dritte Urkunde.

Durch sie wurde die Burg Bautzberg, mit Allem, was sie enthält, dem Ritter Rüdiger von Wiltberg zum Lehen übergeben.

„Ich belohne so die Tapferkeit des Ritters und die Dienste, die er mir, seinem Feinde, geleistet. Er hat glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Nur Eins muß ich mir ausbalten. Auch die Wittwe des gefallenen Ritters ist in der Burg; sie gehört nicht zu dem, was die Urkunde umfaßt. Ich werde anders für sie reichlich sorgen.

Was euch betrifft, edle Herren und Freunde, so wird eure Treue, euer tapferer Beistand von mir durch besondere Urkunden belohnt werden, für die mein Geheimschreiber noch keine Zeit hat finden können. Ich verpfände euch mein Wort darauf; aber auf morgen seid ihr Alle meine Gäste, wir wollen unsern neuen Lehensträger in sein Lehen zu Bautzberg einführen.

Bist du zufrieden mit mir, Rüdiger?“ fragte er diesen, indem er ihm die Hand reichte. Rüdiger drückte sie innig. „Ihr habt

zu viel, viel zu viel gethan an mir, hochwürdiger Herr!“ rief er aus. „Ich bin dessen nicht werth.“ —

„Fehlt noch etwas zu deinem Glücke?“ fragte er lächelnd. „Ich glaube nicht!“

Rüdiger schwieg. Die Unterhaltung nahm in ihrem heitern Flug eine andere Richtung. Nur Einer war still in sich gekehrt, obgleich er vielfach beneidet wurde.

Der andere Morgen graute kaum, so war auf Klopp schon Alles in Bewegung.

„Was mag er wollen?“ fragte sich Wiltberg. „Warum sprach er nichts von Agnes, während er mich mit Gütern überhäufte und doch wissen muß, daß sie mir höher steht als die ganze Welt?“ —

Aber der Domprobst schwieg.

Sie ritten endlich weg, nachdem mehrere Saumrosse voraus-gesandt worden waren. Im Wesen des Domprobsts lag etwas Triumphirendes, und doch äußerte er sich nicht, sondern sprach nur von dem gestrigen Kampf und wie er noch ein so rüstiger Springer sei. Endlich trat Bautzberg *) auf seinem imposanten Kegel hervor, und Cuno begann der treuen Veste eine Lobrede zu halten, weil sie nie den Landfrieden gebrochen, nie Weglagerei, diese Schmach des rechten Ritters, sich habe ins Schuldbuch schreiben lassen. Und so sei er des Glaubens, schloß er, daß auch fortab der Friedensengel droben wohnen werde. Dann wolle er noch oft da sich seines Lebens freuen, wo er überhaupt so gerne von jeher geweilt.

Jetzt waren sie an dem Burgweg angelangt. Der Thorwart stieß ins Horn. Das Thor fiel. Knechte nahmen die Rosse ab und die Herren schritten die Stiege hinauf, die zur Schloßpforte führte. Sie traten in die Halle.

„Wiltberg,“ rief der Domprobst hier, „ich habe dir Bautzberg mit Allem, was es umschließt, übergeben. Sieh' hier, wie ich das meine!“ —

*) Jetzt Rheinstein, die erneuerte Burg des Prinzen Friedrich von Preußen königliche Hoheit.

Er riß eine Seitenthür auf und Agnes von Falkenstein trat ihm entgegen.

„Kommt, ihr Herren,“ sprach Cuno, „wir sind hier sehr überflüssig.“

Lächelnd folgten ihm die Herren in den Saal, wo der köstliche Frühtrunk ihrer wartete und sie auf das Glück des Brautpaares herrlich zechten.

„Wir sind noch nicht am Ende,“ sagte der Domprobst und entfernte sich. Nach einer halben Stunde wurden die Ritter in die Kapelle geladen. Da stand im Ornate der Domprobst am Altar und vor ihm Agnes und Rüdiger. Sie wurden Alle Zeugen des Actes, der die Glücklichen auf immer vereinte.

Als die heilige Handlung vorüber war und knieend vor ihm die Glücklichen um seinen Vatersegen baten und ihm dankten, da sprach er gerührt: „Ich habe euch viel zu vergüten. Scharfenstein hat mich geheilt. Undank hat mir die Augen geöffnet, mich zum Rechte geführt. Gottlob, daß ich noch gut machen konnte. Ein Mündel wollte ich glücklich machen, und es stieß den Dolch nach meinem Herzen. Das Andere wollte ich, vom Wahne verblendet, unglücklich machen — und Liebe und Dankbarkeit ist mein Lohn für die Rückkehr zur Pflicht. Wir wollen nie ihren Weg mehr verlassen! Ihr aber seid glücklich und lasset mir die Freude, aus dem Gewühle der Welt, wo ich nur Undank ernte, in den Schooß eueres häuslichen Glückes zu flüchten, damit ich nicht ganz verarme am Lebensglücke!“

Die Nußdorfer.

Eine Pfälzer Geschichte aus dem Jahre 1525.

I.

Es sind nun schon sechs Jahre her, da führte mich die heitere Frühlingszeit zum ersten Mal in die schöne Pfalz. Ich zog durch ihre alten Städte und ihre reichen, sauberen Dörfer; ich stand auf ihren stolzen Höhen, wo die gebrochenen Burgen hinabschauen ins üppig grünende Land, und wanderte durch die gesegneten Felder, wo der gelbe Kohl blühte zwischen den grünen Saaten; ich sah die beweglichen, fröhlichen Menschen sich ihres Daseins freuen und athmete die würzige Luft, und entzückt rief ich aus: „Die Pfalz ist ein Garten Gottes, ein Paradies!“ Ins Herz aber tönte mir das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Mancher denkt, solcher Ausruf gehe über die Schnur. Hast du das Land noch nicht gesehen, das vom Rheine sanft aufsteigt zu den Höhen, wo aus dunkelm Nadelholze frischgrün die Maibuche hervorlugt? hast du noch nicht gestanden auf dem Trifels oder auf der Madenburg hinter Landau oder auf der Maxburg bei Neustadt? so darfst du nicht drein reden! Standst du aber auf einer dieser Höhen im lieblichen Maien und ließest die Blicke schweifen über das Land, wo Dorf an Dorf sich reiht; wo die Traube schwillt von geistigem Safte, wo die Kastanie sich bräunt im grünen Laube, wo die Fruchtfelder wogen, wo aus dem dunkeln Nadelholze die Burgtrümmer sich erheben und ein blauer Himmel sich darüber wölbt, und du stimmst nicht ein in den Ausruf, und deine Lippe wiederholt nicht das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ — so warst du blind, als du dort standst, oder das Herz ist dir in der Brust gerostet und das Schöne ist für dich nicht mehr auf Gottes Erde, und ich bedauere dich! Hab' damals, wo die Gegenwart mich anlachte, der Vergangenheit nicht vergessen. Wie es hier war vor

alter Zeit, hab' ich wohl gefragt, Bücher und Menschen hab' ich gefragt, und Manches gehört, was mir seitdem in der Seele lag. Da hat mich Eins gedrückt, daß ich es wieder erzählen muß. Es ist eine gar bewegte Geschichte und ist viel Unheil aus ihr erwachsen, viel Kampf und Blutvergießen, viel Menschenelend und Jammer. Und gerade die jüngste Zeit ließ die Bilder, die ich seit sechs Jahren in mir trug, frisch und lebendig hervortreten. Und ob ich auch wieder ein Vorhänglein davorziehen wollte, es rutschte mir allemal wieder zurück und nur lebendiger, frischer traten die Bilder hervor. Es geht unser einem manchmal wunderlich mit solchen Bildern, die ein anderes Auge gar nicht sieht. Das innere Auge kann nicht weg davon und es ist einmal keine Ruhe, bis sie dargestellt sind, daß sie auch andere sehen. So ist mir's gegangen, und die mit mir rechten wollen, mögen's thun! Damals, wie oben gesagt, vor sechs Jahren, war ich auch nach Nußdorf gekommen, als gerade die Kirchweihfiedel klang. Das war eine rechte Erklärung des Wörtleins: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Da war ein Jubel, ein Singen, Aufspielen, Tanzen, Trinken, und wenn Einer für ein traurig Gesicht einen Thaler bezahlt hätte, ich glaub', er hätte keins gefunden.

Die Kirchweihen, einst die fromme Feier der Väter, wenn ihr neues Gotteshaus zur Ehre des Herrn geweiht, geheiligt, übergeben wurde, sind überall ihres christlichen, kirchlichen Wesens entkleidet. Einst so bedeutsam der Gemeinde, daß man in jedem Jahre die Wiederkehr des Tags in dankbarer Feier beging, sind sie nun Tage wilder Lust seit langen Zeiten geworden; Volksfeste kaum, denn sie haben nichts Eigenthümliches mehr. Es sind Tage des Schwelgens, der ungemessenen Lust. So war's in Nußdorf.

Was aber dieser Kirchweih, der jede andere gleicht wie ein Ei dem andern, für mich eine Bedeutung gab, das war ein Rückblick in die Zeit vor mehr denn dreihundert Jahren; denn gerade diese Kirchweih zu Nußdorf war die Wiege des Pfälzer Bauernkriegs, und das Kindlein fiel recht ungeberdig aus seiner Wiege heraus, wuchs schnell zum wilden, argen Rangen auf und trieb's bunt genug, bis es das bluttriefende Haupt im Tode neigte.

Sollen wohl noch Traditionen bewahrt werden? dachte ich und fragte hier und da einen fröhlichen Alten, dessen Züge der Rebensaft jugendlich geklärt und geröthet hatte.

Ei gewiß waren noch Ueberlieferungen da! Ich hörte Namen und Auftritte schildern; man zeigte mir Stellen, Häuser, Orte genug, wo sich dies und das zugetragen; man wußte noch diese und jene Mähr, die Einen tief bewegen konnte. Alle diese einzelnen Züge, Bilder, Erzählungen sammelten sich in mir wie Strahlen zu einem Ganzen, und als ich heimkehrte, schlug ich die Bücher und Chroniken auf, zu sehen, ob es sich also verhielt, und siehe da, das Einzelne reihte sich zu einem Ganzen zusammen, das nun heraus wollte in die Welt. Hier ist es, wie ich's vernahm, wie ich's in den Büchern bestätigt fand, wie es sich in meiner Seele zu einem Bilde gestaltete, wahr und treu! Vergiß es nicht, lieber Leser, ich gebe wieder, was ich fand. Suche nicht meine Gesinnung in dem, was du liest. Ich gebe die Zustände, wie sie waren; ihr Lobredner bin ich nicht!

Die letzten Klänge des Gesangs in der Kirche zu Nußdorf waren verhallt. Der Priester hatte segnend seine Hände über die Gemeinde ausgereckt. Aus der Thüre des Gotteshauses quollen nun die Menschen im Sonntagsputze hervor. Ob's noch Nachglanz der Andacht war, der die Gesichter der Mädchen und Jünglinge höher färbte, die Augen froher strahlen machte, oder das Vorgefühl der Lust, die heute kam? Wer möchte fragen? Aber sie glänzten fröhlicher denn sonst. 'S war ja auch der zweite Ostertag, und gestern hatten sie alle ihre farbigen Eier verkippt in fröhlicher Lust, und heute war's Kirchweih, und morgen, vielleicht noch übermorgen. Der Himmel war so tiefblau und rein, die Sonne schien wie zu Pfingsten so warm, aus den dunklen Föhren des Gebirges blickte schon das hellgrüne Laub der Maibuchen, die Rebenknospen schwollen schon in der wolligen Hülle, die Veilchen dufteten an den Rainen und die Kirschblüthen sahen schon weiß aus den grünen Käppchen

heraus. Der frühe Frühling erfüllte jedes Herz mit der Hoffnung eines gesegneten Weinjahres. Da wird des Winzers Herz ohnedem weit und leicht, und es schmeckt das Schöpplein Letztjähriger noch einmal so süß in der Hoffnung des kommenden Neuen. Wer wollt's den Nußdörfern verargen, wenn sie fröhlich waren?

Wirklich war der Winter von Anno 1524 auf 1525 kaum ein Winter zu nennen gewesen. Nur einmal hatte es um Weihnachten hart gebacken, wie die Pfälzer vom Froste sagen, und dann war's schier am Ende. Milde Tage und Regen wechselten mit kurz liegendem Schnee, und als Ostern kam, die in den Monat April fiel, fast an die äußerste Zeitgrenze, wo das Fest hinfallen kann, da war schon Alles grün, und der Schnee würde roth vor Scham geworden sein, wenn er auf die Veilchen hätte fallen wollen, die so tiefblau blühten, oder in die rothe Pfirsich- und die weiße Mandelblüthe. Die Wolken machten sich schnell hinter die Berge fort und räumten der siegenden Sonne das blaue Himmelszelt, und diese sah lächelnd auf die schöne Erde nieder, die sich zum Brautfest im Maien zu schmücken anschickte, und in der Pfirsichblüthe sah man ihr geschämiges Erröthen, und die blauen Veilchenaugen versteckten sich im Blättergrün, äugelten aber so recht nach Art der Augen junger Bräute, inniglich selig nach dem Bräutigam.

Nicht weit von der Kirche zu Nußdorf stand ein stattliches Haus. Es war größer als die übrigen, sonst gerade aber nicht ausgezeichnet; denn die Fenster waren klein, und die Rauten darin glichen den übrigen, und das Strohdach sah auch nicht weniger moosgrün aus. Vor dem Hause lag ein Eichstamm, der sollte Weinpfähle geben, diente aber jetzt noch zum behaglichen Sitzen in der absonderlich warmen Sonne und zum Plauderplätzchen der lieben Nachbarn.

Als der Sonntags- oder Kirchenrock abgelegt war, trat ein Mann aus der Thüre dieses Hauses, der ein kräftiges, trotziges Wesen an sich hatte. Er trug den weißen Wollstrumpf im Bundschuh, die bis unters Knie reichende Hose von Hirschleder, das lang bis über die Hüfte herabreichende Sonntagnachmittagswamms von

Hirschleder mit gelben glänzenden Buckelknöpfen und ein Käppchen von Marderpelz. Alles drückte Kraft und Entschiedenheit in ihm aus, Mienen, Auftreten, Bewegungen, Blicke, Worte. Und doch lag mehr denn ein halbes Jahrhundert hinter ihm, und der lange Bart war schwarz gewesen, jetzt aber so melirt wie Kümmel und Salz auf den Fastenbretzeln. Er setzte sich nieder auf den Eichstamm und sagte laut für sich: „Da ist's bei meiner Seel' wärmer als in der Kirche, und der liebe Gott bescheert uns prächtig Kirchweihwetter.“

„Glaub's auch,“ sprach in dem Augenblick eine tiefe Baßstimme, die aus der Brust des Nachbars klang, der herzutrat. Fast ganz gleiche Kleidung trug auch dieser, den seine Frau begleitete, die im schwarzen Tertenkleid, eine weiße Linnenhaube auf dem Kopfe, recht stattlich aussah, auch eben noch nicht vom Alter gebeugt war.

„Setzt Euch her,“ sagte mit lächelndem Nicken die getreuen Nachbarn grüßend der alte Pfriemer zu Benz und seiner Frau. „Ihr habt's ja doch gut, Benzin,“ setzte er hinzu, „denn die blühende Tochter kocht den Kirchweihbrei für die Gäste. In meinem Hause schaltet leider die fremde Magd, der's nicht am Herzen liegt. 'S ist ein armes Leben, wenn die Wirthschaft von fremder Hand geführt wird.“

„Wird auch einmal anders,“ versetzte die Benzin.

„Ihr könnt's bald anders machen,“ fiel ihr Pfriemer in die Rede.

„Noch nicht, Nachbar,“ nahm Benz das Wort, „denn der Vogt von Germersheim will gar nicht dran, daß ich mein Kind freikaufen soll, und als Leibeigene soll sie deinem Sohne nicht angetraut werden. Das willst du selber nicht. Mir thut's leid genug, glaub' mir's.“

Pfriemer runzelte seine Stirne. Man sah, es kochte in ihm ein langgenährter, bitterer Groll, der herauswollte.

Ehe noch der in ihm gährende Unmuth das Wort finden konnte, in welchem er sich hätte entladen mögen, kamen noch andere

Bauern zu ihnen, grüßten und wurden gegrüßt, darunter auch Kirchweihgäste aus nahen und fernen Dörfern.

Benz kannte seinen Nachbar und wollte das drohende Wetter seines Unmuthes gerne ableiten, wenn's möglich wäre.

„Ich glaub'," sagte er zu Pfriemer, „wir sind die Einzigen, deren Gäste noch fehlen. Wo bleibt nur dein Schwager von Bechingen? Ist doch sonst Keiner, der dein Gesottenes und Gebratenes und deinen guten Vierundzwanziger verschmäht."

„Weiß nicht, ob seine Händel ausgeglichen sind," versetzte Pfriemer, ohne daß sich seine Stirne glättete. „'S ist eine Schmach!"

„Mit dem Ritter Rudolf von Zeiskam ist nicht zu spaßen," sagte ein Nachbar Pfriemer's, der links neben ihm wohnte, der scheele, rothe Märten Streffer, ein Leibeigener von Kurpfalz, der im Geruche stand, als brächte er dem Vogte die Mährlein. Er fuhr mit der Hand in seine rothen Haare und sagte: „Hu, mit dem möcht' ich nicht anbinden!"

„Thust auch wohl dran, du feiger Hase," sagte Pfriemer bissig zu Märten, „denn wenn du Kirschen mit ihm äßest, würde er dir die Kerne an den Kopf werfen."

„Das könnt' er Euch auch," sagte zurückbeißend Märten. „Man meint, Ihr wäret seines Gleichen!"

„Bin's auch, denn ich sitze frei auf meinem eigenem Gute," fuhr stolz Pfriemer in die Höhe.

„Ho, ho!" rief Märten Streffer, „habt Ihr etwa den Ritterschlag vom Kaiser gekriegt? Er ist ein Ritter und des Kurfürsten Mundschenk."

„Und wenn er des Teufels Mundschenk wäre," versetzte der alte Pfriemer, „so soll er den Freisassen nicht hänseln und büßen, und, weil er die Buße nicht erlegen will, in sein Burgverließ werfen und drangsaliren wie's ihm beliebt!"

„Warum hat der denn das gethan?" fragte Benz.

„Weißt du das nicht?" fragte Pfriemer zurück. „Vor acht Tagen ätzten sich ein Rudel Hirsche auf des Fechenheimer's Saat.

Der paßte mit der Armbrust auf und jagt einem Vierundzwanzigender einen Bolzen in die Brust, daß das mächtige Thier sich streckt und die anderen blitzschnell davon fliehen. 'S war Morgens, als sich der Himmel röthete. Der Jacob Fechenheimer zieht sein Messer und bricht das Thier auf, weidet's aus und trägt's heim. Des Zeiskamer's Förster sieht's, hinterbringt's und der Zeiskamer büßt den Jacob Fechenheimer um fünf Gulden! Habt ihr so was erhört?" wandte er sich fragend an die Bauern.

„Hat er die Buß' erlegt?" fragten Drei zugleich.

„Nein," sagte Pfriemer darauf; „aber was thut der Stegreifheld? Er läßt von seinen Knechten den Jacob gefangen nehmen und steckt ihn so lange ins dunkle Loch bei Wasser und Brod, bis er das Geld zahlt und den Hirsch dazu herausgibt. Ist das erhört? Hat der Bauer dazu seine Saat, daß sie ihm die Hirsche abweiden, damit der Krautjunker jagdbares Edelwild hege? Sind die Hirsche da, des Bauern Schweiß und Mühe zu verzehren? Das muß anders werden!"

„Wenn's nur schon wäre! sagte Märten Streffer spöttisch.

Zu Pfriemer's Füßen hatte sich ein mächtiger, zottiger Hund gelegt, um auch sein Theil Sonne zu erlangen. Als er jetzt den rothen Märten sah, richtete er sich auf und knurrte gegen ihn.

„Nicht einmal mein Brummer kann dich Mantelträger und Fuchsschwänzer leiden," sagte Pfriemer. „Du leibeigener Knecht bist auch mit der Seele den Rittern eigen. Es ist sonst anders; der Hund haßt seine Kette, du hast sie lieb!"

„Der Hund hat's von seinem Herrn," sagte Märten.

„Freilich," entgegnete Pfriemer. „Einen Mährchenträger haß ich, und der Hund kann die Nachtschleicher nicht leiden."

„Wer sagt das?" fragte zornig Märten.

„Ich, rother Tagedieb, ich!" rief Pfriemer, dem's heiß wurde im Kopfe. „Warst du's nicht, der dem Vogt zu Germersheim es hinterbrachte, daß ich gemault, daß er im letzten Herbste statt der Theiltrauben, die er zu Drittheilen hat, mir den Vorlauf aus der Enkbütte schöpfte? Dafür hat er mich in zehn Albus Buße

genommen. Theiltrauben hat er zu nehmen und nahm vom besten Moste. Meintest eine fette Suppe zu verdienen oder gar frei zu werden. Prost die Mahlzeit! Vogelfrei kannst du noch werden. Ich erleb' noch, daß er dich 'mal auspeitschen läßt, wenn er hinter deine Lügen kommt."

Dem Märten, der sich getroffen fühlte, schoß die Galle ins Blut. „Was das Peitschen betrifft," sagte er, „so ist mancher andere Buckel davor so wenig sicher als meiner, auch wenn er sich hochmüthig aufrichtet."

„Ich kenne dein Sticheln," sagte Pfriemer zornglühend, „und wenn Elsbeth's Freikauf nicht gelang, so kenn' ich halb und halb die Quelle. Sag', wer hat dich vom Hungertode gerettet als Benz und ich, als vor drei Jahren die Noth war? Das ist des Strolchen Dank!"

Märten wurde glühend roth vor Scham und Zorn.

Der Hund zu Pfriemer's Füßen sah mit glühenden Augen den Märten an, der seine Faust ballte, als wolle er an Pfriemer's Kehle. Er knurrte laut und stellte sich drohend vor den Rothen.

„Sei still, Brummer," sagte der alte Pfriemer zu seinem Hunde gewendet; „die Hasen beißen nicht." Zu Märten sagte er: „Geh' hin und sag' deinem Patrone, was ich geredet. Sie müssen Alle zu Boden getreten werden, die Blutsauger des Volkes, die Vögte und ihre Helfershelfer. Der Hanf für die Stricke wird heuer gesäet. Will auch drehen helfen! Der Mönch von Wittenberg hat nicht umsonst seine Schrift ausgehen lassen. Nun wissen wir's klar, daß es eine Sünde und Schande ist, daß die Henkersknechte uns so schinden und plagen. Weiß doch die Herrschaft keine Namen mehr für ihre Auflagen, und Ritter und Pfaffen machen's nicht besser. Spann' 'mal Einer die Armbrust über Gebühr — patsch! da bricht sie. Drüben im Reich, am Main und an der Tauber, in Sachsen und Thüringen, wo der wackere Thomas Münzer dem Bauer den Staar gestochen, haben sie das Joch abgeworfen, und in der Ortenau, im Kreichgau, im Elsaß sind die Bauern aufgestanden, brechen Burgen und Klöster und

machen sich frei. Nur der Pfälzer läßt sich das Fell über die Ohren ziehen und muckset nicht! Will das der liebe Herrgott? Hat's im Paradiese Ritter und Knechte gegeben? Hat der liebe Herrgott zu Adam nicht gesagt, herrsche über die Thiere des Feldes? War etwa der Adam ein Ritter? Von den Alten wissen wir, daß unser Volk die Allemannen hieß, die alle freie Männer waren, aber durch Gewalt und List haben sie uns übertölpelt. Unser Volk hat auf der Kalmit im Steinringe getagt, Recht gesprochen nach dem Landrechte. Jetzt thut's der Vogt, und wir beugen uns vor ihm. Ich erleb's noch, daß auch wir aufstehen und die Burgen und Pfaffennester brechen!"

„Dann werdet Ihr der ewige Jud'!" sagte Märten höhnend.

„O du kriechende Katze!" rief Pfriemer und sprang auf.

Der Hund sprang auf Märten zu. Benz faßte ihn am Halsband, und Pfriemer's Sohn, der jetzt auch herzugetreten war, faßte seines Vaters erhobenen Arm und sagte: „Vater, besudelt Euch nicht!"

Wüthend blickte der Alte ihn an, aber sein Zorn legte sich und er sagte: „Du hast recht, Heinz!" Ruhiger setzte er sich nieder.

„Ach, Nachbar," sprach die fromme Benzin, „redet doch nicht so wild. Ihr bringt uns Alle und Euch mit ins Unglück."

„Benzin, das versteht Ihr nicht," versetzte Pfriemer ruhig; „den Kurfürsten will ich nicht fortjagen. Obrigkeit muß sein, aber die Blutsauger, die Vögte, Ritter und Mönche, die müssen dran, so wahr als ich Pfriemer heiße! Unser Pfarrer hat es mir ausgelegt, wie ehemals das Volk mit dem Herrn zu Rath ging. Sollen wir mit thaten, so wollen wir auch mit rathen, hatten sie gesagt, und so hielten sie's getreulich; aber wo ist das alte Recht?"

„Der ist auch Einer von den Abtrünnigen," sagte der widerbellige Märten Streffer, der so keck war, weil er den Rückhalt am Vogt in Germersheim hatte. „Dem kecken Pfaffen wird's auch noch übel aufstoßen!"

„Seht ihr's!" rief Pfriemer, „so redet der Vogt und nach ihm der feile Knecht. Wer's wagt, dem Pfarrer Böses nachzureden,

der hat's mit mir zu thun. Merk' dir's, Märten! Der Pfarrer meint, und er hat recht, es sei nicht des lieben Herrgotts Wille, daß sich Hunderte von Menschen in Klostermauern vergraben, die arbeiten könnten, und es sei noch weniger sein Wille, daß sie dem armen Manne sein Schweiß und Blut abpreßten, um auf der Bärenhaut zu faullenzen, die Bäuche zu mästen und ein Paar Horen abzuplärren, wobei ihre Andacht aufs Schlafen oder Wohlleben geht. Guckt 'mal hin nach Klingenmünster und Hördt! Welch ein Reichthum, welch ein Nichtsthun, welch ein Prassen und Schwelgen! Und wir geben Zehnten, Dritteltrauben, Besthaupt, Rauchhühner, Fastenhahnen, Ostereier, Blutzehnten, und Gott weiß, was noch Alles, damit die Kahlköpfe dort jubeln und schwelgen, während wir darben? Was haben sie an den Armen gethan, als die Mißernte uns Mangel und Hungersnoth brachte? Nichts! Und die Bettelmönche ziehen im Lande herum und schwatzen den Weibern für Heiligenbildchen das Fleisch aus dem Schornstein und den Rahm vom Topfe. Wetter auch, wenn das nicht Mißbrauch ist, so gibt's keinen mehr! Und die Ritter," fuhr er fort, „was thun die? Sie brandschatzen, rauben, nehmen auch Beede wie die Herrschaft und Lehenszinse von Gott weiß was. Fordern Frohnden und Heerbann, Bastardfall und Mordgilde, während kein Mensch weiß, von wannen das stammt. Was bleibt uns denn am Ende als zu verhungern? Und schützt uns der Kurfürst?"

„Halt," sagte ein Bauer von Annweiler, der zu Gast in Nußdorf war, „da haut Ihr über die Schnur, Pfriemer. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die Euch schlägt."

„Heraus damit!" sagte Pfriemer, „zeig' mir mein Unrecht."

„Da ist der Ritter von der Hauben," sprach der Bauer von Annweiler, „der —"

„Ich kenne ihn wohl," sagte Märten dazwischen.

„So macht dir's keine Ehre," warf ihm der Annweilerer hin, „denn er ist ein arger Gaudieb und Straßenräuber."

„Langsam, langsam, du," sagte Märten; „mach', daß dir die Trifelser nicht die struppigen Haare kämmen!"

„Nun ist meine Geduld aus," sagte Pfriemer und sprang auf. „Ich sage dir, rother Galgenvogel, schweig, oder mein Brummer bringt dich zum Schweigen!"

Brummer trat mit sprühenden Augen vor Märten, daß dieser sich eilig zurückzog und sich unter lautem Gelächter der Jüngeren im Haufen hinter andern Bauern verbarg.

„So, nun rede!" sprach Pfriemer zu dem Annweilerer; „ich will gern es anhören, wenn von Heidelberg Gutes gesagt wird."

„Der von der Hauben," nahm der Annweilerer wieder das Wort, „trieb's arg mit den Bauern im Neckarthal und bei Mosbach. Er stahl ihnen das Vieh von der Weide, das Korn vom Acker, den Wein vom Weinberge weg, setzte reiche Leute in seine Burg, bis sie sich löften, kurz, er macht's, wie man die Alten erzählen hört von den Raubrittern vor dem Kaiser Rudolphus."

Hat er's lange so getrieben?" fragte Pfriemer ganz arglos.

„Freilich, schon seit Jahren," sagte der Bauer, „und weil Niemand klagbar zu werden wagte, blieb's ungerächt!"

„Das ist's ja eben, was ich sage," rief Pfriemer aus. „Hätte das ein anderer Spitzbube gethan, alle Welt hätte auf ihn fahnden und Jagd machen müssen und auf dem Rade hätte er seiner Sünden Menge büßen müssen nach Urtel und Recht; aber der war ein Ritter, so einer von Adel, und da schwiegen Vögte und Amtleute, weil ein Wolf den andern nicht frißt. Du hast da des Kaisers Rudolphus gedacht. Unser Pastor hat eine Chronica von Basel, da steht's von dem Grafen Rudolph von Habsburg zu lesen, daß er um kein Haar besser war als alle die Stoßfalken und Raubvögel, die darum die Raubthiere in ihren Wappen führen als Handwerkszeichen und Sinnbilder. Als er aber Kaiser wurde, da hing er, wie gesagt, die kleinen Diebe drunten am Rhein, am Main und da herum, aber die großen ließ er laufen, weil die gesagt hätten: Hör', Bruderherz, sei nicht so kurz von Gedanken, das hänfene Halsband paßt deinem Halse ganz verwunderlich genau! So erzählt unser Pastor."

Die Bauern lachten im Chor und Märten Streffer schoß

giftige Blicke auf ihn her. Pfriemer war stolz auf seine Gelehrsamkeit.

Der Annweilerer sagte: „Pfriemer, Ihr schüttet das Kind mit dem Wasser hinaus. Unser Kurfürst ist ein gerechter Herr und mild gegen uns Bauern. Er heißt wohl der Sanftmüthige, aber unter der Nase läßt er sich doch nicht kitzeln. Was kann er dafür, wenn es nicht zu seinem Ohre kommt, wie's zugeht? Allwissend ist er ja doch nicht!"

„Das ist Alles richtig," fiel Benz in die Rede, „aber warum läßt er die Ritter eine Mauer um sich bilden? Graf Eberhard im Bart von Würtemberg konnte sein Haupt in den Schooß jedes seiner Unterthanen legen und schlafen."

„Wenn's wahr war!" setzte Pfriemer hinzu und zuckte spöttisch lachend die Achseln.

„Laßt mich denn doch meine Mähr auserzählen," sprach der Annweilerer, und als die Bauern wieder schwiegen, fuhr er fort: „Vor noch nicht langer Zeit werden plötzlich eine Rotte Lombarden, die so mit Gold, Silber, Adamsäpfeln, Pfeffer und Seidenstoffen handelnd umherziehen, auf der Landstraße bis aufs Hemd und die leeren Kisten und Kasten ihrer Maulthiere ausgeplündert von Kerlen, die sich die Gesichter geschwärzt hatten. Die führten in Heidelberg Klage. Da kam die ganze Geschichte an Tag. Der von der Hauben war nun erschrecklich dumm und ließ von den Stoffen verkaufen. Da wurde die Spur verfolgt und er verhaftet und in den Thurm des Heidelberger Schlosses gesetzt, der der „blaue Hut" heißt."

„Kenne ihn," sagte Pfriemer; „ist der Eckthurm, rechts von der Altane. Ein gut Kämmerlein für solche Stoßvögel."

„Richtig," fuhr der Annweilerer fort; „dort sitzt er und ich möcht' in seiner Haut nicht stecken."

„Das könntst du kühnlich wagen," sagte ein Neukastler Bauer, „denn er ist sammt dem Kerkermeister schon vor vier Wochen durchgebrannt und kämpft mit den Bauern im Elsaß gegen sein eignes Geblüt, nämlich gegen Ritter und Pfaffen. Ich war selmals in Heidelberg, als er sich aus dem Staube machte."

„Mit den Bauern kämpft er?“ fragte Pfriemer.

„Ja, ich weiß es,“ fuhr der Neukastler Bauer fort; „ein fahrender Schüler von Straßburg, der gen Köln zieht, hat mir's erzählt.“

„Dann ist der Hallunke besser als ich dachte,“ sprach Pfriemer. „Ich sehe, es kann aus dem Volke noch etwas werden, wenn sie in gute Zucht kommen. Krieg zu führen verstehen sie und da mögen die Bauern froh sein, daß er es mit ihnen hält. Wie lang es aber dauert? Trau', schau', wem! sagt das Sprichwort.“

„Ihr vergeßt, was ich damit sagen wollte,“ fiel ihm der Annweilerer in die Rede.

„Was denn?“ fragte Pfriemer.

„Daß es noch Gerechtigkeit in der Pfalz gibt!“

„Gewiß,“ bemerkte spottend Pfriemer, „aber sie ist blind, ihre Wage ist lahm und hängt auf eine Seite; ihr Schwerdt ist verrostet und hat keine Schneide mehr; ihre Nase ist von Wachs, die immer dahin gedreht wird, wo des Bauern Recht *nicht ist*.“ Pfriemer blickte triumphirend im Kreise herum.

„So ist's!“ riefen lachend die Bauern. „Der Pfriemer hat recht!“

Ehe jedoch die Unterhaltung weiter konnte geführt werden, zog ein Lärm die Aufmerksamkeit auf die Straße, die von Bechingen herführte. Dorther kam ein Trupp jubelnder Kirmeßgäste, unter ihnen auch Fechenheimer und die Seinen und ein Fremder, der in seinem Anzuge vollkommen den Anschein eines Bänkelsängers zur Schau trug, was denn auch seine Zither bewies. Solche Leute waren bei den Kirmessen sehr willkommen, weil sie durch ihre Lieder die Lust des Festes neu beschwingten. Jacob Fechenheimer führte den Bänkelsänger an der Hand. Selbst im ärmlichen Kleide hatte der Mensch eine stolze Haltung und sein Wesen etwas, das mehr zum Befehlen als zum Gehorchen paßte. Jacob Fechenheimer führte ihn bei Pfriemer mit den Worten ein: „Der singt uns eins, wie wir's gern hören!“ und Pfriemer hieß ihn willkommen, führte ihn in sein Haus, und bald war die Versammlung vor diesem verlaufen.

Märten Streffer war einer der letzten, die weggingen. Seine Galle war gereizt.

„Wart' nur, stolzer Freibauer," sagte er halblaut, „ich brocke dir ein Süpplein ein, das dir schlecht schmecken soll! Wenn du nicht heut' über acht Tage in der Veste zu Germersheim bei Wasser und Brod sitzest, so will ich dafür sitzen; aber das hat guten Weg! Und das Mädchen sollst du nicht für deinen Heinz freikriegen, und wenn du dein ganzes Freigut dargäbest!" Als er in seiner Stube war, setzte er sich in die Ecke, zu überlegen, und fuhr im Selbstgespräche fort: „Mir schwant's, heute gibt's noch allerlei Geschichten. Aus dem Elsaß brummt's herüber, und der alte Schreier, der Pfriemer, hat Feuer gefangen und die Funken heute schon umher fahren lassen. Es ist nicht just im Lande und der Zeiskamer hat auch nicht zur guten Stunde den Fechenheimer gerippt. Der ist auch so einer wie Pfriemer. Kommt der Stahl an den Stein, so gibt's Funken! Was kümmert's mich? Ich gebe dem Fleckensteiner Kundschaft, der hat sein Fähnlein Landsknechte auch nicht umsonst zu Germersheim liegen. Er wird sie tanzen lehren und ihnen eins aufspielen, daß es eine Art hat. An mir soll's nicht fehlen, wenn der Pfriemer einen Siebensprung machen muß. Hinge er nur schon! mich sollt's freuen, und kann ich den Strick drehen, so will ich nicht faul sein!

II.

Nicht weit von Nußdorf, gegen Rhodt zu, ist eine Anhöhe, von der das Auge weit in das schöne Pfälzerland hinausschaut. Damals, nämlich Anno 1525, stand auf selbiger Stelle ein Nußbaum, deß Stamm an Dicke einen Kapuzinerguardian übertraf, selbst den von Speier, der doch des Rufes genoß, eine Ohm Plempel, wie sie den Landauer Wein nennen, habe gemüthlich Raum in seinem Bauche. Die Aeste reckte er ganz erstaunlich weit hinaus, und der Gipfel ragte so hoch in die Lüfte, daß man ihn

weiter denn eine Stunde Weges sehen konnte, und wenn sie so lang gewesen wäre wie die von Oggersheim nach Mannheim, die der Fuchs gemessen hat, der allemal seines Schwanzes Länge beim Sprunge drein gerechnet hat.

Unter dem Nußbaume stand ein Heiligenhäuschen und darin ein Marienbild, roh und grob aus Kaiserslauterer Sandstein gemeiselt.

Der ganze Hügel war frisch-grün, und weil sein sonniger Abhang von Veilchen wimmelte, war's absonderlich lieblich daselbst. Hierzu kam, daß der Hügel trocken war, man also hier behaglich ausruhen sollte und auch beten, denn dazu lud der vergitterte Schrein des Heiligenhäuschens fromme Seelen ein.

An dem Nußbaume sah man schon die schwarzbraunen Kätzlein hängen und in den Zweigspitzen die hellgrünen Blüthen, an denen schon die Nüßlein sitzen. Auf seinen Zweigen schmetterte der Buchfinke sein Lied unfern seines sichern Nestes, und ein Kuckuck saß oben im Gipfel und rief seinen eintönigen Ruf hinaus in das im Sonnenglanze ruhende Land.

Mehrere Wege liefen hier fächerartig in einen zusammen, der gen Nußdorf führte, und es soll mich wundern, wenn's nicht mehr so ist.

Auf allen diesen Wegen, in größerer oder geringerer Entfernung sah man Haufen herankommen, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder, die alle nur ein Ziel hatten, nämlich die Kirmeß von Nußdorf und deren Fleischtöpfe, Weinkrüge und Tanzplätze. Hier aber mußten sie zusammen, wenn sie nicht querfeldein gehen wollten, und dazu waren doch die Sonntagsschuhe zu gut, weil das Feld frühlingsfeucht war.

An dem Heiligenhäuschen saß *schon Einer, aber kein* Bauer, denn sein Kleid war nach Art der fahrenden Schüler und ziemlich lumpig und abgenutzt. Die Pelzkappe, die sein Haupthaar deckte, ging weit in die Stirne und der Schirm deckte schier das halbe Gesicht. Ein Bündelein hatte er nicht zu tragen; statt dessen aber eine alte Zither. Daran konnte man schon sehen, daß es einer

von denen war, die sich Meister und den die Welt Bänkelsänger nannte. Sie zogen landaus landein, und sangen lustige und traurige Lieder, Mordthaten und Hochzeitslieder, und erzählten den Leuten wundersame Mährlein und Geschichten. Dagegen empfingen sie Obdach, Speise, Trank und, wer's geben konnte und wollte, Geld, waren liebe Gäste für Alt und Jung, absonderlich willkommen auf Kirchweihen, Hochzeiten und Kindtaufen und auch sonst. Sie lehrten Buben und Mägdlein die Lieder- und Weisen, die diese dann fortab weiter sangen und nicht wieder vergaßen. Der hier saß, war ein schöner, stattlicher Mann von etwa fünf und vierzig Jahren oder ein paar mehr — und das eher, als weniger; denn es zeigten sich in seinem langen Haar und Barte schon etliche weiße. Sein Aussehen, seine Haltung, ja sein ganzes Gehaben wollte schier nicht zu dem Kleide passen, und seine feine Hand schien auch nicht zu grober Arbeit geschickt noch daran gewöhnt. Was konnte man aber sagen? So ein Bänkelsänger lebte ja vom Nichtsthun, und die Zither mit dem Finger oder Gänsekiel zu schlagen und mit der Linken oben die Töne zu greifen, das war keine Arbeit, die Schwielen in die Hand brachte. Der Meister= oder Bänkelsänger folgte mit dem Blicke den Heranziehenden, und in seinen Mienen lag eine Freude, die er nicht hätte verhehlen können, wenn er es auch gewollt, als er sie auf sich zukommen sah.

Zu allernächst dem Hügel war ein Trupp, der von Bechingen herkam. Vorauf schritt die stattliche Mannesgestalt des Jacob Fechenheimer von Bechingen, eben der, von dessen Spänne mit dem Ritter Rudolph von Zeiskam der Pfriemer erzählte. Er war ein riesig großer und starker Mann, ein Wittmann, dem seine Söhne und Schwiegertöchter nebst ihren Kindern folgten und noch andere Bechinger, die ihre guten Freunde in Nußdorf mit Essen und Trinken abstrafen wollten gegen Wiedervergeltung auf der Bechinger Kirmeß.

Als sie sich dem Hügel nahten, lüftete der Jacob Fechenheimer seine Tarnkappe von Wolfspelz, die er zu Ehren eines erlegten mächtigen Wolfes trug, wischte sich den Schweiß ab und sagte:

„Mein' Seel', 's ist ein Wetter wie zu Johannis! da jubiliren die Lerchen und Buchfinken; der Kuckuck ruft, daß man das Geld in der Tasche umwende, *) und die Störche streichen über das Land und klappern, daß es eine Lust ist; die Vögelein und die Immen **) halten auch Nußdorfer Kirmeß und die Blumen Ostern, und das Gethier und Gewächse hält überall Auferstehung; der Nußbaum hat schon Reiher. ***) Das wird heuer ein Weinjahr geben! Da geht's nicht wie das Mährlein vom heiligen Petrus sagt!"

„Wie lautet denn das?" fragten die Anderen.

„Will's Euch erzählen," sagte Fechenheimer. Er blieb stehen und seine Begleiter sammelten sich neugierig im Kreis um ihn.

„Einmal," hob er an, „als der Herbst in die Pfalz kam, und die Sonne so schön in das herrliche Land schien und die Menschen so fröhlich waren, gelüstet's den heiligen Petrus, der an der Himmelsthüre Jahr aus Jahr ein stehen muß, auch 'mal in den Herbst in die Pfalz zu gehen. Er sagt zum Herrn: „Lieber Herr, erlaub's, daß ich 'mal in die Pfalz in den Herbst geh' und 'mal sehe, was die Pfälzer machen. Mein Bruder, der Jacobus, kann sich auch 'mal so lange an die Himmelspforte stellen, wo's ohnedem zieht, wie auf der Kalmit da unten, daß man Zähnepein kriegt!"

Der Herr sagt: „Geh' auf acht Tag'!"

Mein Petrus nicht faul und war fluggs zu Nußdorf. Da war eine Herrlichkeit und ein Jubel über die Maaßen, denn die Trauben waren goldgelb und fuchsbraun und dazu süß wie Honig. Sie lasen eben und der Petrus half wacker; aß Trauben, daß es eine Art hatte, faulen Käs, dazu Weißbrod und trank Alten wie ein Schwamm das Wasser. Das gefiel ihm baß. Die acht Tage gingen herum wie ein Gedanke. Nun kam das Keltern und der

*) Ein alter Volksglaube lehrt, man müsse, wenn man zuerst den Kuckuck höre, schnell das Geld in der Tasche umdrehen, dann mehre es sich und werde zu Heckestücken.

**) Bienen.

***) Männliche Blüthen.

süße Most und die gebratenen Kastanien dazu. Das schmeckte meinem Petrus, und er blieb auf gut Glück noch weitere acht Tage. Endlich wurde es ihm doch heiß und er machte sich auf, seinen Bruder wieder abzulösen, der den Zug nicht gut vertragen konnte. Als ihn der Herr sah, blickte er ihn zornig an. Petrus aber sagte: „Herr, vergib, es war gar zu schön, und die Leute sagten: „Gottlob, was ist das ein Weinchen! Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!"

„So?" sagte der Herr, „sagen sie das, so freut's mich, und weil du mir sagst, daß sie dankbar sind, will ich dir das Ausbleiben diesmal vergeben." Wer war froher als mein Petrus?

Das Jahr darauf war's anders. Es war ein rauhes Jahr gewesen, kalt, regnerisch und unfreundlich. Die Trauben waren essigsauer, und war nirgends Lust noch Freude.

Petrus hatte gar keine Schneide, *) in den Herbst nach Nußdorf zu gehen. „Peter," sprach da der Herr, der's merkte, wie die Gäule im Stalle standen, „geh' wieder in den Herbst nach Nußdorf und sag' mir, was die Leute gesagt haben. Ich geb' dir vierzehn Tage Frist, daß du mir nicht wieder über die Schnur hauest."

Was wollte Petrus machen? Er biß in den sauern Apfel und ging; aber schon am andern Tage kam er wieder und trat vor den Herrn und schüttelte sich.

„Wie ist's? Was sagen die Nußdorfer?" fragte der Herr.

„Was sagen sie," hob Petrus an — „sie sagen: „Donner, was ist das 'ne Brüh! sauer wie Essig und bitter wie Galle! das gibt ein Drehwein!"

„Was soll das sagen?" fragte der Herr.

„Ei," sagte Petrus, „wenn der 'mal federweiß ist, muß um zwölf Uhr Nachts der Nachtwächter rufen: „Legt Euch herum!"

„Warum denn?" fragte abermals der Herr.

„Ei," sagte Petrus, „sonst frißt er den Magen durch, wenn er zu lang auf einer Seite liegt! Drum, Herr," sagte er, „gib

*) Lust.

den guten Pfälzern guten Wein, dann sind sie fröhlich und dankbar, und singen ihr Liedlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

„Und,“ schloß Fechenheimer, als Alle laut lachten, „da seht Ihr, woher das Sprüchlein stammt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Heuer gibt's keinen Drehwein, sondern einen, dabei es heißt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

Die Wirkung dieses Stückleins dauerte noch fort, als sie zugleich mit anderen Kirmeßgästen, die von anderen Orten herkamen, den Hügel erreichten. Da gab's ein Grüßen und Handdrücken, ein Fragen und Antworten und Wiederfragen, daß sie gar den nicht sahen, der hier unter dem Nußbaume sich sonnte und lustig lachend die Begrüßungen und die Freude Aller sah.

„Die lustige Nußdorfer Kirmeß zieht doch Alles herbei,“ sagte Jacob Fechenheimer, „was nicht gerne Wasser trinkt und das dürre Holz *) gerne rasseln hört!“

„Gehört Ihr denn auch dazu?“ fragte ein Bauer von Edenkoben.

„Warum nicht?“ sprach lustig Fechenheimer. „Auch altes Holz schlägt noch 'mal grün aus, das seht Ihr an dem alten Kerl, dem Nußbaume hier.“

Alle lachten über des lustigen Mannes Rede.

Der Edenkober sagte darauf: „Alles macht sich schön. Wir können gleich mit Spiel und Sang einziehen, denn dort sitzt Einer, der Rath weiß dafür!“

Fechenheimer sah jetzt den Bänkelsänger.

„Mein' Seel',“ rief er, „den hat ein guter Wind justement daher geweht. Auf, Meister, spielt uns eins! oder seid Ihr müd'?“

„Könnt's wohl sein,“ sagte der Spielmann.

„Kommt Ihr denn so weit her heute?“ fragte Fechenheimer.

„Heute nicht gerade,“ war dessen Antwort; „aber wenn Einer alle Tage weite Tagfahrten macht, muß er wohl müde werden.“

---

*) Volksausdruck für Geigenspiel, Tanzmusik.

„Freilich,“ sagte Fechenheimer darauf. „Kommt Ihr denn so weit her?“

„Komme schnurstracks aus dem Elsaß,“ sagte der Bänkelsänger.

„Alle Blitz,“ rief der Fechenheimer, „so könnt Ihr uns auch sagen, ob's wahr ist, daß es dort zum Brechen gekommen ist?“

„Freilich,“ sagte der Spielmann, „die Bauern sind dort wie drüben überm Rhein, am Main, am Neckar, in der Ortenau, im Lande Württemberg, einmal wach geworden, nachdem sie lange geschlafen und sich im Schlafe haben das Fell über die Ohren ziehen lassen. Sie sahen ein, daß sie nicht die Lämmer sind, die Klosterpfaffen scheeren sollen.“

„Und die Ritter, die Stegreifer und Krautjunker,“ fiel der Fechenheimer hastig ein. „Ist's wirklich wahr?“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, was ich Euch sage!“ versetzte der Bänkelsänger. „Das ganze Elsaß ist in lichtem Brand. In hellen Haufen ziehen die Bauern umher, plündern die Klöster letzen sich einmal an dem Ueberflusse, der dort in Küche, Keller und Speicher herrscht. Das ist euch ein Herrenleben! Und wenn sie geschmaust und gezecht haben, wobei die feisten Kahlköpfe und Kuttenmänner aufwarten müssen, brennen sie die Rattennester nieder und theilen sich in das Gut, denn, so sagen sie und haben Recht, sie haben's unseren leichtgläubigen Vätern mit schnödem Ablaß und für Heiligenbildchen abgemaust; wir wollen's ehrlich wiedernehmen; denn wir sind ihre Urenkel und Erben. Und zu der faulen, dickwanstigen Pfaffheit sagen sie — Der Herr spricht: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen,“ und Sanct Paulus spricht: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!“ Ist das nicht recht?“

„Freilich!“ riefen die Bauern mit leuchtenden Augen.

Fechenheimer klatschte auf seine Lederhose und rief: „Das ist prächtig! prächtig!“

„Und was machen sie mit den Rittern?“ fragte Fechenheimer.

Etwas zögernd sagte der Bänkelsänger: „Die es mit ihnen nicht halten, oder die sie geplagt haben, überfallen sie und brechen und brennen ihre Burgen.“

„Herrlich, herrlich!“ schallte es aus dem Haufen.

„Aber man sagt,“ fuhr Fechenheimer fort, „die Ritter, der Herzog und die hohe Klerisei stünden zusammen gegen die Bauern im Felde.“

„Gewiß,“ sagte der Spielmann; „da geht's nach dem Sprichworte: „Wenn's einem ehrlichen Manne gilt, sind die Schelmen einig!“

Ein wieherndes Gelächter, das nicht enden wollte, begleitete die letzten Worte des Spielmannes.

„Der sagt's dick!“ riefen Etliche. „Es ist die Wahrheit!“ schrieen Andere.

„Wenn ihr aber meint,“ fuhr der Bänkelsänger fort, „der Herzog und die Ritterschaft sammt der Pfaffheit könnten den Strom dämmen, so seid ihr irre. Sie zittern vor dem starken Arme der Bauern, weil ihr Gewissen sie schlägt. Bis jetzt darbte der Bauer und sie praßten in Hülle und Fülle. Nun wird der Spieß einmal umgekehrt.“

„Ha,“ rief ein Bauer, „das wär' auch 'mal bei uns an der Zeit!“

„Gut, wenn ihr das 'mal einsehet,“ sagte der Bänkelsänger. „Komme doch auch in der Pfalz herum, daß ich wissen kann, wie es da zugeht. Warum fordert ihr euer altes, gutes Recht nicht? Schlagt mit Knebeln drein wie die Elsässer und die anderen. Gutwillig kriegt ihr's nicht. Ja, die Elsässer, das ist ein kernhafter Menschenschlag; die lassen sich nicht ungeahndet das Fell abziehen wie die Pfälzer. Euch hacken die Mönche und Junker das Mus auf dem Kopf und ihr sagt noch: „Wohl bekomm's!“ Dort schießen sie das Wild und essen's auch, dort fangen sie sich die Fische und braten sie sich auch, hauen sich Holz, so viel sie bedürfen, aber denken nicht daran es zu bezahlen. Vom Zehnten sollt' 'mal Einer reden, von Gülten, Beed, Schätzung oder dergleichen, dem wollt' ich's nicht rathen, daß er lange bliebe! Sie legten ihm ein hänfenes Halsband um. Und überm Rheine machen sie's gerade so. Geht's überall los, so mögen sie sich einander nicht helfen. Ihr nennt

euern Kurfürsten den Sanftmüthigen — trau', schau', wem! Ich will euch einmal das Bauernlied aus der Ortenau singen, dann könnt ihr sehen, wie viel Uhr es ist. Die wissen, was ihnen noth ist."

„Wir brauchen keine Lieder!" rief ein Bauer von Edesheim aus. „Was soll's mit Liedern, wo es zu Thaten kommen muß! Laßt uns die Kolben fassen und aufspielen denen, die uns zu Boden drücken!"

„Nein! nein!" riefen viele Stimmen, „wir wollen das Lied hören und lernen. Es ist so ein heller Funken, der dort ins dürre Reisig fuhr. Er soll's singen!"

„Meinetwegen!" grollte der Edesheimer. „Singt, so lang ihr wollt; die Mönche in den Klöstern singen auch. Die haben vollauf zu leben. Meine neun Kinder singen ein Liedlein, das mir durchs Herz geht, und sind alle neun Leibeigene des Stiftes zu Klingenmünster." — Er ging trutzig seines Weges nach Nußdorf, und der Sack, der über seine Schultern hing, zeigte an, daß nicht die Lust ihn nach Nußdorf trieb, sondern die Noth und die Hoffnung, daß fröhliche Herzen gerne geben.

Der Spielmann rührte seiner Zither Saiten und sang mit klangheller Stimme:

„Es ist ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit ist ein' Leichen,
Es gibt nur eitel Herr'n und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab das Blut.
Fragt ihr: wer's thut?
Die in den Burgen hausen
Und schmausen!"

„So ist's! so ist's!" riefen die Bauern. „Der arme Mann *) darbt und die Ritter führen ein Lotterleben."

---

*) So nannte sich das Volk in jenen Tagen vorzugsweise, und noch heute ist der Ausdruck im Volke derselbe für denselben Begriff.

„Seht da hinauf, wo die Thürme der Bischofsburg ragen,“ rief Einer aus dem Haufen mit mächtiger Stimme. „Der Vogt macht's gerade so. Er zapft uns das Blut ab und schmaust alle Tage wie weiland der Sardanapalus.“

„Macht's der Zeiskamer und der Fleckensteiner zu Germersheim besser und der auf der Kästenburg?“ fragte Fechenheimer und blickte über die Menge hin, als wolle er Antwort.

„Ja! ja!“ riefen Alle, „es ist wahr!“

„Sie sollen's am längsten so gemacht haben!“ rief Fechenheimer heftig. „Ich kann reden davon, wie sie's treiben. Die Elsässer haben vorgetanzt; wir folgen.“

„Das wollen wir! das wollen wir!“ hallte es im Chor.

„Hört weiter!“ sagte der Spielmann, spielte weiter und sang:

„Der arme Mann, der leidet Noth,
Die Pfaffen und Ritter prassen;
Für Weib und Kind hat er kein Brod,
Sie haben ihm nichts gelassen.
Der Zehnte, Beed' und Schoß,
Der Bettelmönche Troß,
Das Wild im Bann! — Wer will tragen
Die Plagen?“

„Wir nicht! Wir nicht länger!“ schrie der Haufen.

„Fechenheimer,“ rief Einer, „du hast's neuerlich erfahren. Ist dir's gut gegangen im Verließ zu Bechingen? Hat dir der Zeiskamer auch ein Stück Hirschziemer vorgesetzt?“

Alles Blut stieg in des Fechenheimer's Haupt.

„Verflucht sei der Unhold!“ rief er. „Seine Hirsche weideten meine Saat ab. Mein Bolzen streckte einen nieder und er riß mich in das Verließ, bis ich mich löste, und ich sitze als freier Bauer auf meiner Hofstatt? Wer hilft? Der Bischof? Nein — der Kurfürst? Nein! und abermals nein!“

„So wollen wir selber helfen?“ sprach der Bauer. „Streitkolben liefert der Wald.“

„Ihr dürft sie nicht abhauen!“ sagte der Spielmann höhnisch lachend. „Der Wald war Euer — jetzt ist er dem Herrn! Hört mich weiter,“ bat er dann, und sang:

„In unsrer Sach' ein Andrer praßt,
Und thät sich an den Guten;
Die Macht han sie sich angemaßt,
Und streichen uns mit Ruthen
Bis auf das Blut! —
Fragt ihr, wer's thut? —
Die in den Klöstern zechen —
Ja, zechen!“

„Davon haben sie die rothen Nasen und dicken Bäuche!“ schrieen wild die Bauern. „Unsere Sach' betteln und nehmen sie!“

„Denkt an die fetten Pfründner in Speier, in Eußerthal, in Klingenmünster und Hördt!“ rief der Edesheimer, dessen Stimme wie ein Heerhorn Alle übertönte. „Es ist das Gut, welches sie unseren Vätern für Ablaß und Seelenmessen auspreßten.

Solche Worte und noch viel ärgere hörte man, daß Frauen und Mädchen erröthend die Augen niederschlugen. Es war ein wildes Durcheinanderschreien, daß man zuletzt sein eignes Wort nicht mehr hören konnte.

Der Spielmann ließ den Sturm austoben. In seinen Zügen spiegelte sich die Lust seiner Seele. Er sah seine Saat keimen. Endlich erhob er den Arm und es wurde still. Er sang:

„Hallo! Nur drauf, ihr Männer all,
Solch Schand' soll nit mehr gehen!
Woll'n brechen Zwinger und Zell' zumal,
Und soll'n nit mehr erstehen!
Fragt ihr, wer's thut?
Das thut der Bauer gut!
Zu lang hat er's getragen
Mit Zagen!“

„Hallo! Hallo! das noch einmal!“ riefen die Bauern, deren Zahl durch die Größe des Haufens und den wechselnden Lärm stets im Zunehmen war.

„Die haben's noch nicht gehört!" schrieen sie, auf die Neuangekommenen deutend.

Man sah von allen Seiten Leute eilings herzuströmen. Die auf dem Hügel stehenden winkten den entfernteren herbei und diese beschleunigten ihre Schritte.

Endlich wiederholte der Bänkelsänger seinen Vers unter fortdauerndem Beifalljauchzen der Menge.

„Nun kommt das Beste!" sagte endlich der Bänkelsänger. Der Lärm wich aufmerksamem Zuhorchen. Er sang:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir trinken Alle baß,
Und zahlen keinen Heller.
Drum drauf, du frisches Blut!
Bauernfaust ist gut!
Will Klöster und Burgen brechen
Und zechen!"

„Aha," riefen die Bauern, „das ist das große Faß, das der Bischof voll Deidesheimer auf der Kästenburg liegen hat."

„Nein," riefen die Pfälzer, „es ist das große Faß zu Heidelberg im Schloßkeller!"

„Nein, alle beide sind's!" riefen wieder Andere. „Recht so! Das ist das schöne Ende vom Lied! Wollen auch 'mal zechen und sehen, wie's thut. Der Abt zu Limburg trinkt sich alle Abend unter den Tisch, und der Graf zu Leiningen und der Pfälzer machen's nicht besser. Sollen einmal Wasser trinken und wir den Wein, so ist's in der Ordnung!"

Allgemeines Gelächter folgte und man sah in dem lüsternen Flammen der Augen, man hörte im gierigen Schnalzen der Zungen, wie mächtig das reizende Aussichtgeben des Liedes wirkte.

Der Spielmann hing seine Zither um und schickte sich an, seinen Weg fortzusetzen.

„Wohin?" fragte Fechenheimer.

„Gen Grünstadt, dort hinab," sagte er.

„Das wär' mir sauber," entgegnete Fechenheimer. „Ihr wollt fort und in Nußdorf ist die fröhlichste Kirchweih des Landes? Nein, so fett schmälzen wir nicht! *) Der alte Pfriemer zu Nußdorf hat noch Platz auf seiner Bank, einen Teller für Euch und sein Weinkrug hat einen weiten Bauch. Ich käme schön an, wenn ich ihm sagte, ich hätt' Euch ziehen lassen! Ihr seid mein und sein Gast, und meiner Seel'! wenn's Euch reut, mitgegangen zu sein, so soll mich der Zeiskamer, den Gott verdamme! noch einmal in das dunkle, feuchte Loch stecken, in das er mich warf, als ich den Hirsch bolzte."

Dem Bänkelsänger war's nicht Ernst mit dem Gehen nach Grünstadt. Die Nußdorfer Kirchweih hat ihn hergelockt, denn dort trafen viel hunderte von Bauern zusammen aus der Nähe und Ferne. Dort war der rechte Acker, wo er die Saat der Aufwiegelung des pfälzer Landvolkes mit Erfolg streuen konnte. Hier schon sah er, wie trefflich der Boden ihm bereitet war, wie leicht das Werk, wie augenscheinlich der günstige Erfolg. Es war eben nur Spiegelfechterei, daß er nicht dorthin wolle. Gerne ließ er sich daher bestimmen, dem Fechenheimer zu folgen, und der ganze Troß brach zusammen auf, dessen Ankunft in Nußdorf ein so großes Aufsehen machte.

III.

Die Wohnungen des Benz und Pfriemer zu Nußdorf lagen neben einander. Die Höfe hinter dem Hause schied zwar eine Mauer, aber sie war im Laufe der Zeit mürbe und lückig geworden, theilweise selbst bis auf geringe Höhe zusammengefallen, und da beide Nachbarn sehr befreundet waren, so dachte Pfriemer, dem die Mauer gehörte, nicht dran, sie wieder aufzumauern. So war ein heimlicher Verkehr möglich, ohne daß man der Straße dazu bedurft hätte. Das war Niemand lieber als dem Heinz Pfriemer und der Elsbeth Benz.

*) Sprichwörtliche Redensart, die so viel heißt als: „Das geht nicht an."

Wie zwei treue Nachbarskinder waren Beide spielend mit einander aufgewachsen, und die Liebe war in ihre Herzen hineingewachsen so fest und tief, daß ihre Wurzeln mit den Wurzeln ihres Lebens eins geworden waren.

Heinz war ein schöner Jüngling geworden. Hoch aufgewachsen und stämmig zugleich, war er ein Abbild seines Vaters. Wie er ihm äußerlich glich, so auch innerlich. Fest, männlich, muthig, bieder und treu stand der Jüngling da, die Freude seines Vaters, der Liebling seiner Altersgenossen, und der Mädchen Augen stahlen sich selbst während der Messe zu ihm hin und betrachteten mit stillen, süßen Wünschen den schönen Burschen, dessen unbescholtenes Leben und Reichthum eine wünschenswerthe Zugabe war, und endlich galt noch mehr, daß er eines freien Bauern freier Sohn war.

Nur eine blickte nicht nach ihm, weil sie ihm alle Tage ganz nahe ins Auge sah, und ihr Bild drein spiegelte. Das war Elsbeth Benz.

Es war auch gar kein Geheimniß, daß sie sich lieb hatten. Warum hätten sie's verheimlichen sollen? Ihre Liebe war alt, treu, lauter und die keuschese Sitte heiligte sie. Die Eltern wußten's und billigten es. Da war kein Grund für heimliches Schmuggeln. Daß Elsbeth beneidet wurde, lag auf der Hand; aber das kümmerte Beide gar nicht. Ebenso wenig, daß trotz Elsbeth's Leibeigenschaft mancher Bursche den Heinz Pfriemer beneidete; denn Elsbeth war ohne Zweifel das schönste Mädchen in Nußdorf, und das sittigste, bravste, häuslichste dazu, und dort sind fast alle Mädchen hübsch.

Sie sahen sich alle Stunden, plauderten, scherzten, lachten und meinten, ihr Glück bedürfe keines Zuwachses, keiner engeren Verbindung, obwohl sich das mit den Jahren änderte.

Der alte Pfriemer und Elsbeth's Eltern waren auch der Meinung, die vom siebzehnten Jahre an ihre Kinder gefaßt hatten.

Pfriemer war schon lange Wittwer. Er hatte seinem Sohne die Zuchtruthe einer bösen Stiefmutter nicht aufbinden mögen, nicht das Erbe durch Theilnehmer schmälern wollen. Nun wurde er alt und die alte Magd Grete wurde baufällig, und ihr Auge blöde.

Sie war eine verwaiste Verwandtin von ihm. Verstoßen sollte sie nicht werden, aber der Hilfe bedurfte sie und das Hauswesen. Sie selbst sagte oft zu dem Pfriemer: „Mage, *) sorgt doch, daß die liebe Elsbeth bald Hausfrau wird; meine alten Knochen sind mürbe.“

Die Benz' sahen den Vortheil und Segen einer solchen Verbindung wohl ein, und hätten lieber heut als morgen ihren Segen gegeben; aber Elsbeth war eine Pfälzer Leibeigene. Die paßte nicht gut zu des Pfriemer's freiem Stamme. Benz hatte sich ein schönes Anwesen erworben. Er wollte sie, koste es, was es wolle, freikaufen; aber das wollte gar nicht gehen. Der Vogt von Germersheim stimmte nicht zu, denn er haßte den freimüthigen Pfriemer und der rothe Märten Streffer goß, weil er mit dem Pfriemer in nachbarlichem Unfrieden lebte, Oel in die Flamme. So waren zum großen Herzeleid der Eltern alle Versuche bis jetzt gescheitert. Dies nährte Pfriemer's Grimm, der ohnehin angeweht vom herrschenden Geiste des Aufruhrs, seit ihn der Vogt geärgert, lichterlohe aufflammte.

Benz wollte nun das Letzte wagen und selbst nach Heidelberg zum Kurfürsten gehen, dessen Güte den besten Erfolg verhieß. Pfriemer war dagegen, denn er wollte ihre Freiheit erkämpfen. Das war mehr nach seinem Sinne.

Benz war eine lenksame Natur. Wäre nicht seine fromme und sanfte Frau gewesen, er hätte gleich Pfriemer dreingeschmissen, weil dieser es so wollte. Sie aber hielt ihn im Zaume und darum neigte er zum Wege der Güte, wenn er daheim war, zu dem der Selbsthilfe, wenn er Pfriemer's beredte, feurige Worte vernahm.

Fechenheimer und die Seinen waren mit dem Spielmann und anderen Gästen in das Haus Pfriemer's getreten, und der Bänkelsänger erzählte lebhaft und viel aus dem Elsaß und den Bauernaufständen dort. Selbst während des Imbisses wurde das Gespräch

---

*) Verwandter, Vetter, ein alter, jetzt seltener Ausdruck in der Pfalz.

lebendig fortgesetzt, und um so lebhafter, als der Steinkrug unaufhörlich kreiste, für dessen Füllung Heinz aus einem ungeheuern alten Kruge höchst aufmerksam sorgte. Das Lied war auch wieder erklungen. Nachbarn sammelten sich bei Pfriemer, und mit jedem Augenblicke steigerte sich die Erregung, die der Bänkelsänger wohlberechnend nährte und pflegte.

Wieder war der dicke Krug leer und Heinz schritt rüstig die Kellerstiege hinab. Der hölzerne Hahn ließ die goldene Fluth in den weiten Krug rauschen, den Heinz in gebückter Stellung unterhielt, da legte sich eine kleine Hand sanft auf seine Schulter.

Erschreckt, denn er hatte keine Schritte gehört, fuhr er empor und — blickte in Elsbeth's wunderschöne, milde, blaue Augen.

„Hab' ich dich fürchten gemacht, Heinzchen?" fragte sie schmeichelnd. „Sei mir nicht böse!"

„Du garstige Maid!" sprach halb zürnend, halb lachend der Jüngling. „Hab' dich doch gar nicht gehört."

„Bist mit deinen Gedanken halt immer droben, wo der Bänkelsänger die Köpfe toll macht," sagte das Mädchen mit einem Seufzer. „Ach, Heinz, wenn's so fort geht, werden wir niemals Mann und Frau!"

„Oho! Elschen, oho! du hast falsch gerechnet!" rief er aus und setzte den Krug aufs Knie. „Willst 'mal Muth trinken!"

„Nein!" sagte das Mädchen; „mir fällt der Muth stündlich mehr."

„Das fass' ich nicht," sagte Heinz. „Meinst du, mit Geld zwäng's dein Vater? Mein Leben nicht! Der Fleckensteiner zu Germersheim haßt meinen Vater, weil er Haare auf den Zähnen hat, und der rothe Strolch neben uns, der Märten Streffer, mit dem's mein Vater vollends nicht gut kann, der bläst das Flämmlein zur Flamme. So wird's nicht; aber wenn wir wie die Elsässer dreinschlagen, dann gibt's wieder das alte Recht, die Leibeigenschaft hat ein Ende und du bist meine Frau!"

„So leicht gesagt und schwer gethan!" seufzte das schöne Mädchen. „Ach, Heinz, die Schrift lehrt, wie meine gute Mutter

sagt, unterthan sein der Obrigkeit, die von Gott ist. Wer sich gegen die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung und wird bestraft werden. Wer im Aufruhre das Schwerdt zieht, der soll auch durchs Schwerdt fallen. Ach, da beb' ich; gingst du mit, ich stürbe! Laß ab, Heinz! Bleib auf Gottes Wegen! Ach, man richtet mit gutem Worte mehr aus als mit wilder Gewalt!"

„Man meint, man hörte deine Mutter," lachte Heinz. „Der hat der vertriebene Pfaff, der von Wittenberg kam, den Kopf voll solcher Dinge gemacht, und da sie lesen kann, ihr ein Testament gelassen oder ein Stück davon, das erst ganz neu von dem Luther verdeutscht ist. Ist mir auch recht und lieb; aber damit wird's nicht. Hat dein Vater nicht gute Worte gegeben und gutes Geld geboten? Was hat's gefruchtet?"

„Nichts, weil es dein Vater zusammenriß," sagte sie.

„Schmähe ihn nicht," warnte Heinz.

„Das sei fern," sprach aus Herzensgrund das Mädchen; „aber was doch wahr ist, ist wahr. Hätte er mit dem Vogt nicht aufgesetzt —"

„Soll er sich die Haut über die Ohren ziehen lassen und sich dazu bedanken? Damit lockt man die Katze nicht vom Ofen weg, glaub' mir's!"

Elsbeth seufzte und schwieg.

„Was recht ist, ist auch recht," fuhr Heinz fort. „Dazu konnte er nicht schweigen, daß der Vogt unrecht that! Schütte ihm nur nicht Alles in die Schuhe! Doch wozu das Gerede? Hat nicht der Vogt zu deinem Vater gesagt: Da wird nun und nimmermehr was draus! Das ist doch genug gesagt und deutsch; man kann's leicht verstehen. Dein Vater will nach Heidelberg? Halbwegs, Elsbeth, halbwegs!"

„O Heinz," sagte schmeichelnd das Mädchen und legte ihre Hand auf die seine und sah ihn mit unaussprechlich flehendem Blick an, „hilf zurückhalten! Willige nicht ein! Schließ dein Ohr vor dem Spielmann. Ich hab' ihm in die Augen geschaut, das sind böse Augen; der ist nicht lauter und meint's nicht treu. Mir ist das Blut aus dem Gesichte gewichen, als er mich so ansah."

„Hast ihm auch gefallen,“ scherzte Heinz. „Du thust's halt allen Leuten an.“

„O scherze nicht, Heinz,“ bat sie. Mir ist's gar nicht ums Scherzen. Das Herz ist gepreßt von Angst. Was soll's werden, wenn ihr zu den Waffen greift? Fällst du im blut'gen Streite, so gräm' ich mich todt! Und zum Kampfe muß es kommen. Sollt' euch der Herr Kurfürst gehen lassen, wenn ihr, wie der Spielmann singt, Burgen und Klöster brechen wollt? Da kommen die Ritter und die Landsknechte. Und was vermögt ihr gegen ihre Spieße und Kugelbüchsen? Mit Streitkolben richtet ihr nichts aus und sie metzeln euch nieder. Ach, Heinz, soll ich denn in meiner Jugend vor Jammer sterben?“

„Nein, nein!“ rief Heinz; „Hochzeit halten sollst du mit mir, als freie Dirne zum Altare treten, wenn ich dich habe freimachen helfen. Sie fallen nicht Alle. Sei ruhig, Kind! ich sehe als Ziel deine Freiheit, dich als meine Hausfrau, Recht, Zucht, Ordnung im Lande. Da muß man gerne ein paar Tropfen Blut hingeben. Anders geht's ohnedem nicht. Du stellst dir Alles so grausam vor. Laß 'mal uns Bauern ausrücken zu Tausenden! da klappt's, und der Pfälzer zieht linde Saiten auf; verlass' dich darauf, er thut's.“

„Der Herr Kurfürst soll euch widerbelligen Bauern nachgeben?“ fragte das Mädchen. „So wenig als schwarz weiß wird und Nacht Tag! Und ihr wagt ein Spiel, das euch Leben und Alles kostet. Abtrotzen wollt ihr, abreißen, nicht abbitten.“

„Das sind eisgraue Träume! mach' mir meinen Gaul nicht scheu! laß mich sorgen. Du weißt, wie lieb ich dich habe, und wie ich nur ein Glück suche — dich. Da ich's nun auf dem Wege der Geduld nicht erreichen kann, will ich's erkämpfen.“

„Heinz!“ rief in diesem Augenblicke des Vaters mächtige Stimme, „wo steckst du? Hast du den Krahnen in die Gurgel geleitet und liegst am Faß?“

„Jesus Maria!“ rief halblaut das erbleichende Mädchen, „wenn er mich hier bei dir fände?“

Sie versteckte sich schnell, und Heinz antwortete und lief eiligst die Stiege hinauf, dem Vater entgegen mit dem Krug.

Als ihn der Alte kommen sah, trat er wieder ins Haus, fragte aber rückwärts schauend: „Schließest du die Kellerthüre nicht?"

„Ich geh' gleich wieder heraus!" sagte Heinz.

Elsbeth horchte mit angehaltenem Athem auf ihre Entfernung, und als es stille geworden, eilte sie pfeilschnell in ihr Haus.

Heinz konnte kaum durch den Hausflur nach der Stube kommen, so voll Menschen stand's da, die nicht müde wurden, das Bauernlied und die aufregenden Reden des Bänkelsängers zu hören. Kopf an Kopf standen sie, Alt und Jung, Frauen und Männer. Es war eine gar lockende Aussicht, die sich in den Worten des Mannes kund gab, reich zu werden ohne Mühe, und einmal mit den Mönchen und Rittern zu theilen und in ihrem Ueberflusse sich den Guten anzuthun.

Je mehr der Bänkelsänger trank, desto lebhafter, glühender seine Reden wurden. Das Volk schrie Beifall, und der alte Pfriemer, der sonst um keinen Preis solchen Zudrang in seinem Haus, einen solchen Lärm in seiner Stube und Flur würde geduldet haben, sah und hörte das heute nicht. Da viele Fremde, Bettler und Landstreicher da waren, hatte die alte Grethe alle Räume verschlossen, das wußte er, nur den Keller nicht. Darum empfahl er das nochmals seinem Sohne Heinz, und dieser drängte sich durch.

Als er die Kellerthüre, die, weil sie schief hing, von selber zufiel, aufzog, rief er leise hinab: „Elschen!" Aber Niemand antwortete, und da von Benz' Hinterthür ein leises „Bst!" herüberklang, sah er rasch dorthin, wo Elsbeth sich eben vom Fenster zurückzog, da der rothe und scheele Märten Streffer zu Heinz trat.

Heinz theilte seines Vaters Abneigung gegen den widerlichen Menschen.

„Was wollt Ihr?" fragte er ihn trotzig. „Man sollt' sagen, Ihr schämet Euch über unsere Schwelle zu treten, nach dem, was Ihr heute Morgen gehört und erfahren habt!"

Märten zuckte die Achseln.

„Besser Unrecht leiden als Unrecht thun!“ sagte er. „Daß ich es besser mit dir und deinem Vater meine, als ihr alle Beide denkt, will ich dir beweisen, Heinz!“

„Beweist's einem der Juden von Worms,“ sagte mit einer sprichwörtlichen Redensart Heinz. „Ich mag's nicht hören!“

Märten blickte ihn zornig an. „Knabe,“ sagte er, „dich hab' ich auf meinen Knieen geschaukelt. Darfst du so mit einem älteren Manne reden? Du thätest besser, du hörtest, was ich dir wohlmeinend sagen will.“

Heinz fühlte, daß der Märten recht habe. Er schwieg und Märten Streffer fuhr fort: „Kennst du den, der drinnen in Eurer Stube ein so groß Maul führt und sich als einen so getreuen Bauernfreund darstellt?“

„Es ist ein fremder Spielmann,“ sagte Heinz kurz.

„Ich kenn' ihn,“ sagte Märten mit Nachdruck.

„Nun, so seid damit zufrieden,“ versetzte Heinz, der eine Bewegung machte, ins Haus zu gehen.

„Bleib' noch ein Weilchen, ein kurzes Weilchen,“ sagte eifrig Märten. „Es ist dir wichtig zu wissen, wer's eigentlich ist, und ich will dir's sagen. Hast du heut' Morgen gehört, was der Annweilerer sagte? Hast du den Namen von der Hauben gehört?“

„Freilich!“ sagte Heinz mit größerer Aufmerksamkeit, als er sie dem Mantelträger *) sonst gewidmet haben würde.

„Nun, der Bauernquäler und Straßendieb, den der Herr Kurfürst im „blauen Hute“ sitzen hatte, und der mit dem Kerkermeister zugleich durchbrannte, der im Elsaß mit den Bauern kämpfte, der hier auch Feuer legen will, ist in Euerm Haus — ist der Spielmann!“

„Fuchsschwänzerei und Lüge!“ rief Heinz.

„Heinz,“ sagte Märten, „geh' hin und sag's ihm, und sieh zu, was er macht und sagt.“

---

*) Gleichbedeutend mit Ohrendiener, Mährchenträger, Fuchsschwänzer.

„Thut Ihr's!“ warf Heinz hin.

„Dein Vater würfe mich zur Thüre hinaus,“ sagte Märten. „Folgt nur dem Verräther, und ihr fallt Alle in die Grube!“

„Nehmt Ihr Euch nur in Acht!“ sagte Heinz.

„Sorge nicht so liebreich für mich, Heinz,“ fuhr spottend der Rothe fort; „ich denke, du hast's nöthiger. Der bringt der Elsbeth Freiheit nicht; aber hättest du mir ein Wort vergönnt, für ein ordentlich Botenbrod **) hätt' ich dir's fertig gemacht und will's noch heute. Nur jagt den Spitzbuben fort!“

„Das will ich thun!“ rief Heinz und faßte Märten bei der Brust mit seiner riesig starken Faust, trug und schleppte ihn zur hintern Hofthüre, die nach der Straße führte, und warf ihn hinaus.

„So!“ sagte er. „Ich habe gethan, was ihr gewünscht!“

„Verfluchter Bube,“ schrie Märten und ballte seine Fäuste, „das sollst du mir nicht umsonst gethan haben! Fluch auf dich und deinen meuterischen Hund von Vater!“

„Brummer!“ rief Heinz dem Hund.

Als aber Märten den Namen hörte, floh er pfeilschnell davon.

IV.

Eben, als zornglühend Heinz in die Stube treten wollte, erklang von der Straße her ein mächtig Jubiliren und Jauchzen, und die Töne der Fideln und Zinken mischten sich lustig darunter.

Wie ein Blitz war die Hausthüre leer. Alles strömte hinaus. Das helle Kirchweihglöcklein läutete.

„Heinz!“ rief Pfriemer, „die Bursche ziehen auf und holen ihre Mädchen und du fehlst noch!“

Rasch wie ein Gedanke flog Heinz zur Hinterthüre hinaus, warf den Kellerschlüssel der alten Grete zu und war schnell in Benz' Haus.

---

*) Trinkgeld, Lohn.

„Komm, komm Elschen," rief er, „sie fideln vor dem Hause, laß uns eilen!"

Er zog das Mädchen fort und bald stand das schönste Paar des Dorfes vorn an in der Reihe.

Unter Jauchzen und Musik zogen sie weiter.

Bursche trugen mächtige Krüge und Becher, und schenkten den Alten und Armen ein, auch wohl ihren Befreundeten. Ueberall leerten sich die Häuser, und Alt und Jung trat auf die Straße. Manche Bursche hatten alte Muskedonner und krachten sie 'mal los, was den Tumult und Lärm noch vermehrte.

Bei jedem Hause, wo ein Mädchen war, das einen Buben hatte, der es zum Tanze führte, hielt der Zug an, bis Beide kamen. So wurden alle Paare gesammelt; alsdann zogen sie langsam zum Wirthshause, wo der Ausgangspunkt und der Versammlungsort war.

Als der Zug dort anlangte, war überall das Mittagsmahl vorüber. Allmählich reihten sich Nußdorfer und Gäste zu Haufen, und zogen auch langsam zum Wirthshause, wo der Tanz gehalten werden sollte.

Der Raum war die große Zehntscheune des Dorfes, die in Länge und Breite alle anderen übertraf. Auf dem Lehmestrich tanzte es sich wundergut.

Als die Paare diese Stätte der Lust betreten hatten, und die Musikanten unmittelbar aus einem Marschtempo in das eines Tanzes übergingen, schaarten sie sich sogleich in Reihen und der Tanz begann. Unter jubelndem Gejauchze schwangen hoch die Buben ihre Mädchen, und im wirbelnden Drehen flogen sie dahin.

Allmählich füllte sich der Raum mit Alten, die an den Tischen sich niederließen und auch die Räume des nahen Hauses füllten. Pfriemer, Benz, Fechenheimer und der Spielmann saßen in des Hauses geräumiger Unterstube bei einander und viele noch bei ihnen, die ihres Mundes Feuerrede andächtig hörten. Andere gingen ab und zu. Ganz in einer dunkeln Ecke saß Märten Streffer lauschend auf jedes Wort, wie eine Katze jede Bewegung des Mäusleins belauscht, das noch nicht recht aus dem sicheren Loche

heraus will. Hatte der Wein schon daheim ihre Köpfe erhitzt, so wurde hier noch mehr getrunken, und die Wirkung des genossenen Weines immer merklicher an Worten und Geberden.

Immer lebhafter sprach der Spielmann von den Elsässern und ihren Thaten und Errungenschaften. Das Alles klang so lockend, daß die Bauern immer lebhafter dafür erweckt wurden, zumal sie hörten, wie sie dort die Klostergüter theilten, die Wälder sich zueigneten, die Klöster und Burgen plünderten und in ihrem Ueberflusse schwelgten. „Die Herren stellten," sagte der Spielmann, „Urkunden aus, wodurch die Leibeigenen gefreiet, die Abgaben für immer erlassen, und die Zehnten an Herren und Pfaffheit für immer aufgehoben würden. Das thäten sie aber erst dann," sagte er, „wenn die Bauern im Kampfe es ihnen abrängen."

Immer voller wurde es in der Stube. Der Raum faßte sie nicht mehr. Die Fenster wurden geöffnet, daß die Worte heraustönen und auch von den Draußenstehenden vernommen werden könnten. Der Tanz hörte auf. Da ergriff der Spielmann die Zither und das Bauernlied erklang wieder in seiner ergreifenden Weise.

Da sprang Pfriemer wieder auf und rief: „Wir wollen's auch so machen! Wer geht mit?"

„Wir! wir!" riefen Alle ohne Ausnahme.

„Der Spielmann soll unser Führer sein!" schrie Fechenheimer.

„Ja! ja!" erklang's im wilden Chor; „aber Ihr, Pfriemer, Euer Heinz, der Fechenheimer und Benz sollen Unterführer sein!"

Da trat Heinz Pfriemer vor den Spielmann und sah ihn durchdringend an.

„Warum spielt Ihr Mummerei, Ritter von der Hauben?" fragte er laut, daß es Alle hörten.

Erstaunt sprangen sie von ihren Sitzen auf. „Was? Wie?" schrieen sie durcheinander, „Der ist's?"

„Werfet die Maske ab," sagte mit fester Stimme Heinz, „und steht Rede, ehe wir Euch folgen."

Der Spielmann war bleich geworden. Er schoß giftige Blicke

auf den kräftigen Jüngling, und es war ihm, als stünde er vor einer Macht, die ihn zur Rechenschaft und Strafe zöge. Endlich stand er auf.

„Woher kennst du mich?“ fragte er mit schneidendem Tone.

„Das thut nichts zur Sache,“ entgegnete Heinz, „wenn Ihr's seid. Aber ein andres gilt. Ihr wart ein Bauernschinder und nun wollt Ihr ein Bauernfreund sein, wo liegt die Bürgschaft?“

Von der Hauben bebte im Bewußtsein seiner Schuld und in [illegible] Gefahr des Augenblicks. Ehe er antworten konnte, fuhr He[illegible]

„Wer es treu mit uns meint, sei uns willkom[illegible] aber ich zerschmettere mit meinem Morgenstern jedem T[illegible]en den Kopf, merkt Euch das. Und nun redet, ob wi[illegible] trauen können.“

Der Spielmann sprang auf die Bank empor. „Hört mich Alle!“ rief er. „Es ist wahr, [illegible] bin Ritter Erasmus von der Hauben, aus altem, edlem St[illegible]m. Es ist wahr, daß ich mit dem Kerkermeister heimlich aus dem blauen Hute entwich; es ist wahr, daß ich ein Führer der Bauern im Elsaß war und verkappt hierher kam, um auch euch zu helfen, daß ihr frei und eurer Bande ledig würdet, weil ich erkannt habe, daß es ein Unrecht ist, daß ihr Leibeigene seid u[illegible] gedrückt werdet. Was sie mir Schuld geben, ist nur halb [illegible]; und gesetzt, es wäre wahr, ganz wahr, kann nicht bessere Einsicht und Reue das gethane Böse gut machen? Ich habe es schon dadurch gut gemacht, daß ich im Elsaß für der Bauern Freiheit stritt und, um euch sie auch zu bringen, hierher kam. Daß ich es nur in diesem Aufzuge wagen durfte, mögt ihr selber erwägen.

„Daß ich die Klöster brandschatzte, das ist meine Schuld, und darin ergriff mich der blödsinnige Pfalzgraf. Verdammt sollen alle die sein, die den Joachimsthaler geschoren auf dem Kopfe tragen und damit den klingenden in ihren bodenlosen Säckel bringen! Hätt' ich mich sollen geduldig hängen lassen?“

„Nein, nein!“ schrieen die Bauern, „Ihr hattet recht!“

„Daß ich nun euer bin mit Leib und Seele, das schwör' ich euch! Ist das nicht genug? Findet ihr mich auf fahlem Pferde,

so geb' ich euch das Recht, mich todt zu schlagen wie einen alten Hund."

„Er soll unser Feldhauptmann sein," riefen die Bauern.

Heinz, den die Rede des Mannes nicht überzeugt hatte, wollte nochmals das Wort nehmen; aber sein Vater gebot ihm Schweigen. Alle Bauern stürmten fort, sich zu bewaffnen, so gut sie konnten. Einige eilten in die Kirche und läuteten Sturm.

„Es war acht Uhr Abends, als sich das Volk unter der Linde sammelte. Da sah man die seltsamsten Waffen. Keulen aus Baumästen, Heugabeln, Morgensterne, alte Streitäxte und Streithämmer, Knüttel, [illegible], Hellebarden und einige schwere Muskedonner mit Stativen. [illegible] in allen brennende Begierde zum Kampfe. Lautes Schreien [illegible] Jammern der Weiber und Kinder, Jubeln der Aufruhrlu[illegible] [illegible]ischen das Heulen der Sturmglocken; es war ein betäube[illegible] Vergebens war es, daß die Frauen und Mädchen flehten; [illegible] [illegible]r es, daß der ehrwürdige Pfarrer bat, sie möchten doch ers[illegible] der Güte versuchen. Jene mußten verstummen, dieser sich [illegible]en, wenn er nicht wollte sich den rohesten Ausbrüchen der [illegible] aussetzen. Er schlich sich hinweg wie die weinenden Frauen [illegible] [illegible]ädchen. Der Strom war wild über seine Ufer getreten; [illegible] gutwilliges Dämmen war nicht mehr zu denken, und das wa[illegible] [illegible]n Blitzschlag gekommen. Als sich endlich der Tumult etwas [illegible] [illegible]d die Sturmglocke schwieg, trat Pfriemer auf den Steinring, [illegible] die Dorflinde umgab.

„Laßt uns die Sache ordnen," rief er, „daß es kein [illegible]des, unordentliches Durcheinander werde. Auf allen Dörfern in [illegible] Umgebung hören wir das Sturmläuten, das dem unsrigen folg[illegible] aber die Leute wissen nicht, was es gilt. Wir wollen Eilboten an sie senden und ihnen kund thun, was wir wollen." —

„Recht! recht!" riefen die Massen in einem Schalle.

„Hört weiter," sagte Pfriemer; „wir müssen einen Sammelplatz haben, wo wir uns einigen, gliedern, ordnen und beschließen, was zuerst geschehen soll."

„Richtig!“ hallte es durch die Menge.

„Ich schlage vor,“ fuhr er fort, „daß wir uns mit dem grauenden Tag alle bei dem Geilweilerer Hofe finden. Ist euch das recht?“

„Ja, ja!“ schrieen Hunderte von Männern und Buben.

„Dann rasch ans Werk!“ rief Pfriemer.

Boten meldeten sich freiwillig. Kirmeßgäste waren es meist, die sich erboten, in ihre heimathlichen Dörfer zu eilen, um dort die Kunde hinzutragen. Diese stoben nun auseinander. Die fünf Führer ordneten die zweihundert Nußdorfer und die Fremden, die da blieben, in vier Haufen. Erasmus von der Hauben an der Spitze, die Zinkenisten der Kirchweihe, lustig blasend, voraus, so brach der Zug im hellen Mondenlichte nach dem Geilweilerer Hof auf unter ungemessenem Jubel. Laut aber wurde schon der Ruf, daß der Zug nach dem Kloster Hördt müsse gerichtet sein. Das war in Nußdorf reich begütert, und dort war Alles in Hülle und Fülle zu finden.

Daheim aber blieben die weinenden Kinder und die jammernden Frauen und Mädchen, deren Kirchweihfest so bitter unterbrochen und in Leid verkehrt worden war. So bot das erst noch in Lust schwimmende Dorf das Bild jenes erschütternden Wechsels dar, der im Leben des Einzelnen so nahe den Schmerz der ausgelassenen Freude bringt und das heitere Lachen des Scherzes in bittere Thränen des Schmerzes umwandelt.

Nahe dem Ofen in der Wirthsstube hatte Märten Streffer gesessen, tief herabgedrückt, daß ihn Pfriemer's Blicke nicht trafen. Er war Zeuge aller der Auftritte, die sich dort ereigneten, hörte Alles genau, was vorging. Als die Bauern fortstürmten, folgte er unter die Linde, damit ja nichts geschähe, das ihm verborgen bliebe. Als nun dort die Boten ausgesandt wurden, als der Geilweilerer Hof als Sammelplatz erwählt worden und die Mehrheit der Stimmen auf das Kloster Hördt gefallen war, das zerstört werden sollte, da galt's ihm Eile, gen Germersheim aufzubrechen.

Es war Mitternacht geworden im bunten Wechsel dieser Ereig-

nisse. Der Mond stand hoch am Himmel und verbreitete fast Tageshelle über die Gegend.

Märten kannte alle Seitenwege und Fußpfade der Gegend so genau wie seinen Wammssäckel. Kein Schlupf war ihm im Wald und auf dem Blachfelde fremd; denn er fing heimlich in den Forsten das Wild in Gruben und Schlüpfen und die Drosseln, die Wachteln, die Krammetsvögel, Hasel- und Birkhühner, um damit den Gaumen des Herrn von Fleckenstein, der des Kurfürsten Vogt zu Germersheim war, zu laben und sich seine Gunst zu erwerben, denn er buhlte um Lösung seiner Leibeigenschaft schon viele lange Jahre.

So brach er denn auch jetzt auf und Niemand sah ihn weggehen. Wo ihm aber ein Bote begegnete, wenn er nämlich ihm gar nicht ausweichen konnte, da gab er sich kecklich auch für einen Boten aus, und seiner gewandten Zunge gelang es trefflich, Jeden zu überzeugen, er gehe dieselben Wege im Dienste der aufständischen Nußdorfer.

Jacob von Fleckenstein hieß der Ritter, der des Kurfürsten Vogt zu Germersheim war zur selbigen Zeit. Der Ritter von Fleckenstein war ein dicker, wohlgewampter Herr, dessen Bauch weit vorstand, dessen feistes Gesicht den Schlemmer verrieth, dessen rothe Nase Kunde davon gab, daß er des Weines goldene Fluth mehr liebe als die augenklärende des Quells.

Er liebte die Ruhe wie alle fetten Leute und versäumte es nicht, wenn er daheim war zu Germersheim, nach dem Morgenimbiß sein Schläflein, nach dem Mittagsmahle seinen Schlaf zu halten und Abends bei Zeiten das weiche Lager zu suchen, wozu ihn dann freilich der selige Dusel genossenen Weines gar gebieterisch mahnte.

Sein Regiment im Lande war nicht eben strenge; aber hatte er einen Pick auf irgend Einen, so drückte er ihn weidlich oder ließ ihn drücken, und freute sich deß weidlich, wenn's eben nach Wunsch gelungen war. Absonderlich haßte er die, welche es wagten laut über Unrecht zu klagen.

„Ich will den Maulfechtern das Handwerk legen," sagte er

dann, und er that's auch. So hatte er den Pfriemer zu Nußdorf auf dem Striche. Wo er ihm eins versetzen konnte, da säumte er nicht.

Um aber genau Alles zu wissen, unterhielt er überall Kundschafter, und Einer der beliebtesten, weil auch gewandtesten, war Märten Streffer.

Tief lag der Ritter in den Armen des erquickenden Schlafes jenseit Mitternacht. Alles war friedlich und stille, und keine Seele ahnte die Stürme, welche wie ein Wirbelwind auf der Nußdorfer Kirmeß begannen, dann aber wild und verderbend über das Land hin sich verbreiteten.

Am ersten Ostertage war Herr Jacob von Fleckenstein gen Speier geritten, daß er im Dome seine österliche Zeit hielte, aber daneben auch des Herrn Bischofs Capaunen zusprechen könne benebst dem köstlichen Weine, der in seinen mächtigen silbernen Pokalen Perlen schlug.

Dieses Mal hatte er's extra getroffen. Der Herr Bischof war gut auf Kurpfalz zu sprechen, und der Confrater zu Worms hatte ein Fäßlein jenes herrlichen Weines zum Ostergruß gesendet, der um die Liebfrauenkirche zu Worms wächst und den Namen „Liebfrauenmilch“ trägt.

Geizig war der Bischof nicht. Was er Gutes hatte, das ließ er seine lieben Gäste mitgenießen. Zwar waren nach dem Jägersprüchlein die Schnepfen vorüber, das nach den Sonntagen vor Ostern also heißet:

„Oculi — da kommen sie;
Lätare — da kommen die wahre;
Judica — dann sind sie wohl noch da;
Palmarum — tralarum!“

Aber der Märten Streffer hatte noch ein halb Dutzend Nachzügler in seinen Schneußen gefangen, und die hatte der Ritter Fleckenstein als Vorboten seines Kommens dem Herrn Bischof verehrt. Da war denn der Ritter ein willkommener Gast, denn der Herr Bischof liebte

die Schnepfen über die Maßen, und sein Koch konnte sie zubereiten, daß der Kaiser davon entzückt worden wäre.

Als nun der Ritter Fleckenstein Abends heimreiten wollte, passirte es ihm höchst unangenehm, daß er zwar links aufstieg, aber rechts heruntergesunken wäre, wenn nicht sein Knappe und des Herrn Bischofs Diener ihn zur rechten Zeit aufgefangen hätten. Sie mußten freilich Hilfe herbeirufen, denn für Zweie war die Last zu schwer, allein es gelang doch ganz ohne sein eigenes Zuthun, ihn herunter, die Stiege hinauf und in das Lotterbette zu bringen, wo des Bischofs Gäste ihren Rausch auszuschlafen pflegten.

Da es ihm nun in Speier so absonderlich gut gegangen war, blieb er auch noch den zweiten Ostertag da und ritt erst Abends heim und war auch im Stand, allein im Sattel sich zu halten. Nach solchen Anstrengungen bei Speise und Trank hielt ihn keine Macht der Erde bis zehn Uhr außer dem Bett. Ehe er aber das hohe Polsterbett bestieg, sagte er zu seinem Knappen: „Jochem, geh' in das kleine Kellerchen, du weißt's schon, da liegt rechts neben dem Forster eine Reihe Krüglein, darin süßer Franzwein ist, den mir der Gerolsecker verehrt hat. Hol' eins; ich denke es wird mir den Jammer vertreiben, den ich im Kopfe, Magen und Gebeinen fühle."

Der Knappe ging hinab, wie er geheißen worden, setzte aber den Krug an den Hals, trank ihn halb leer und ließ ihn dann an dem Krahnen, der in dem Fasse Guntersblumer Rothen steckte, wieder voll laufen und — kredenzte den Franzwein.

Der Fleckensteiner trank zwar, setzte aber schnell wieder ab. „Es ist doch ganz verwunderlich! Mein Magen muß gottlos verdorben sein, denn das köstliche Tröpflein, das die heiße Sonne Frankreichs kochte, schmeckt mir bitter und herbe!"

„Ihr habt des Guten zu viel genossen," sagte der Knappe mit eiserner Kaltblütigkeit; „da ist am Ende das Köstlichste nicht mehr im Stande den Gaumen zu reizen."

„Versuch du's 'mal, Jochem!" sagte er und reichte ihm den Becher. Der zog ihn leer bis auf die letzte Thräne.

„Herr," sagte er, „es muß mit Eurem Magen übel stehen,

denn das ist ein Trank, der den Herrn Bischof erquicken würde. Wißt Ihr was, nehmt ein Becherlein bitteren Alantweines, wie Ihr ihn von Eurem Collegen in Bacharach bezogen habt und wie sie ihn dort bereiten. Der wird Euch wieder in den Bügel helfen."

„Du hast recht, Jochem," sprach Fleckensteiner, „geh' und hole. Schütte den Rest in das Faß Guntersblumer, daß es nicht Kahnen zieht."

Der Knappe ging und ließ den Rothen in seine Gurgel fließen, brachte den Alantwein, und Fleckenstein stürzte ihn mit Todesverachtung hinunter, verzog aber das Gesicht grimmig. „Es ist eine rechte Arznei," sagte er, „schmeckt aber, als hätt's des Teufels Großmutter ihrem Enkel zur Magenstärkung gebraut!

Nun lösch' das Licht aus und geh, ich will schlafen!" Er legte sich herum, und ehe noch der lachende Knappe das Vorzimmer verlassen, hörte er schon jene langgezogenen, unmelodischen Töne, die dem kundigen Ohre den tiefen Schlaf feister Leute verkünden.

Nicht lange nachher erloschen die Lichter in der Burg. Es wurde todtstille und nur der Thorwächter saß beim Lichtglanz der Ampel in seinem Stübchen — und — duselte.

Die Sterne wollten schon bleicher werden, da that es drei mächtige Schläge wider die Zugbrücke, die über den Graben sumpfigen Wassers führte. Es waren Steine, die heftig dawider geworfen wurden.

Die Hunde begannen im Burghof ein höllisch Gebelle und der Wächter fuhr aus seinem Schlaf auf.

„O wärst du in der Hölle!" sagte er für sich und öffnete das kleine Lugfensterlein. Da sah er eine dunkle Gestalt jenseit des Grabens stehen.

„Du Bengel," so sandte er sein Willkomm hinüber, „wie magst du so unverschämt werfen?"

„Du hörst ja nicht, du Siebenschläfer, wenn man sich auch die Lunge aus dem Leibe schreit. Mach' schnell und laß die Brücke nieder! Es eilt!" rief Märten Streffer dem schlaftrunkenen Wächter zu.

„Bist du's, du rothe, scheele Nachteule?“ brummte der Wächter. „Da muß ich wohl aufmachen, denn es muß etwas Absonderliches sein.“

Die Zugbrücke rasselte nieder und der Wächter schloß, nachdem er die Hunde durch Schelten beschwichtigt, das kleine Pförtlein auf, durch welches Märten Streffer, von Schweiß triefend, schnell hereintrat.

Die Brücke wurde wieder aufgerollt, das Pförtlein geschlossen und Märten stand im Burgringe.

„Schnell, schnell,“ drängte er. „Laß mir den Herrn Vogt wecken.“

„Das mag der Teufel thun,“ sagte der Wächter, „du weißt, der versteht in dem Artikel keinen Spaß.“

„Und wenn's deinen Kopf kostete,“ rief Märten, „er muß schnell geweckt werden.“

„So leg' deinen hin,“ sagte ruhig der Wächter. „Ich habe nur den einen, und wenn's um den geschehen ist, ist's alle!“

„Mach' keine Späße, Jäckele,“ sagte Märten. „Die Zeit zum Spaßen ist jetzt nicht. Das ganze Land am Gebirge ist im hellen Aufruhr. Du siehst, da ist der Scherz vorüber! Wecke mir nur den Jochem, das Uebrige überlass' mir.“

Der Wächter erschrack. „Ist's wahr?“ fragte er fast zitternd.

„Freilich!“ rief Märten Streffer. „Käm' ich sonst um diese Zeit und so mit Schweiß bedeckt?“

Das machte dem Wächter Beine. Er schloß die innere Burgpforte auf und verschwand mit Märten innerhalb derselben. Von des Wächters Laterne geleitet erreichten sie Jochem's Kammer; aber auch hier kostete es Mühe den Schläfer zu wecken, auf dessen Augen der Franzwein eine bleierne Kappe gelegt hatte. Als er aber eben hörte, wie es stand, ging er in seines Herrn Klosett.

Es war indessen auch keine leichte Arbeit, den wach zu bringen, wenn er einmal schlief. Nach vielem Rütteln, Schütteln und Rufen richtete er sich endlich auf. „Was gibt's, du Hund? was weckst du mich?“

„Haltet zu Gnaden, gestrenger Herr, ich muß," sagte der Knappe, „denn es ist ein Eilbote da."

„Jochem," sprach der Vogt, „sag' ihm, es würde keine solche Eile haben."

„Doch, doch, gestrenger Herr!" rief Jochem.

„Ist er von Heidelberg?" fragte der Ritter sich wieder herumdrehend.

„Nein, Herr, es ist der Märten Streffer von Nußdorf. Er ist die Nacht gelaufen und trieft von Schweiß. Die ganze Pfalz ist in Aufruhr!" rief der Knappe.

„Alle Pest! Wer sagt das?" fragte der Ritter und setzte sich hell und klar erwacht im Bett auf.

„Ich sag's Euch ja, der Märten Streffer!" sprach der Knappe.

„Laß ihn herein, schnell, schnell! Hol' mir auf den Schrecken gleich einen Krug Franzwein! Hörst du? Der Schrecken hat meine Gurgel getrocknet. Geschwind! geschwind!"

Der Knappe lief was er laufen konnte, und sogleich trat Märten herein mit demüthigem Neigen des Hauptes und Gruße.

„Sag's an, Märten!" rief ihm der Ritter zu.

„Gelt, gestrenger Herr," begann Märten, „Ihr wolltet mir niemals glauben, wenn ich Euch sagte, das fahrende Volk bringe aus dem Elsaß alle paar Tage neue Mähr, wie es dort gehe; und der alte Pfriemer zu Nußdorf habe Feuer gefangen? Nun brennt's lichterlohe!"

„Wo? Märten, wo?" rief der erschrockene Ritter.

„In Nußdorf, aber es läutet Sturm die ganze Nacht in allen Dörfern bis auf zwei Stunden von Nußdorf im Umkreise." Nun erzählte Märten Alles genau, wie es sich zugetragen, und sparte nicht die Farben recht dick aufzutragen, da er des alten und des jungen Pfriemer's gedachte. Als er im Verlaufe seiner Erzählung auf den Spielmann zu reden kam, ließ er ein Wörtchen fallen, daß er ihn kenne.

„Warum nennst du den Strolch nicht?" fragte der Vogt.

„Ja, Herr Ritter," sagte Märten, „Ihr sagt immer, Adler-

augen habe nur ein Ritter. Ich glaube aber, daß sie diesesmal der leibeigene Bauer auch hatte; allein Ihr glaubt mir's nicht."

„Ich will's ja glauben!" schrie Jacob von Fleckenstein. „Sag' es nur!"

„Es ist Erasmus von der Hauben, der dem „blauen Hut" entsprungen ist!" sprach, stolz auf seine Entdeckung, Märten.

Der Vogt sah ihn betroffen an.

„Woher weißt du das?" fragte er dann — „oder welche Kennzeichen hast du?"

„Ein Freund in Speier sagte es mir," fuhr Märten fort — „und ich habe ihn so oft gesehen. Wenn auch mein Auge scheel ist, so ist doch das andere desto schärfer."

Der Vogt brummte halblaut: „Der mag von Glück sagen, daß er dem „blauen Hut" und dem hänfenen Halsband entschlüpfte. Heutzutage noch Straßenr —" das Wort blieb ihm jedoch in der Kehle stecken und er setzte schnell an dessen Stelle — „Wegelagerei treiben, ist doch mehr als Keckheit! Der Esel! die Zeiten sind herum und andere, noblere Passionen gibt es jetzt für den Adel. Der Teufel hat die Donnerbüchsen erdacht! die haben dem Ritterthum den Hals gebrochen, und das verdammte Reichskammergericht — diese langsame Auszehrung! Aber es ist schade um ihn. Er war eine lustige Haut!" — Laut sagte er: „Also den hättest du erkannt? Hast du dich auch nicht geirrt?"

„So gewiß ich eine Drossel von einem Stoßfalken unterscheiden kann! Gestrenger Herr, glaubt mir, er ist's. Ich sagt's dem Heinz Pfriemer, und der freche Bub' hat's ihm schnurstracks unter die Nase gerieben und ihm vorgehalten, er sei ein Bauernschinder gewesen."

„Was hat er denn da gemacht?" fragte gespannt der Vogt.

„Nun, was wollt' er machen?" sagte Märten; „er hat's bekannt, daß er der Ritter Erasmus von der Hauben sei, er habe sein großes Unrecht eingesehen und wolle sich bessern."

„Das hat er zu den Bauern gesagt?" fragte der Vogt. — „So soll ihn der Blitz mitten auf seinen Hundekopf treffen!"

„Was wollt' er machen? gestrenger Herr," fuhr Märten fort. „Er findet jetzt nur im Aufruhre seine Rache und sein Fortkommen, denn heimkehren darf er nicht."

„Verflucht!" rief der Vogt; „aber, Kerl, du hast recht und ich sehe, daß du Verstand hast. Sag', waren viele Bauern in Nußdorf?"

„Das mein' ich," antwortete Märten. „Unsere Kirchweih ist die berühmteste in der ganzen Pfalz. So an tausend Menschen mögen leicht im Dorfe gewesen sein, ein Paar drüber, ein Paar drunter, wer kann's so genau wissen, ohne sie gezählt zu haben? Freilich ist da Weib und Kind, Jung und Alt mitgerechnet."

„Auf den Dörfern läuteten sie Sturm?" fragte der Ritter, wie wenn er träumte.

„Hab's Euch ja gesagt, gestrenger Herr," versetzte Märten Streffer fast ärgerlich über das tolle Durcheinanderfragen des Vogtes.

Der Knappe hatte während der Unterredung den Krug gebracht und ohne Aufhören sog der Ritter an seinem Halse, bis er ihn geleert hatte auf die Neige. Es war, als ob mit dem Wein erst Leben in ihn käme.

„Hole dem Märten ein Krüglein Plempel und etwas zur Atzung," sagte er jetzt zum Knappen. „Der arme Kerl ist die Nacht hindurch gelaufen und der Magen mag ihm schief liegen. Er muß Kräfte sammeln, denn ich brauche ihn."

Darauf wandte er sich an Märten: „Was haben die Racker von Bauern denn eigentlich für Pläne? Du hast das ja doch wohl gehört?"

„Meint Ihr," entgegnete der Kundschafter, „der Bauer sei ohne Verstand? Fehlgeschossen, gestrenger Herr! Der von der Hauben ist ein Mönchs- und Klosterfeind; die Bauern gehen weiter. Sie wollen die Ritter todtschlagen, die Burgen verbrennen, die Leibeigenschaft und alle Abgaben, Zinse, Theile abschaffen; freie Jagd, freien Fischfang, kurz, der Ritter soll Bauer werden oder sterben, und der Bauer will Ritter sein. Da habt Ihr's kurz! Ist's Euch genug?"

Der Vogt schwieg.

„Heute Nacht noch," fuhr Märten fort, „ziehen sie nach dem Geilweilerer Hofe, wo die vielen Pfälzer Zehntweine in den Kellern liegen, dort halten sie Nußdorfer Kirmeß. Wenn aber morgen Abend von dem Weine noch ein Tropfen übrig ist, so sollt Ihr mich pflöcken, vorausgesetzt, daß Ihr so ruhig im Bette bleibt und sie ruhig gewähren lasset."

„Blitz und Hagel!" schrie plötzlich der Vogt. „Jochem! Jochem!"

Der Knappe stürzte herbei.

„Meine Kleider, meinen Harnisch und Helm! Laß die Rottmeister der Landsknechte wecken. Alles muß heraus. Wir ziehen mit dem grauenden Tag ab. Das will ich ihnen eintränken, den Hunden!" schrie er.

Nun gab's Leben. Er war wie ein Gedanke aus dem Bett und angezogen.

„Soll ich Euch den Harnisch gleich anlegen?" fragte Jochem.

„Meinst du, ich wäre ein Engel, oder könnte vom Morgenwinde satt werden, Esel?" fragte er zornig. „Nur geschwind etwas zu nagen her!"

„Das sag' ich dir, Märten," sprach er zu diesem, „wenn sie bloß den Glatzköpfen aufs Tapet wollten, so ließ ich mir's noch gefallen; ich kann sie auch alle nicht leiden vom Papst bis zum Frühmesser; aber wenn sie an des Landesherrn Recht und Gut und an den Adel wollen, so haben sie's mit mir zu thun."

„Wie, die Klöster dürften sie plündern?" fragte Märten Streffer.

„Wer sagt das, du Narr?" fragte er zurück, sein unbesonnenes Wort verbessernd. „Ich bin des Herrn Kurfürsten Vogt und will ihnen mit meinen Landsknechten am Geilweilerer Hofe schon in die kurzen Rippen fahren, daß ihnen das Tanzen auf der Nußdorfer Kirmeß vergehen soll. Und krieg' ich den Pfriemer, so will ich ihm das hänfene Halsband um seinen Spitzbubenhals legen, daß er vom Aufruhre genese."

Der Knappe hatte Wein und Speisen gebracht, dazu dampfendes Warmbier, das der schnell geweckte Koch bereitet hatte, weil er die ansehnlichen Nahrungsbedürfnisse seines Herrn genau kannte. Während der Vogt zu essen und zu trinken anhub und Märten Streffer sich auch anschickte, seinen Hunger und Durst zu stillen, traten die Rottmeister ein.

„Halloh, ihr Rottmeister!" rief der Vogt, „es gibt Arbeit. Die Bauern im Gebirge sind aufständisch geworden. 'S gibt eine lustige Bauernjagd. Laßt die Trompeter blasen, daß man's zu Speier hört, und schnell aufsitzen; aber esset und trinket erst, setzte er gutmüthig hinzu, daß es den Kerlen nicht unterwegs hohl und schwindelig wird!"

„Gestrenger Herr," fiel ihm Märten in die Rede, „wenn Ihr, wie's die Buben bei den Vogelsnestern machen, die Alten mit den Jungen auf dem Neste fangen wollt, so bitt' ich, thut fein zimperlich und fein sachte. Sie denken nicht an Euch. Macht Ihr aber viel Lärm, so ist's vorbei. Fangt Ihr den Erasmus von der Hauben und die zwei Pfriemer sammt dem Jacob Fechenheimer von Bechingen, so glaub' ich, wäre dem Aufruhre der Kopf abgeschnitten; aber der Ritter versteht das Kriegshandwerk auch und wird seine Wachen ausstellen, daß Ihr ihn so leicht nicht überrumpelt. Thut Ihr aber langsam, so kann's sein, daß es Euch doch gelingt, denn die Bauern betrinken sich, wenn sie's umsonst kriegen."

„Du hast recht," sagte der Vogt; dann wandte er sich an die Rottmeister. „Ihr seht, man muß im Eifer noch von den Bauern lernen. Geht und thut Alles fein still ab."

Sie gingen. Der Vogt saß still da und aß und trank mit großer Behendigkeit und Eifer. Auch Märten that deßgleichen. Beide gaben sich ihren Gedanken hin. Der Vogt erwog es, ob er eine Botschaft an den Kurfürsten senden sollte oder nicht. Märten sah sich im Geiste bei den Bauern. Er überlegte, wie er seine Rolle zu spielen habe, daß er mit essen und trinken, rauben und stehlen und doch den Verräther spielen könne.

„Plötzlich rief der Vogt: „So muß es sein!"

Er war nun mit sich im Klaren. Niemand anders als Märten Streffer durfte die Botschaft übernehmen. Sandte er einen Andern, so mußte er einen Brief schreiben, und das ging langsam, denn er mußte viel Zeit haben, um seine Katzenfüße, die dennoch nicht leicht Jemand lesen konnte, aufs Papier zu malen Der wußte Alles und konnte es mündlich ausrichten. „Höre, Märten," sagte er, „du mußt noch heute nach Heidelberg, um dem gnädigen Herrn Kurfürsten, den du ja kennst, Alles mündlich zu sagen."

Das fuhr quer durch Märten Streffer's Pläne. „Ihr denkt, meine Knochen seien von Eisen," sagte er. „Wie soll ich das fertig bringen? Ich kann's nicht!"

„Du mußt!" rief der Vogt.

„Schlagt mich lieber gleich todt!" sprach Märten kalt, der wohl erkannte, daß es kein Anderer könne, und seine Dienste im Werthe steigern wollte.

„Märten," rief der Ritter Fleckenstein, „wenn nun deine Freiheit der Preis wäre?"

„So ging ich in den Plan ein, und wenn ich hinkriechen müßte!" rief Märten.

„Es sei!" sagte der Vogt und ließ sich den Kaplan rufen.

Als dieser kam, sagte er ihm, er solle an den Kurfürsten einen Brief aufsetzen, worin er ihm meldete, daß er dem todmüden Märten Streffer von Nußdorf, der ihm die Hiobspost des Aufruhres schnell bringen wolle, die Freiheit als Preis zugesagt habe.

Der Kaplan eilte hinweg, und ehe noch der Ritter völlig geharnischt war, brachte er das Schreiben wieder, das Fleckenstein unterzeichnete und Märten übergab.

Eine Viertelstunde später ritten die Landsknechte mit dem Vogt aus der Burg, nachdem Märten ihnen den Weg beschrieben, und dieser selbst eilte pochenden Herzens zum Rheine, wo ihn ein Färcher schnell ans andere Ufer führte, von wo er so leicht, als habe er die Nacht durchschlafen, seinen Weg antrat.

V.

In friedlicher Stille lag der Geilweilerer Hof, rings umgeben von Fruchtwäldern, Wiesen, Gärten und Weinbergen. Hohe weitästige Nuß- und Kastanienbäume umgaben die Wohngebäude und Scheuern und Ställe. Der Hof war ein Regal und der Bauer, der darauf im Erbpachte saß, stand sich gut und war allgemein bei Hoch und Nieder, Alt und Jung beliebt. Unter den Gebäuden aber liefen mächtige Keller hin, in denen der Zehntwein der Pfälzer Dörfer lag.

In tiefem Frieden lag der Hof, als gegen drei Uhr des Morgens die Hunde zu bellen begannen. Der Hofmann sprang aus dem Bett und riß den Laden auf. Mit Entsetzen vernahm er den wilden Gesang des Nußdorfer Haufens, der von der Höhe herabstieg. Ganz unbekannt mit dem, was das bedeuten solle, kleidete er sich schnell an und ging ihnen entgegen.

Da vernahm er mit Entsetzen ihre Absicht; aber er war auch klug genug, dem Strome nicht entgegenschwimmen zu wollen. Nur flehte er, sie möchten doch ihn nicht verderben.

Dies wurde ihm unbedingt zugesagt und auch ehrlich gehalten. Da aber die Nacht frisch war, so mußte er die Keller öffnen und die Bauern begannen ein Gelage, das kaum irgendje seines Gleichen hatte.

Im Gemache saßen die beiden Pfriemer, Benz und Fechenheimer. Was sie besonders beschäftigte, war das ganz unerklärliche Verschwinden des Erasmus von der Hauben.

„Wird er uns nicht dem Vogt verrathen?“ fragten sie sich.

„Dem können wir begegnen,“ meinte Jacob Fechenheimer, „wenn wir ein Dutzend der Zuverlässigsten auswählen und sie als Lugposten, als Feldwachen ringsum auf die Höhen stellen, sobald der Tag kommt.“

Sie gingen hinaus, sich Wachen auszusuchen; aber von allen Seiten schallte ihnen der wilde Gesang entgegen:

„Das große Faß ist unser Faß!“

Alle ohne Ausnahme waren völlig trunken, und nicht Wenige lagen vom Rausche überwältigt hier und dort in den Ecken und schliefen wie die Säcke.

Ehe sie in der Verlegenheit einen Rath gefaßt, hörte man Pferdegetrappel auf dem Hofe. Nicht ohne Angst sah der alte Benz zum Fenster hinaus und berichtete dann, Dreie stiegen eben von stattlichen Rossen, doch sei es der dicke Vogt nicht; den kenne er auf eine Wegstunde am dicken Bauche.

Bald darauf trat Ritter Erasmus in vollem Schmuck und in der vollen Wehr des Ritterthums in das Gemach. Als er aus dem Elsaß kam, hatte er seine Rosse und seinen Knappen mit dem entflohenen Kerkermeister im Wald unfern des Dorfes Annweiler verborgen bei einem Köhler, den er durch Geld sich zu eigen gemacht. Um nicht länger in der lumpigen Tracht eines Spielmannes umherzugehen und einen größeren Einfluß zu gewinnen, war er dorthin geeilt und war dann in wildester Eile hierher geritten, weil er das befürchtete, was bereits in weitester Ausdehnung eingetreten war. Zum Glücke für die trunkenen Nußdorfer kamen jetzt von allen Seiten die neuen Zuzüge von Bauern. Der Ritter stellte von diesen Feldwachen aus und bewirkte auch, daß nicht das Uebermaß des Weins auch die neuen Ankömmlinge völlig kampfunfähig mache, wenn etwa der Vogt mit seinen Landsknechten käme, sie zu überfallen.

Dennoch ging die großartigste Trinkerei ihren Gang fort, und die am Abend geendet, begannen am Morgen aufs Neue.

Plötzlich aber, nachdem es hell geworden, stürmten die Wachen herbei und das Geschrei: „Der Vogt! Der Vogt!“ brachte eine Verwirrung hervor, die jede Beschreibung übertrifft. Wild rannten Alle durcheinander, Trunkene und Nüchterne; aber mancher Rausch verflog schnell und gab klarem Bewußtsein der Gefahr völligen Raum.

Der Ritter Erasmus und die Nußdorfer Führer eilten hinaus. Die wenigen Büchsenschützen wurden auf eine Anhöhe hinter dem Hofe postirt; Andere stellten sich tiefer und höher auf, und trugen Haufen von Steinen herbei, um mit einem Steinhagel die Lands-

knechte zu begrüßen. Viele schlichen heimlich davon, die eigene Haut in hinlängliche Sicherheit zu bringen.

Das Land war einem Reiterangriff durchaus ungünstig; denn sein Ansteigen legte, wenn irgend ein tapferer Widerstand geleistet wurde, in die Hand der Bauern den Sieg. Sowohl die Führer als der Ritter Erasmus setzten indessen wenig Hoffnung auf einen Sieg, wozu sie bei der herrschenden Trunkenheit und Feigheit der Bauern auch nicht berechtigt waren.

Mit unsäglicher Mühe war endlich so weit die Ordnung hergestellt, als die Landsknechte erschienen.

Schüsse knallten und ein fürchterliches Halloh der Bauern empfing sie.

Rasch und energisch war ihr Angriff. Einige Landsknechte fielen, aber auch mancher Bauer. Nach kurzem Kampfe flohen die Bauern den Höhen und dem Walde zu, erst einzelne, dann in Haufen, endlich alle.

Die Landsknechte verfolgten sie höhnend und spottend, und nach wenigen Stunden war um den Hof und in seiner Umgebung Niemand von den Bauern mehr sichtbar als die Todten, die Verwundeten und eine Schaar Gefangener, die der Trunk unfähig gemacht hatte zu fliehen.

Der Vogt ritt zum Hofe zurück. Seine Wuth legte sich. Er brach in ein lautes Gelächter aus, das so urkräftig war, daß sein Bauch wackelte und es die Landsknechte selber unwiderstehlich mit fortriß.

„Das war ein Stücklein Bauernkrieg," rief der Vogt aus — „das den Pfälzer Muth bewiesen hat. Meiner Treu'! er ist wie Aprilschnee, der nicht bis zum Morgen währt, wenn er Abends gefallen ist. Ein solches Gelächter nach einer Schlacht ist unerhört, aber das beste Siegeslied!"

„Sollen wir sie verfolgen?" fragten die Rottmeister.

„Laßt die Hasen laufen," erwiederte gutmüthig der Vogt. „Was sollen wir sie todtschlagen? Ich wette, der Spaß hat ein Ende. Es ist schade, daß es nicht Fastnacht heute ist. Dazu wär's eben angethan."

„Wir wollen uns laben nach dem Ritte, wenn das Bauernvolk uns etwas übrig ließ, und dann durch die Dörfer reiten, um zu sehen, was dort geschieht.“

Wohl hatten die Bauern ordentlich aufgeräumt; aber der Hofmann konnte doch seine Gäste laben und that's um so lieber, als sie ihn von großer Furcht befreit; denn wenn die Trunkenen ihr gegebenes Wort vergaßen, das erkannte der Mann wohl, war's auch um ihn und sein Eigenthum geschehen.

Nachdem Hunger und Durst gestillt und die Pferde erquickt waren, saßen Vogt und Landsknechte auf und ritten mit ihren Gefangenen heim, den Hofleuten es überlassend, die wenigen Todten zu bestatten. Wo der Vogt durchkam, war's stille wie im Grabe. Weiber, Kinder und Greise verbargen sich scheu, und gegen Mittag schon machte der Vogt mit seinem Fähnlein Kehrt! und ritt unter Lachen und Späßen gen Germersheim.

„Hab's doch gedacht, Jochem,“ sagte er zu seinem Knappen, „daß der Märten aus einer Mücke einen Elephanten gemacht hat! das ist so feiger Bauern Art. Wußt's im Voraus, daß es so kommen würde!“

Und dennoch hatte er sich getäuscht!

Nachdem die Reiter abgezogen waren, fanden sich die Entflohenen wieder zusammen. Erasmus donnerte in mächtiger Rede sie an. Er wies auf das Elsaß hin, wo die Bauern tapfer stünden und selbst die Ueberzahl ihrer Feinde vertrieben hätten. „Er wolle,“ sagte er, „nicht länger unter dem Hasenpanier befehlen. Er gehe in das Elsaß zurück, um mit Männern für die Freiheit und das gute, alte Recht zu kämpfen.“

Nach ihm ergriff Pfriemer das Wort. Es sprudelte über seine Lippen. Sein Zorn brach wie ein Waldstrom hervor, den ein Wolkenbruch gespeist.

Scham und Reue malten sich in allen Gesichtern. Endlich baten sie den Ritter und ihre Führer, sie nicht zu verlassen, und schwuren, künftig festzustehen und muthig zu streiten. Ein Beschluß wurde gefaßt, nämlich der, am andern Morgen in der Frühe in

Nußdorf sich zu versammeln und dann gegen das Kloster Hördt zu ziehen. Die weiter abwohnenden Gemeinden sollten sich im Siebeldinger Thale sammeln und der Nußdorfer harren.

Jetzt schieden die Haufen, die sich wieder gesammelt hatten. Ein Theil zog in das Siebeldinger Thal ab, ein anderer in das von Annweiler und ein dritter gen Nußdorf, wo sie die Nacht hindurch jubelten und tanzten.

Umsonst waren die Thränen und Bitten der Mütter und Gattinnen, der Bräute, Geliebten und Schwestern, abzulassen von dem verderblichen Treiben, dessen bitteren Vorgeschmack der Ueberfall des Burggrafen und Vogts von Germersheim bereitet habe. Wie von einem tiefwurzelnden, blindmachenden Wahnsinne befangen prallten alle diese Vorstellungen treuer Liebe an ihnen ab, und theils Hohn und Spott, theils harte Worte waren der Bauern Antwort.

In Pfriemer's Hause war Kriegsrath.

Für Hördt stimmten Alle. Das war ein reiches Kloster, dessen überall ausgebreitete Güter, dessen innerer Reichthum, dessen Rinder=, Schaf= und Schweineheerden eine schöne Erbschaft verhießen. Seine Mönche, Augustinerchorherren, waren ihrer Sittenlosigkeit wegen die verrufensten und verachtetsten im Lande. Sie drückten ihre Pflichtigen und Leibeigenen am härtesten und — da der Bischof von Speier Vogt des Klosters war, so war der Germersheimer nicht zu fürchten, denn die Pfalz sah auf dies altkaiserliche Vogteirecht mit unfreundlichem Auge, weil allemal in Nothfällen Pfälzer Hilfe gesucht wurde, ohne daß ein dauernder Vortheil für die Kurfürsten von der Pfalz daraus erwuchs. Waren auch die Führer darin einig, so entspann sich dennoch zwischen Heinz Pfriemer und Erasmus von der Hauben eine Spänne über die etwa vorfindlichen heiligen Gefäße des Klosters von edelm Metall.

Erasmus höhnte den Jüngling ob seiner religiösen Bedenken. Heinz wollte die heiligen Gefäße dem Kloster erhalten wissen, unangetastet und rein.

Erasmus sah sie als Güter an, die dem gehörten, der sie finde. Auch bei diesem Streite zeigte sich eine tiefe Abneigung

Beider gegen einander, die bei Heinz in einer Ahnung lag, für die er noch nicht die Gewißheit hatte, bei Erasmus aber eben in der vollsten Gewißheit, daß Heinz der Geliebte, der Bräutigam des engelschönen Mädchens sei, auf das Erasmus sein unreines Auge geworfen, dessen Besitz, seit er es am gestrigen Tag erblickt, sein Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Vergeblich hatte er sie bei dem Tanze gesucht; umsonst war er um Benz' Haus geschlichen. Elsbeth ließ sich nicht sehen, und doch war Heinz, der verhaßte Glückliche, lange bei ihr gewesen.

Heftig vertheidigte der Ritter seine Ansicht von der Siegesbeute. Ebenso heftig verlangte Heinz den Schutz der Heiligthümer. Auf seine Seite traten die anderen drei Führer, und Erasmus mußte knirschend nachgeben, wollte er nicht seinen Plan vor die Versammlung gebracht und dann vielleicht seinen Einfluß vernichtet sehen. Spät schieden sie, um kurzer Ruhe zu genießen. Als aber Erasmus, der in Pfriemer's Hause schlief, aus seinem Kammerfensterlein blickte, sah er mit grimmigem Hasse Heinz bei Elsbeth stehen und vertraulich kosen. Nur die einzige Lust genoß er, daß er durch das Oeffnen seines Fensterleins sie auseinander scheuchte. Kaum graute über den dunklen Höhen des jenseit des Rheines sich ausbreitenden Odenwaldes der junge Tag, so weckte der Zinken durchdringlicher Schall die Streiter. Bald hatten sie sich gesammelt und zogen dann in großer Zahl in das Siebeldinger Thal ab.

Dort wogte es schon von Menschen. Das Ortenauer Bauernlied klang hell von allen Seiten aus den Thälern und von den Bergen, und im frohen Vorgefühle der Freude des heutigen Tages stimmten nun auch die Nußdorfer die Strophe an:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken baß,
Und zahlen keinen Heller!
Drum drauf, du junges Blut!
Bauernfaust ist gut!
Will Klöster und Burgen brechen
Und zechen!“

Mit diesem lauten Jubelgesang einstimmend in den Schall, der von allen Seiten herüber und herauf klang, stiegen sie in das Siebeldinger Thal hinab, wo massenhaft sich das Volk gesammelt hatte und auf die Nußdorfer wartete, die es als seinen Kern, deren Führer als seine Häupter anerkannte.

Ungemessener Jubel begrüßte sie dort.

Es schien heute ein anderer Geist die Massen zu beseelen. Man fühlte das Entehrende der gestrigen Flucht. Heute sollte festes Stehen Alles gut machen; man erkannte, daß das Verlassen der Führer am gestrigen Tag ein schnödes Unrecht war; heute wollten sie Alle um so williger gehorchen. Ueberall sprachen die Bauern das aus, und diese Gesinnung forderte das Werk der Abtheilung in fünf Haufen, deren ersten Erasmus von der Hauben, den zweiten Pfriemer, den dritten Fechenheimer, den vierten Benz und den fünften Heinz Pfriemer befehligte. Dieser bestand meistens aus Jünglingen seines Alters.

VI.

Am Morgen des dritten Ostertages waren Märten Streffer und der Burggraf und Vogt von Germersheim, Jacob von Fleckenstein geschieden. Dieser ging zum Kampfe gegen die aufständischen Bauern, Jener setzte in einem kleinen Kahn eines dem Vogt ergebenen Fergen *) über den Rhein.

Die aufgehende Sonne drückte einen kalten Nebel in das Rheinthal; Märten fror entsetzlich. Er hatte nicht geschlafen, war den weiten Weg gelaufen und fühlte wohl, daß er kaum im Stande sein werde, den Weg nach Heidelberg zu vollenden, ohne vorher geruht zu haben.

Zwar hatte der Koch zu Germersheim in der Burg, der Märten Streffer's guter Freund war, ihm eine halbe Hammelskeule und ein gewichtig Stück guten Brods und Jochem in der Eile noch ein Krüglein Plempel in einen Ranzen gesteckt, den er umhing;

*) Fährmann.

aber er fühlte, daß außer guter Nahrung der Leib doch auch der Ruhe bedürfe.

So lang es ging, schritt er rasch querfeldein dem Gebirge zu, das er in gerader Linie zu überschreiten pflegte. Als aber die Sonne warm zu scheinen anfing, dachte er, was hilft's, ob ich eine Stunde früher oder, später ins Schloß komme, meine Hiobspost kommt immer noch zu früh und mein Lohn ist gewiß.

Er suchte sich ein sonnig Plätzlein am Saume des Waldes und streckte die müden Glieder ins dürre Gras und raschelnde Laub, das den Boden deckte. Bald war Alles, was seine Seele bewegte, in den Nebel des Traumes gehüllt und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf seine Augenlider. Der Mittag war nicht fern, als ihn das Horn eines Hirten, der nahe weidete, weckte. Er rieb sich die rothen Augen, blickte nach dem Stande der Sonne und griff dann zum Ranzen, der seine Leibesatzung enthielt. Mit einer ungemein großen Geschwindigkeit arbeiteten seine Kinnladen. Neu gestärkt erhob er sich und eilte dann in das Waldesdunkel hinein, die Pfade verfolgend, die er wie kein Anderer kannte.

Es mochte gegen neun Uhr des Abends sein, als er sich dem Schloß übers Gebirg her näherte. Aus allen Fenstern des Innern, in das ihm die Höhe der Blick gönnte, quoll blendender Lichtglanz. Im Rittersaale tafelte der Kurfürst, von dorthin und von dorther sah er über den Hof die Diener mit Windlichtern eilen in andere Theile der weiten Gebäude, die das mächtige, thurmreiche Schloß der alten Pfalzgrafen bildeten und im Laufe der Zeit wachsend einen weiten Umkreis bedeckten. Der Mond war über dem heiligen Berg aufgegangen und beschien magisch die reizende Landschaft. Nur die Stadt, die zu den Füßen des Schlosses lag, und die Tiefe des Neckarthales deckte ein dünner blauer Nebelflor.

Weniger aber war es dieser an sich schöne und ein empfänglich Gemüth zu fesseln fähige Anblick, als die Ueberlegung, wie er einen recht großen Antheil für seine Person erwecke und seine Dienstleistung recht groß erscheinen mache, was Märten Streffer's Fuß hier fesselte. Er nahm die Reste seiner Lebensmittel und legte sie am Fuß eines

Baumes nieder in der Hoffnung reicherer Erquickung an des Kurfürsten üppiger Hofstatt. Dann sann er eine Weile und stieg dann rüstig und kräftig hinab. Als er sich aber dem Thore nahte, das nach der Stadt hinabführte, am Berge hin, da schritt er langsam hinkend und keuchend einher, wie einer, dessen letzter Rest von Kraft durch außerordentliche Anstrengung erschöpft ist. Als er am Thore selbst anlangte, legte er sich hin, sobald ein Diener nahe, als Ohnmächtiger gefunden zu werden. Jeder im Schlosse kannte ihn genau, denn er kam oft mit geheimer Botschaft des Fleckensteiner's. Schlau zu rechnen und jeden Vortheil zu benutzen war des Märten Hauptkunst. Es dauerte auch keine Viertelstunde, so wurde er gefunden.

Im Schloßhof entstand eine Bewegung. Diener mit Windlichtern, begleitet vom Thürmer und Wächter, nahten sich und hoben ihn auf, als sie in ihm den Kundschafter erkannten, der sie so oft mit lustigen Geschichten beim Kaminfeuer und in der sommerlichen Abendkühle unterhalten hatte.

In des Thorwarts Kämmerlein trugen sie ihn, und einer eilte es dem Marschalk anzuzeigen, der an des Kurfürsten Tafel saß.

Dieser theilte sogleich die Mähr dem Kurfürsten mit, und auf seinen Wink eilte der Leibarzt und der Marschalk hinweg, das Nöthige zur Belebung des Botschafters vom Ueberrheine anzuordnen.

Bereits hatten ihm die Diener und Reisige Wasser und Essig ins Gesicht gespritzt und Märten schlug eben die Augen auf, als die beiden vom Kurfürsten Gesandten in das enge Stüblein traten.

Der Leibarzt faßte seine Hand und sagte zum Marschalk nach einigem Schweigen: „Es ist wunderlich! Des Menschen Pulsschlag geht so kräftig als Eurer und meiner, und er ist gesund wie ein Fisch im Neckar."

Darauf fragte er ihn, ob er gefallen sei, oder ob ihn Jemand verletzt habe?

Märten schüttelte den Kopf und flüsterte: „Jähhunger!"

„Aha," sagte der Leibarzt; „das ist allerdings etwas Anderes. Hast du lange fasten müssen?"

„Seit neun Uhr heute früh,“ sprach leise Märten.

„Glaub's wohl,“ versetzte der Arzt. „Holt ihm einmal ein gutes Stück duftigen Hirschziemers, wie es eben auf meinem Teller an der Tafel liegt und einen Becher alten Rheinweines, so wird er fluggs auf den Beinen sein.“

„Solche Recepte laß ich mir gefallen,“ lachte der Marschalk. „Verordnet sie auch nur, wenn ich erkranken sollte.“

„Alles nach Gestalt der Sachen,“ sprach ernst der Arzt.

Die verordneten Erquickungen kamen, und wie es der Arzt gesagt, so war's. Märten richtete sich auf und sagte: „Gott lohn's, Herr Doctor, Ihr habt mich hergestellt, obwohl mein Magen jetzt erst zu bellen anfängt.“

„So labt ihn!“ befahl der Arzt.

Zum Marschalk aber, der auf Märten's Wink herzutrat, sagte er flüsternd: „Verschaffet mir bald, gnädiger Herr, einen Zutritt zu des Herrn Gnaden. Ich bringe wichtigere Botschaft, als ich sie jemals getragen, und darum, daß sie schnell komme, bin ich seit drei Uhr diese Nacht auf den Beinen und unterwegs; aber wenn ich hätte kriechen müssen, ich wäre hergekommen.“

Der Marschalk nickte und ging, solches zu melden, während die Diener die köstlichsten Speisen und Getränke Märten darreichten.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Märten Streffer in das Klosett des Kurfürsten geführt.

Es war ein Gemach von ansehnlicher Größe, dessen Fenster nach dem Neckar hinab und hinaus in das Thal führten, wo der Rhein sich hindehnt. Es lag in dem westlichen Eckthurme des Schlosses, da wo jetzt der Epheu sich um wüste Trümmer und zwei mächtige Steinbilder alter Pfalzgrafen rankt. Auf einem kostbar behängten Tische standen zwei große silberne Leuchter, deren jeder drei Wachskerzen trug. Hinter dem Tische saß der Kurfürst im bequemen pelzverbrämten Hauskleid, eine stattliche, edle Gestalt mit liebreichem Ausdruck im männlich schönen Gesichte. Wer ihn so sah, begriff es, warum ihm die Zeitgenossen, so bereit in bezeichnenden Beinamen für die Landesherren, den des Sanftmüthigen beilegte.

Er lehnte in einem reichverzierten, sammtgepolsterten Armsessel und in seinen freundlichen Zügen möchte man jetzt unschwer die Neugierde lesen, die Botschaft Märten Streffer's zu vernehmen.

Zu seiner Rechten saß im schwarzen Kleide mit dem über die Brust herabhängenden weißen Barte, geschmückt mit der güldenen Ehrenkette, ein dürres, kleines Männlein mit klugen, aber stechend scharfen Augen. Eine gewaltig gebogene, schmale Habichtsnase trug die großglasige Brille. Er las in den Papieren, die vor ihm lagen, gar eifrig. Links von dem Kurfürsten saß der Marschalk und zu dessen Seite der Ritter Rudolf von Zeiskam, des Kurfürsten Mundschenk und Liebling. Sonst war das Gemach leer und es herrschte tiefe Stille, als der Leibdiener die Thüre aufschloß und Märten Streffer ziemlich fest hereintrat.

Keine Verlegenheit offenbarte sich in dem Wesen des Bauers. Man sah es deutlich, daß er oft in dem Gemach und in dieser vornehmen Gesellschaft gewesen war. Nicht einmal linkisch war sein Gruß, seine tiefe Verbeugung. Er schwieg darauf, harrend der Anrede des Landesherrn.

„Wir bedauern deinen Unfall, Märten Streffer," hob mit sanfter Stimme und Ausdruck der Kurfürst an, „hoffen aber, daß du dich erquickt und erholt haben wirst. Setzt ihm einen Stuhl, Rudolf von Zeiskam; ein so treuer Diener mag auch wohl sitzen, wenn er in seines Herrn Dienst so weite Wege gegangen ist."

Der Befehl wurde schnell vollzogen und Märten ließ sich wie Einer, der kaum mehr zu stehen vermag, nieder.

Der kleine Mann mit der Brille, des Kurfürsten Kanzler, wandte nun den Kopf zu dem Kundschafter und betrachtete ihn mit scharfem Blick, indem er die Klammbrille auf die Staatsacten legte, welche vor ihm ausgebreitet waren.

„Deine Eile," hob wieder der Kurfürst an, „zeigt, daß du etwas Wichtiges bringst. Wer sendet dich?"

„Jacob von Fleckenstein, Euer Gnaden Burggraf und Vogt," sagte Märten.

„So sag' an, ob du Briefe habest," fuhr der Kurfürst fort.

Märten nestelte sein Lederwamms auf und löste von einem Bande, das er um den Hals trug, das Brieflein, und reichte es dem Kurfürsten. Dieser winkte, es dem Kanzler zu übergeben, welcher es nahm, seine Brille aufsetzte und es schnell durchlas.

„Euer kurfürstliche Gnaden," sprach der Kanzler, „sind hier außer einer Bitte an Eure Huld auf den mündlichen Bericht des Boten gewiesen, da der Vogt nicht mehr Zeit fand, Weiteres zu berichten."

„Das ist ja seltsam," versetzte der Kurfürst. „Was trieb ihn denn zu so großer Eile?"

„Die Gefahr," sagte Märten Streffer.

„Welche Gefahr?" fragte betroffen der Kurfürst, und der Ausdruck der bangen Sorge war in seinen Zügen zu lesen. „Bringst du Hiobsposten aus meiner Pfalz?"

„Leider ja," versetzte Märten. „Die Dörfer am Gebirge sind in vollem Aufstande."

„Was sagst du?" rief der Kurfürst und sprang auf. Der Kanzler neigte sein Haupt weit vor und der Marschalk blickte betroffen in das Antlitz Rudolf's von Zeiskam, dessen Züge in diesem Augenblick so erdfahl wurden, als seien sie die einer Leiche.

„Erlaubt, gnädigster Fürst und Herr," sprach jetzt Märten, „daß ich Euer Gnaden Alles genau und so erzähle, wie es sich auf der Nußdorfer Kirmeß entsponnen hat." Er begann nun zu berichten, wie schon seit Wochen Kunde aus dem Elsaß gekommen sei von dem Aufruhr dort, theils durch fahrende Schüler, Landstreicher und wandernde Handwerksgesellen. „Das habe," fuhr er fort, „schon eine bedenkliche Stimmung im Volke, besonders aber zu Nußdorf erregt, wo der Pfriemer und sein Sohn und der Benz, widerwillig gegen den Vogt zu Germersheim, zornig gegen die Bedrückungen der Augustinerchorherren zu Hördt, die seinen Bruder in Leimersheim bedrückt, solchen Lehren gerne Gehör gegeben und die Brandfackel in die Gemüther geschleudert haben. Dazu seien an anderen Orten Auftritte gekommen, die alten Groll rege gemacht, besonders, daß Herr Rudolf von Zeiskam den freien Bauer Jacob Fechenheimer,

des Pfriemers Schwager, gebüßt, weil er einen Edelhirsch erlegt, der ihm seinen Waizen abgeweidet, und als er die Buße habe nicht erlegen wollen, ihn in das Verließ seiner Burg zu Bechingen gesteckt habe, bis er die Buße erlegt."

„Rudolf — das habt Ihr gethan?" rief unwillig der Kurfürst. „Wißt Ihr nicht, daß ich solche Härte verabscheue und meinen Bauer nicht gedrückt haben will?"

„Haltet zu Gnaden," sprach mit dem Tone, den das böse Gewissen dem Schuldigen aufnöthigt, Rudolf von Zeiskam; „der Fechenheimer ist ein Krakeeler, der mit nichts zufrieden ist. Er schoß meinen schönsten Hirsch im Forste nieder, und brach ihn auf und trug ihn heim.

„So hättet Ihr es gütlich schlichten können und sollen," sprach scharf betont der Kurfürst. „Wenn so die Ritterschaft ihre Gewalt gegen Recht und Urtel mißbraucht, wird der Bauer zum Schlimmsten getrieben. Herr Kanzler, warum erfahre ich nichts von solcher Unbill?"

Der dürre Kanzler stand auf, neigte sich tief und sagte: „Ich vernehme eben das erste Wort davon wie meines gnädigen Herrn eigenes Ohr."

„Laßt eine Schrift ausgehen an alle Amtleute, Vögte und die Ritterschaft, die in aller Strenge gebietet, daß man säuberlich und sanft mit dem Volke handele!"

Der Kanzler verbeugte sich, nahm die Feder und merkte sich seines Herrn Befehl auf ein Papier an.

„Ritter Rudolph," fuhr er dann zu Jenem gewendet fort, „ich erwarte, daß Ihr Euch sühnet mit den freien Bauern und Eure Hirsche abschießt. Für sie und Eure Jagd pflanzen meine Unterthanen ihre Früchte nicht. Sie zu schützen ist mein landesherrlicher Wille!"

„Was hat der Pfriemer gegen meinen Vogt zu Germersheim?" fragte er mit festem Ton und ihn scharf ins Auge fassend den Kundschafter. „Du mußt es wissen. Rede!"

„Er hat im Herbste Theiltrauben — zu heben bei — dem

alten Pfriemer" — sagte stotternd Märten Streffer, der gern ein Mäntelein darum gehängt hätte.

„Du stotterst!" rief der Kurfürst. „Ich verlange die ganze Wahrheit."

„Statt daß er," fuhr Märten fort, „die Theiltrauben erhoben hätte, wie es Satzung ist, hat er ihm den besten Most nach Willkühr aus der Enkbütte weggeschöpft."

„Wieder ein Unrecht, und ein schnödes dazu!" rief zornig der Kurfürst. „Geht es so im Lande zu, dann mag ich's dem Bauer nicht verargen, wenn er schwierig wird. Wozu seid Ihr da, Herr Kanzler, wenn solches in meiner Nähe geschieht? Ist es nicht, als ob sich Alle vereinigt hätten, meine Unterthanen zum Aeußersten zu bringen? Fällt nicht aller Fluch auf mein Haupt, und ich bin doch nur ein schwacher Mensch, der nicht Alles wissen kann? Wie gerne will ich meine Unterthanen glücklich wissen! Gott weiß es! Aber die, die in meinem Namen handeln, die, die mir nahe stehen, zertreten das arme Volk und tödten den Keim des Vertrauens und der Liebe!"

Er stieß den Tisch weg und schritt mit starken Schritten in dem Gemach auf und nieder. Endlich stand er stille.

„Da ist's kein Wunder, wenn das Volk in die Hände seiner Verführer fällt; wenn es die Fackel des Aufruhrs schwingt." Wieder maß er das Gemach mehrmals, dann trat er wieder zu seinem Sessel und befahl Märten weiter zu erzählen.

Dieser fuhr nun fort, das Gespräch vor Pfriemer's Hause zu berichten, und darauf die Ankunft des Spielmanns und sein Wirken und die nächsten Auftritte, bis er selber Nußdorf verlassen.

Der Kurfürst hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Wer ist der Spielmann, dessen du gedacht hast, und woher ist er?" fragte der Kurfürst.

„Es ist der Ritter Erasmus von der Hauben," sagte Märten.

„Was? der?" rief der Kurfürst und sprang abermals auf. „Seht Ihr's, Herr Kanzler," rief er aus, „das ist die Frucht des langen Verheimlichens. Wäre der Strolch damals gestört oder

bestraft worden, als er die Bauern bestahl und auf seiner Burg den Raub verpraßte, es wäre niemals so weit gekommen! Hättet Ihr den schlechten Klaus, den Ihr damals kennen mußtet, weggejagt, er wäre jetzt nicht mit dem Abschaume des Ritterthums auf- und davongegangen."

Wie früher so schwieg auch jetzt der Kanzler, weil sich so das Unwetter am besten entlud.

Wirklich war die Berechnung richtig, wie der Erfolg bewies. Die natürliche Gutmüthigkeit des Kurfürsten gewann bald wieder die Oberhand.

„Was ist zu thun?" fragte er, und schnell die allgemeine Frage zu einer besonderen an Märten machend, „was that der Vogt Fleckenstein?"

„Er ist mit seinem Fähnlein Landsknechte nach dem Geilweilerer Hofe," sagte Märten, „wo die Bauern lagern."

„Wird Blut geflossen sein, glaubst du?" fragte er weiter.

„Wer kann es wissen!" sagte Märten. „Soll ich aber meiner Vermuthung Raum geben, so möchte ich eher glauben, daß die Bauern heimliefen, wenn sie die Landsknechte sahen."

„Das wolle Gott geben!" sagte der edle Kurfürst und blickte mit gefalteten Händen betend gen Himmel.

„Glaubst du aber, daß die Geschichte aus ist?"

„Nein, gnädigster Herr," sagte Märten. „Dazu sind die Leute, die an der Spitze stehen, nicht angethan. Der Ritter Erasmus ist landflüchtig. Geht's drunter und drüber, so hat er er gewonnen und glaubt Euch einen Frieden abtrotzen zu können, der ihm eine sichere Rückkehr verheißt. Die Anderen wollen Rache, wollen aber dann die Freiheit aller Leibeigenen, das Aufhören der drückenden Abgaben und Zehnten und Theile, und endlich freies Waldrecht und die alte Verfassung, da es hieß: „Sollen wir mit thaten, so wollen wir auch mit rathen!"

„Das ist viel, mehr als ich gewähren kann, fürchte ich," sagte der Kurfürst. „Er schwieg und sagte: „Märten geh', und laß dir's wohl sein."

Jetzt nahm der Kanzler das Wort: „Der Vogt schreibt, daß Euer kurfürstlichen Gnaden den Märten Streffer damit lohnen möchten, daß ihm und seinem Hause die Freiheit gegeben werde.

„Fertigt diese Nacht noch das Instrument aus," sprach der Kurfürst, „denn morgen muß er hinüber, um die Befehle der Mäßigung dem Vogte zu bringen."

Märten wollte auf die Knie fallen und danken, aber der Kurfürst litt es nicht. „Sage meinen Pfälzern, ihr Landesherr habe ein menschlich Herz. Nun geh'!"

Märten ging, aber er wußte nicht, ob er gehe oder schwebe. Nun war sein Höchstes erreicht. Nun stand er Pfriemer'n ebenbürtig. Wer vermöchte das Uebermaaß des Glückes zu schildern, das jetzt in seiner Seele wohnte?

In dem Klosette des Kurfürsten aber dauerte die Berathung fort; denn in anderen Theilen des Landes war auch der Aufruhr ausgebrochen oder drohte auszubrechen. Das Land diesseit des Rheines durfte nicht entblößt werden, und doch mußte auch in die jenseitige Pfalz ein Heer geworfen werden, das drohend dastehe und Furcht einflöße. Endlich wurde entschieden, daß der Marschalk die Landsknechte und Reisige sammeln, deren er habhaft werden könnte, und sich bei Worms, doch dem Rheine nahe, aufstelle; aber ehe er zu den Waffen greife, jeden Versuch gütlicher Beilegung mache, der nur irgend zu machen sei; jedenfalls aber Botschaft sende, ehe er etwas Entscheidendes unternehme.

Zuletzt bat Rudolph von Zeiskam, der seine Reue aussprach über sein Verfahren gegen Fechenheimer, daß ihn der Kurfürst nach seiner Burg Bechingen entlasse, damit er sein Eigenthum schütze und bewahre, wenn etwa ein Ueberfall drohe. Der Kurfürst gab es unter der Bedingung zu, daß er alle Versuche mache, sich mit dem Feinde zu versöhnen. So endete die Berathung. Der Kanzler weilte noch im Klosette. Der Marschalk und der Ritter aber traten heraus, und als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, sahen sie sich lachend einander an.

„Er wäre besser ein Bischof geworden oder ein Guardian,"

flüsterte der Marschalk. „Ein Fürst ohne alle ritterliche Kraft! Aber laßt mich hinüberkommen, ich will ihnen gute Worte mit Feldschlangen und Kettenkugeln geben, und zureden mit Lanze und Schwerdt. Niederwerfen müssen wir sie, hängen und köpfen wie räudige Hunde, das ist die Sprache, die ihrer ziemt. Und wenn einmal ein paar Tausend niedergestreckt sind, dann wird ihr Uebermuth Demuth werden und ihr Auflehnen Gehorsam."

Rudolph von Zeiskam drückte seine Hand und sagte: „Das ist die Sprache, die wir reden müssen! Glaubt nur, das Herz wollte mir brechen, als ich von Reue reden mußte. Hätt' ich den Bauer aufgehängt, jetzt müßte mir nicht bange sein um einen Ueberfall meiner Burg; aber das gelobe ich Euch, was mir von dem verfluchten Pack in die Hände fällt, das soll hängen!"

Sie gingen — und der edle Kurfürst war glücklich in dem Gedanken, daß sie im Geiste versöhnender Milde handeln würden.

VII.

Als die Nußdorfer im Siebeldinger Thal ankamen und dort bereits schon zahlreiche Haufen fanden, rief Ritter Erasmus von der Hauben seinen Knappen zu sich. Er hatte zwei, den mit ihm entflohenen Kerkermeister des blauen Hutes, der Claus hieß, und einen andern Namens Jockel, einen treuen Spießgesellen aus den Tagen seiner Heldenthaten an Bauern und ihrem Gut und ihren Frauen und Töchtern.

Sie ritten selbdritt in einige Entfernung auf einen Hügel, und als Erasmus sich rings umgesehen und nirgends einen verdächtigen Horcher wahrgenommen, sagte er zu Claus: „Für dich hab' ich ein Meisterstücklein aufgehoben, wo es gilt zu beweisen, daß du in alle Sättel passest."

„Probirt's, Herr," sagte der Mensch spöttisch lachend. „Gäb' mir der Teufel selbst ein Räthsel auf, ich wollt's schon lösen."

„Meiner Treu'!" fiel Jockel ein, „Herr, der Kerl ist für

Alles zu gebrauchen, und wenn wir erst 'mal wieder frei in unsere Burg einziehen dürfen, könnt Ihr kecklich etwas zu Dritt wagen!"

Erasmus lachte Beifall. „So hört," sagte er. „Als ich in des alten Pfriemer's Haus war, sah ich Elsbeth, die Tochter des alten Benz. Es gibt nichts Schöneres auf dieser Welt! Und dies engelschöne Mädchen ist die Braut des Heinz Pfriemer, des frechen Buben, den ich hasse, der mir überall in den Weg zu treten wagt —"

„Versteh' schon halb," sagte Claus mit einem teuflischen Lachen.

„Das Mädchen muß mein werden," sagte mit wildem, leidenschaftlichem Ausdrucke der Ritter. „Niemand kennt euch in Nußdorf. Gebt euch als Landsknechte des Vogts von Germersheim aus und sagt, ihr hättet Befehl, sie als Geißel für Pfriemer's und Benz' Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim zu holen sammt der Alten, ihrer Mutter. Habt ihr sie eine Stunde weit weggebracht, so jagt die Alte heim und bringt das Mädchen zu dem Köhler, bei dem ihr waret und wo unsere Rosse standen. Der Kerl ist ein ausgeheckter Spitzbube und zu jedem Streiche bereit. Dort verwahrt ihr mir die Dirne, bis ich komme. Reicher Lohn ist euer!"

„Das Ding ist herrlich herausgefischt," lachte Claus. „Verlaßt Euch auf mich und kommt diese Nacht in die Köhlerhütte!" Mit diesen Worten trabten sie fort und Erasmus kehrte zu den Bauern zurück, die ungeduldig seiner harrten.

Die beiden Strolche ritten scharf und hatten bald Nußdorf ereilt. Um recht genau des Ritters Plan zu verfolgen, ritten sie, wohl wissend, daß kein Mann und kein Jüngling in dem Dorfe zurück sei, geradezu an den Brunnen, wo Wasser schöpfend und sich ihr Leid klagend Frauen und Mädchen standen.

„Wie wunderlieb die Nußdorfer Frauen und Mädchen sind," hob Claus zu scherzen an. „Wär' ich ein Nußdorfer Bub', zehn Gäule hätten mich an der Kirmeß nicht von meinem Mädchen weggebracht."

Alle senkten bei so frecher Rede beschämt die Blicke. Eine nur sagte: „Wenn ihr uns Verlassene höhnen wollt, so reitet nur weiter. Uns ist's nicht ums Scherzen."

„Mir auch nicht," sagte Claus, „und zum Scherzen hat mich der Vogt von Germersheim nicht hierher geschickt."

„Was wollt Ihr denn?" fragte die Frau.

„Des Benz' Frau und Tochter als Geißel für des Benz' und der beiden Pfriemer Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim holen," sagte er pochend auf das Schwerdt an seiner Seite. Darauf wandte er mit Jockel die Rosse, und Beide ritten gegen die Kirche hin, wo am freien Platze Benz' Wohnung lag.

„Habt ihr's gehört," sagte die Frau, „was die Strolche wollen? Das sind keine Landsknechte des Vogts, die sind anders gekleidet und gewappnet."

„Du hast recht," sagte eine andere, „ich sah sie alle Beide bei dem Ritter von der Hauben."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief die erste. „Soll's nicht am Ende auf das liebe Elschen abgesehen sein?"

„Sollen wir überhaupt es zulassen, daß sie ihnen Gewalt anthun?" fragte eine dritte, „und wenn sie auch des Vogts hergesandte Landsknechte wären?"

„Was würden unsere Männer und Brüder sagen?" rief eine vierte.

„Auf," sagte die erste, „laßt uns mit Allem, was wir haben, auf sie losgehen!"

Das Wort fuhr, wie ein Funke in eine Pulvertonne, in die Herzen der Frauen und Mädchen.

Alle verließen den Brunnen, ohne ihre Geräthe zu beachten, und vertheilten sich ins Dorf.

Vor Benz' Hause hatten indeß die Reiter ihre Pferde angebunden.

Die erste der Frauen ging leise hin, band beide Rosse los und führte sie, ohne daß es Jemand in Benz' Hause wahrnahm, in ihren Stall, der eine ziemliche Strecke davon entfernt lag, wo sie angebunden gewesen waren.

Bald darauf gab es in Benz' Haus ein Wehgeschrei. Die beiden Knappen schleppten Mutter und Kind gebunden vor die Thüre, wo sie ihre Pferde vermutheten.

Mit einem fürchterlichen Fluche bemerkte Claus, daß die Pferde fehlten. Er ließ das Mädchen in Jockel's Schutz und eilte ins Dorf, um die Pferde zu suchen.

Plötzlich aber sah er sich von Frauen umringt. Ein Schlag mit einem Mosterkolben traf seinen Kopf, daß er taumelnd zur Erde sank. Schnell banden ihm die Frauen Hände und Füße mit Stricken und schleppten ihn nach dem Rathhause, wo ein Gefängniß für Feldfrevler war, und schlossen es ab.

Jockel wartete mit Angst auf Claus. Da sah er den Zug der Frauen und Mädchen, und nichts Gutes ahnend, feig dabei, wie der Verworfene stets ist, ließ er seine Schlachtopfer zurück und floh so schnell er konnte zum Dorfe hinaus. Lauter Jubel erfüllte die Luft, als die beiden geknebelten Frauen aus ihren Banden erlöst waren.

Jetzt erzählten sie ihren muthigen Befreierinnen, daß sie in diesen Beiden die Knappen des Ritters Erasmus erkannt hätten, was diese auch gar nicht geleugnet hätten.

Elsbeth brach in lautes Weinen aus, als sie den Abgrund ermaß, der sich vor ihren Füßen geöffnet hatte; aber sie gedachte des Blickes noch, den ihr Erasmus zugeworfen, und schauderte.

Wohl hatte Pfriemer recht, als er meinte, ob wohl der verworfene Mensch seine Raupen *) lassen werde? Und Heinz, als er ihn so hart zur Rede stellte.

„Hört 'mal, Nachbarin," sagte die Frau, die den Anschlag gegeben, „mein Rath wäre, Ihr gingt zu Eurer Schwester nach Hardt mit dem Kinde. Die alte Pfriemersgrete und ich füttern Euer Vieh und Euer Haus schließen wir zu. Kommt Euer Mann, so sagen wir's ihm; Euch und das Mädchen halte ich hier nicht

*) Tücken.

mehr sicher. Hat der Strolch das am hellen Tage gewagt, wer steht dafür, daß er nicht einmal Euch Nachts überfällt?“

Die Frauen und Mädchen stimmten damit alle überein, und die alte Benzin brach noch an dem Tage nach der Hardt auf, wo sie bei ihrer Schwester sichere Unterkunft fand.

Als Claus erwachte und seine Fesseln fühlte, die ihn wie Feuer brannten, wüthete er und schäumte; aber Niemand hörte das, denn die heldenmüthigen Frauen wußten ihn sicher verwahrt. Ihn hungern und dursten zu lassen dünkte ihnen rechte Strafe. Die Pferde aber versorgten sie wohl.

Während sich dieser Schurkenstreich in Nußdorf auf eine die Frauen ehrende Weise löste, war das Heer, das weit über fünfzehnhundert Bauern betrug, gen Hördt aufgebrochen.

Ungemein freundlich lag das Dorf Hördt auf seinen Hügeln zerstreut. Obstbäume und Gärten zwischen den einzelnen Gehöften erschien es wie ein fortlaufender großer Garten, an dessen einem Ende das reiche Kloster gleichen Namens, von Augustinerchorherren besetzt, lag.

Das Kloster war ein mächtiges Gebäude, das sich an die Klosterkirche von der wundervollsten Bauart anlehnte. Die Kirche des Dorfs oder die St. Georgenkapelle lag auf einem sonnigen Hügel und dicht dabei stand das Wohnhaus des Leutpriesters. Um die Klostergebäude lief, wie es in jenen unsicheren Zeiten häufig stattfand, eine dicke Ringmauer, wohl im Stande, einem heftigen Angriffe Trotz zu bieten. Ein Thor aus ungeheueren Eichenbalken und Eichenbohlen zusammengefügt, und dicht mit eisernen Nägeln beschlagen, war auch geeignet, Stich zu halten, wenn nicht eine ungeheuere Gewalt es bedrängte.

Der Probst Florentius Schlider aus Lachen in der Pfalz bürtig stand damals dem Convente vor, der nur aus acht bis zehn Chorherren meist adeligen Stammes bestand. Gerade der Probst Florentius Schlider war es, der den Convent in die Verachtung und den Haß hinabstieß, der ihn drückte. Er selbst, ein Mensch von losen Sitten, war nicht geeignet, seine Conventualen zu einem gott-

gefälligen Leben anzuhalten. Schwelgereien aller Art entehrten das Kloster, und wie es in jenen Tagen auch anderwärts zu geschehen pflegte, so wurde nicht selten die Clausur von Dirnen überschritten, deren Ruf nichts mehr einzubüßen hatte. Ueberdies aber war der Probst seiner Habsucht wegen verrufen und noch verrufener durch die Unbarmherzigkeit, womit er die Abgaben des Klosters von den hörigen Leuten eintrieb, und selbst Arme und Hungernde mit harten Worten von seiner Schwelle trieb, wo Erbarmen wohnen sollte.

Und dennoch hatte der Probst seine Freunde, die ihm die Gefahr meldeten und zur Flucht mahnten.

Florentius Schlider lachte der Gefahr. „Unsere Mauern sind gut, und steigen sie darüber, so sollen sie erwarten, wie sie bewillkommt werden!" so sprach er im unbegreiflichen Uebermuthe, bewaffnete schnell die Conventualen und die Klosterknechte, und harrte des Angriffs.

Es war noch nicht zehn Uhr, da sah man die wimmelnden Schaaren heranrücken. Als sie das Dorf erreicht und sich bei dem Kloster aufgestellt hatten, forderte Erasmus die Mönche zur Uebergabe auf. Höhnend antwortete Florentius ihm zurück.

„Woll'n Burgen und Klöster brechen
Und zechen!"

riefen die Bauern und bald rannten sie mit Balken gegen das Thor, daß es in seinen Fugen bebte. Noch zwei, drei Stöße mit solcher Gewalt, und es lag innerhalb des Hofes. Jetzt quoll das Bauernheer herein.

„Wie?" riefen sie, „wollen die Kirchenratten beißen?" als sie die Mönche und Knechte bewaffnet erblickten.

Wenige Augenblicke später lag der Probst Florentius in seinem Blute schwimmend am Boden und die Uebrigen flohen.

Jetzt aber begann ein Treiben in diesen geweihten, leider aber schon entweihten Mauern, das jede Vorstellung übersteigt.

Vom Tabernakel wurden die silbernen Leuchter, das Crucifix, der Kelch und die Patene geraubt, aus der Sacristei die kostbaren

Paramente. Jeder nahm, was er fand, und kleidete sich in die heiligen Gewänder. Dann strömten die Haufen in die Keller und Vorrathskammern. Mit Eimern und Butten wurde der köstlichste Wein herausgetragen. Andere führten die Kühe aus den Ställen weg und trieben sie heim; Andere wieder raubten Schafe. Bilder und Statuen der Heiligen wurden ihres Schmuckes beraubt und zertrümmert. Viele hatten Wagen und Säcke mitgebracht, die sie auf den Speichern mit Frucht füllten und heimführten.

Erasmus war der Erste, der den goldenen Kelch vom Altare raubte und das goldene Ciborium in seinem Kleide verbarg.

„Darf der's," riefen die Bauern, „so dürfen auch wir's," und nun war dem losesten Frevel Thür und Thor geöffnet.

Ein barmherziger Bauer des Dorfes schleppte den wunden Probst in sein Haus und pflegte seiner, allein trotz aller Kunst, welche später die Aerzte von Speier an ihm verwendeten, starb er dennoch am folgenden Jahr an den Folgen der Verletzungen, die er empfangen.

Mitten in dem Plündern trat schweißtriefend Jockel zu dem Ritter Erasmus.

„Ist's geschehen?" fragte der vom Wein glühende Ritter.

Aber mit Jammer erzählte der Schurke, wie es ihnen dort ergangen, wie die Rosse verloren seien und Claus in Haft durch die Frauen liege.

Wüthend zog Erasmus sein Schwerdt und würde Jockel durchstoßen haben, wäre der nicht dem Stoß ausgewichen und dem Wüthenden entflohen.

„Zündet das Nest an!" rief er, um seinem Grimme Luft zu machen.

Das Wort war Befehl, und bald loderten die Flammen aus dem Kirchendach und leckten gierig an dem dürren Holz.

Als der Abend nahte, lag das Kloster theilweise in Asche, und das Bauernheer zog trunken und beutereich nach der Gegend von Klingenmünster ab.

Als die Führer von Nußdorf dem Ritter heftige Vorwürfe

über den Brand machten, wagte er es jedoch nicht, sie mit schnöden Worten abzuweisen, sondern schob die Schuld auf die betrunkenen Bauern.

Mitten in der Nacht verschwand plötzlich Erasmus mit Jeckel, dem er vergeben hatte.

Er ritt gen Nußdorf, Claus zu befreien und die Pferde wieder zu gewinnen; aber er hatte nicht berechnet, daß Nußdorfer Bauern mit ihrem Raube bereits heimgekehrt seien. Als er in das Dorf schlich, war er Zeuge, wie sie Claus an der Linde aufknüpften.

Da galt es schnelle Umkehr, und spurlos, wie er gekommen, aber voll unsäglichen Grimmes gegen Heinz Pfriemer, kehrte er nach Annweiler zurück, wo die Hauptmasse des Heeres diese Nacht lagerte.

Erasmus gehörte nicht zu den verschlagenen Naturen, die unter dem gleißenden Lächeln, unter der bestechenden Freundlichkeit den Haß zu verbergen im Stande sind. Seinen Leidenschaften den ungehemmt wilden, natürlichen Ausbruch zu lassen, war er von Jugend auf gewöhnt, und sein wildes Leben that dieser Richtung seines Wesens keinen Einhalt. Berechnende Schlauheit war ihm wohl eigen, aber sie verließ ihn jedesmal, wenn die Leidenschaft in ihm gohr, oder wenn der Augenblick ihn heftig erregte.

So war es heute, als er zu den Führern trat, die in einem befreundeten Hause versammelt waren, um das zu berathen, was weiter zu thun sei.

Er trat herrisch herein und blickte mit finsterem Blick auf sie hin.

„Ohne mich berathet Ihr?“ fragte er drohend.

In Heinz' Herzen lebte tiefer Unwille gegen Erasmus, der heute, ohne eine Ahnung dessen, was ihm derselbe hatte bereiten wollen, Nahrung genug gefunden. War es doch hinlänglich erwiesen, daß er den Kelch des Altars entwendet und die heilige Religion verhöhnend daraus in den Kellern getrunken hatte; war man doch nun gewiß, daß auf sein Geheiß die Flamme das herrliche Gebäude der Kirche zerstörte, dessen rauchende Mauern einen so grauenvollen,

die Frevler anklagenden Anblick darbot; war es doch mehr als gewiß, daß er zum schnöden Entweihen der Heiligen dadurch den Anlaß geboten, daß er des Probstes goldene Inful auf das Haupt gesetzt, seine Stola umgehängt, sein Cingulum als Schwerdtgehänge gebraucht und ein kostbares Pluviale als Mantel übergehängt. Daher war es denn gekommen, daß mit heiligen Gewändern geschmückt die Bauern umhertanzten, daß einer, der die Monstranz erbeutet, damit den entsetzlichsten Frevel trieb. Gerade die Nußdorfer Führer hatten sich vom Diebstahle frei erhalten und waren nur bemüht, dem gotteslästerlichen Treiben, wo und wie sie es vermochten, Einhalt zu thun, was freilich nur selten und nicht in dem Grade gelang, wie sie es gewünscht. Sie aber ganz schuldfrei zu halten, wäre Unrecht und Unwahrheit. Sie theilten sich Klostergüter zu, weil sie es so für recht hielten, und als Benz in des Probstes Gemach eine wohlgefüllte Geldkiste und die Documente des Klosters in einer eisernen Kiste fand, theilte er ehrlich mit seinen drei Gefährten, und sie verbrannten jene Documente. Das war in ihren Augen Kriegsrecht und Kriegsbeute; aber an dem durch die Religion Geheiligten vergriffen sie sich nicht.

Kein Wunder, daß sie auf Erasmus zürnten. Als er nun so kecklich auftrat, erhob sich Heinz und stützte sich auf das schöne Schwerdt, das er einem der Chorherren entwunden hatte, und sagte mit zornglühendem Auge: „Seit wann sind wir Euch denn unterthan? Seid Ihr nicht als Landstreicher und Landflüchtiger zu uns gekommen? Wir haben Euch zum Führer gemacht, weil Euer Kriegsberuf Euch größere Fähigkeit dazu gibt, aber nicht zum Herrn über uns, nicht zum Führer in Kirchenraub, im Entweihen des Heiligthums, im Mordbrennen. Das ist Eurer Standes nicht zu beneidendes Vorrecht gewesen und Euer Anrecht auf den blauen Hut.“

„Bauer!“ schrie der Ritter und er schäumte vor Wuth, „verfluchter Bauer, willst du mich erniedrigen?“

„Nein,“ sagte Heinz mit Kälte, „das thut Ihr selber mehr und besser, als es Euch ein Bauer lehren könnte!“

Heinz hatte die Eigenthümlichkeit, daß, ob er gleich jähzornig war, er dennoch einem noch Jähzornigeren gegenüber schnell eine Ruhe gewann, die aber dann in ihren Worten zerfleischend traf und in ihren Handlungen den entschiedenen Vortheil der Besonnenheit ihm zuwandte.

„Meint Ihr," fuhr er fort, „Ihr fändet willige Werkzeuge Eurer Pläne? Da irrt Ihr! Ihr habt den Kelch vom Altare gestohlen und ihn entweiht; Ihr habt das Beispiel des frevlen Höhners gegeben; von Euch ist der Befehl ausgegangen, die Kirche anzuzünden; gebt Rechenschaft! Habt Ihr nicht gelobt, kein Kloster niederzubrennen? Versprachet Ihr nicht in Nußdorf, das Heiligthum zu schonen?"

Erasmus riß das Schwerdt aus der Scheide und wollte auf Heinz eindringen, aber in dem Augenblick unterlief Pfriemer seinen Arm und schleuderte ihn an den Boden, daß ein Ach! des Schmerzes seinen Lippen entfloh.

Die Besonnenheit war ihm durch dieses klare Beweismittel wiedergegeben. Er raffte sich auf.

Pfriemer sagte: „Wagt's nicht noch einmal so aufzutreten, Ritter von der Hauben! Ihr habt uns gelehrt, Bauernfaust sei gut. Bedenkt's, Ihr seid in unserer Gewalt, wir nicht in der Euern."

Bleich vor Zorn, aber dennoch erkennend, daß es Noth thue, einzulenken, zog er den Kelch des Altars aus seinen weiten Pluderhosen und reichte ihn dem alten Pfriemer.

„Vergebt," sagte er, „daß meine Hitze mich übermannte Es war nicht meine Absicht, das Kleinod zu bewahren für mich. Ich nahm's, um es dem Priester in Annweiler zuzustellen. Thut Ihr's an meiner Statt. Uebermuth des Sieges ließ mich Scherz damit treiben; aber das ist schnöder Lug und Trug, daß ich den Brand befohlen!"

Er reichte Heinz die Hand. „Laßt uns in Eintracht wirken," sagte er, aber die Stimme zitterte und das Auge entsandte giftige Blicke gleich Blitzen.

Heinz wandte sich ab. „Ich will die Judashand nicht!“ sagt er mit Entschiedenheit.

Jetzt legten sich Fechenheimer und Benz ernstlich darein. Der Ritter hörte mit glühendem Aerger Dinge, die er sich unter anderen Umständen und Verhältnissen nicht würde haben sagen lassen. Er fühlte indessen zu sehr, daß er die einflußreichen Bauern nicht gegen sich noch mehr aufreizen dürfe, denn das Volk hing an ihnen mit einer abgöttischen Verehrung. Waren sie gegen ihn, so war er verloren. Darum bezwang er sich zum ersten Mal in seinem Leben. Und endlich gelang es den beiden Friedensstiftern, daß auch Heinz ihm die Hand der Versöhnung reichte und so äußerlich ein Frieden hergestellt wurde, unter dessen dünner Rinde das Feuer eines glühenden Hasses fortloderte. Sie trennten sich diesen Abend äußerlich versöhnt, aber die Bauern hatten eine Lehre gewonnen, die nämlich, daß sie wachsam sein mußten auf des Ritters herrsche-rische Gelüsten.

Kaum hatte die Tagglocke vom Kirchthurme von Annweiler am andern Morgen geläutet, als schon wieder die Bauernhaufen weit zahlreicher als am Tage vorher von Hördt in das Thal herabstiegen. Aus dem Dahner Thale, aus dem Sibeldinger, aus dem Neustädter, von den Gebirgsdörfern und aus der Ebene von Landau strömten sie raublustig herzu. Es war eine unübersehbare Menge, die, als die Führer erschienen, die heute alle hoch zu Roß saßen, nur ein Wort riefen: Klingenmünster!

Dorthin setzte sich der unabsehbare Zug in Bewegung, denn dort war der Sitz großen Reichthums.

Auch hier wiederholten sich vollkommen die Auftritte von Hördt, nur mit dem Unterschiede, daß die Heiligthümer unangetastet blieben und die Gebäude nicht niedergebrannt wurden. Es wurde Abend über dem Werke des wildesten Raubens, des ausschweifendsten Lebens.

Der maßlos ausgelassene Zug ging dann am andern Tage nach dem Bischofshofe zu Mechtersheim und nach dem reichen Johanniterhofe zu Haimbach.

Am Abend dieses Tages, wo die Führer in einer Mühle ihr Quartier genommen, kam es zu heftigen Erörterungen. Es war auffallend, daß Erasmus von der Hauben nur dazu aufreizte, Klöster zu plündern. Kam die Rede auf das Brechen einer der Burgen, die als Zwingburgen des Landes erschienen, so suchte er davon abzuleiten, weil ja dort nicht der Reichthum zu finden sei wie in den Klöstern und Klosterhöfen. Mit solchen Gründen hatte er im großen Haufen gesiegt und sich einen namhaften Anhang erworben.

Die Nußdorfer und zunächst Fechenheimer waren anderer Meinung. Sie trugen ebenso glühenden Haß gegen die Ritter als gegen die Mönche, und da die nächsten, verhaßtesten Klöster gezüchtigt waren, erwachte das Verlangen, nun die Burgen am Gebirge zu brechen.

Wieder war es Erasmus, der widersprach und hemmte.

„Wir sehen wohl, wie wahr es ist, was Heinz Pfriemer schon zu Nußdorf sagte, daß ein Wolf den andern nicht auffrißt," sprach Pfriemer. „Das raublustige Gesindel habt Ihr auf Eurer Seite. Wißt Ihr was, zieht Ihr ins Bischofsland, am Rheine hinab; wir wenden uns gegen das Gebirg und thun, was uns recht dünkt! Da könnt Ihr Klöster genug finden!" — Das war das Schlußwort langen Streitens und Haderns.

„So laßt das Volk entscheiden!" rief Erasmus von der Hauben.

Damit waren die Nußdorfer einverstanden.

Am andern Morgen sammelte sich das Heer, das nun schon zu mehr denn zweitausend angewachsen war.

Der alte Pfriemer redete zu ihnen mit der ihm eigenen Kraft. „Wer mit uns hinziehen will, die Raubnester der Stoßfalken da oben am Gebirge zu zerbrechen, daß sie nicht mehr erstehen, wie's im Liede heißt, der trete rechts; wer's aber mit dem von der Hauben hält und in Klöstern gottesvergessenen Kirchenraub treiben will, der trete links." So schallte es klar und vernehmlich über die Menge hin. Einen Augenblick hörte man ein Murmeln wie

fernen Donners schauerliches Grollen, dann entwirrte sich der Knäuel und es schieden sich die Massen.

Erasmus sah mit höhnischem Grinsen, daß die Mehrzahl rechts sich wandte.

„So sei's!“ sagte er grimmig und gab seinem Rosse die Spornen. Und die Haufen schieden unter brüllendem Gesange. Erasmus trug die Flammen des Aufruhrs hinab in die Ebene des Speier= und Wormsgaues, während die tapferste und größte Schaar mit den Nußdorfern nach dem Gebirge heimkehrte.

Wie auf jede heftige Aufregung eine Abspannung zu folgen pflegt, so trat sie auch hier ein. Die Bauern wollten ihres Gewinnes, ihrer Beute einmal froh werden, wollten die in ihren Gemarkungen liegenden Klostergüter theilen und verloosen; darum trennten sie sich auf acht Tage, sich das Wort gebend, am Morgen des neunten Tages wieder in Nußdorf sich zu sammeln.

VIII.

Als die Nußdorfer heimkehrten, traf sie das dort Vorgefallene, von dem sie keine Ahnung hatten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Noch standen die Rosse da, noch hing der Gefängnißwärter Claus an den Aesten der Linde.

Mit Entsetzen erkannten sie des Ritters Rosse und seinen Knappen. „Da liegt der Beweis seiner Verworfenheit,“ rief Heinz und gedachte der Worte Elsbeth's, die seine stechenden Blicke gerügt hatte.

„Es ist Gottes Urtel an dem Claus vollzogen,“ sprach Pfriemer; „auch der Ritter wird dem Gerichte nicht entgehen;“ aber die muthigen Frauen empfingen wohlverdientes, ihnen schmeichelndes Lob.

In Benz und Heinz erwachte ein dringendes Verlangen die Ihrigen zu sehen, und Fechenheimer hatte gleiche Sehnsucht nach Bechingen zu eilen.

Da acht Tage Frist gegeben war, begaben sie sich auf den Weg; aber Jeder trug eine Waffe, Benz einen mächtigen Morgenstern, den er in den letzten Tagen geführt, Fechenheimer eine Streitaxt, die er von seinen Vätern ererbt, und Heinz sein erbeutetes stattliches Schwerdt, das eine rechte Wirkung that, zumal wenn die ungeschwächte Kraft Heinz Pfriemer's den Nachdruck gab.

Das herrlichste Frühlingswetter hatte bis jetzt ununterbrochen eine wahre Sommerwärme verbreitet. Das Pflanzenleben war schnell hervorgelockt worden. Wenige Tage waren hinreichend gewesen, die Kirschbäume in die herrlichste Blüthe zu versetzen. Frisches Grün sproßte überall und der Anblick des Gebirges war ungemein schön, da aus dem dunkeln Grün der Föhrenwaldung jetzt überall das saftige Buchengrün hervorsah. Der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Die Lerche jubelte in den Lüften, der Wachtelruf erschallte weithin und die Gesänge der Nachtigallen waren an den schönen Morgen und Abenden vermischt mit dem hellen Schlage der Golddrossel schon aufs herrlichste zu hören.

Es war ein sonniger Mittag, als die drei Männer Nußdorf verließen, um gemeinsam bis Edesheim zu gehen, wo dann Fechenheimer sich nach Bechingen wenden, indeß Heinz und Benz ihren Weg nach der Hardt fortsetzen wollten. Sie waren durstig und erschöpft, als sie Edesheim erreichten.

„Laßt uns bei dem Engelwirth eintreten," sagte Fechenheimer; „er ist mein Vetter und Gevatter und guter Freund. Da trinken wir einen Becher Forster oder Deidesheimer, wie kaum am Orte selbst, wo er gewachsen."

Der Vorschlag gefiel den Gesellen und selbdritt betraten sie das Wirthshaus, wo sie der Wirth freundlich aufnahm und ihnen bald den perlenden Deidesheimer vorsetzte, der den Durst löschte, den Gaumen kitzelte und dem Blut eine belebende Wärme gab.

In fröhlichem Gespräche saßen die Drei bei dem Wirth, und die Ereignisse der letzten Tage und Woche, die Pläne der nächsten Zukunft waren Gegenstände ihrer Unterredung. Nur Heinz nahm

wenig Antheil am Gespräche. Seine Gedanken schweiften hinüber nach der Hardt, wo seine Elsbeth war.

Da vernahm man den Hufschlag eines Pferdes. Der Wirth sprang zum Fenster und rief: „Entfernt euch durchs Hinterpförtlein, denn der Ritter Rudolph von Zeiskam kommt!“

„Laß ihn kommen,“ sagte Fechenheimer ruhig. „Wir sind Gäste wie er, und wir wollen ihn nicht reizen, aber auch nicht aus dem Wege gehen!“

Rudolph von Zeiskam war von Heidelberg glücklich und ungefährdet nach Bechingen gekommen; denn damals hatte sich das Bauernheer nach Hördt und später weit aufwärts am Gebirge, dann wieder gegen den Rhein hingezogen. Der Theil der Pfalz, den er zu durchziehen hatte, war noch unerschüttert von dem Kriegsruf, und es schien, bei der herrschenden Ruhe könne dieser friedliche Zustand nicht in jenen umgewandelt werden, der die Gegenden höher am Gebirge jetzt in eine so wilde Gährung versetzte. So bange es ihm gewesen, so wuchs jetzt sein Muth wieder und mit heiteren Aussichten ritt er gen Bechingen, wo er mit aller Kraft daran ging, vertraute Leute anzuwerben, Hörige, auf die er sich verlassen zu können glaubte, an sich zu ziehen und die Burg in belagerungsfähigen Stand zu setzen. Da er nun doch das Wetter sich nur gegen die Klöster entladen sah, die selten ein kräftiger Rittersmann im Herzen trug, suchte er sich zu überzeugen, die Bauern seien zu feig, es mit den Rittern und ihren Burgen aufzunehmen. Da wuchs ihm und seinen Standesgenossen wieder der Kamm so frischroth wie den Hähnen im Frühling.

Gerade an dem Tage, als die Drei in Edesheim beim Engelwirth einkehrten, stieg gelockt von der warmen Frühlingssonne, aber mehr noch von der Neugierde, wie es um die Unternehmungen der Bauern stehe, der Ritter zu Roß, empfahl die Burg sorgfältiger Bewachung und ritt allein hinab nach Edesheim. Als er an der Herberge zum Engel vorüberritt, däuchte es ihm, er höre laut und stark darin reden. Er saß schnell ab, gab sein Pferd dem Wirth

und schritt mit trotzigem Uebermuth in die Wirthsstube, wo die Drei in der Ecke saßen, ihre Waffen neben sich.

Alle Vier waren betreten über dies Zusammentreffen. Kein Gruß noch Gegengruß wurde gewechselt. Hätte Rudolph nur einen Knappen zum Beistande gehabt, er würde sie, so dachte er, sofort zu Gefangenen gemacht und auf seine Burg geschleppt haben. Doch gab er den Gedanken auch so noch nicht auf, trotzend auf sein gutes Schwerdt.

Die Drei in der Ecke fuhren, nachdem sie sich gesammelt, in ihrem Gespräche ruhig fort, wenn auch weniger laut, und der Ritter verlangte Wein, den er fast in einem Zuge hinabstürzte.

Das Zusammenwirken seiner Erregung und des starken Weines brachte bald seine Früchte. Der Uebermuth ließ es nicht zu, daß Rudolf lange müßig geblieben wäre, ohne mit den Bauern anzubinden.

„Da treff' ich ja ein sauber Kleeblättlein!" rief er aus mit einem Tone schneidenden Hohns, „und ich glaube gar bewaffnet?"

„Da habt Ihr Euch nicht geirrt," sagte Fechenheimer. „Das Kleeblättlein ist sauber von Uebermuth und will jeden seines Weges ziehen lassen; bewaffnet ist's aber, weil die Zeit herum ist, daß nur ein Stand das Recht haben soll, Waffen zu Schutz und Trutz zu tragen. Der Bauer will seine Haut eben nicht mehr gutmüthig zu Markte bringen."

„Ei, sieh 'mal, wie der Bauernkamm gewachsen ist, weil er ein Paar Nester voll wehrloser Kahlköpfe bezwang! Hast du lange keinen Hirsch mehr gejagt, Jacob?" fragte er Fechenheimer, mit spitziger Hindeutung auf seine letzten Erfahrungen.

„Nein," sagte ruhig Fechenheimer. „Wär' aber einer auf meine Saat gekommen, und ich hätt' ihn gesehen, so wär' ihm gewißlich für das Wiederkommen gethan worden."

„Das will sagen, du hättest ihm den Bolzen in die Brust gejagt?" fragte ihn Rudolf von Zeiskam.

„Wie Ihr saget," war Fechenheimer's ruhige Antwort.

„Du hast wohl wieder einmal ein Verlangen nach Stock und Verließ?" fragte der Ritter.

„Das nicht," versetzte der Bauer, „aber darnach, mein Eigenthum gegen frevelndes Verletzen zu schützen, wozu ich ein Recht habe als Freisasse."

„Verfluchtes Gesindel," rief der Ritter, „das auf ein Recht pocht und an den Ketten rasselt, die es nach Ordnung und Verdienst trägt!"

„Haltet Maaß!" bat Benz halblaut seinen Nachbar.

„Sind wohl die Ketten von Gott bestimmt dem einen Theile, während der andere faullenzt und praßt?" fragte Fechenheimer. „Wer sie zu tragen Lust hat, mag zusehen; der freie Mann wird sie zurück auf das Haupt dessen schlagen, der so keck ist, zu versuchen, sie ihm anzulegen."

„Zweifelst du daran, frecher Bauer," rief Rudolf von Zeiskam, „ob ich ein Recht habe, dich, so du mir frevelst, in Ketten zu legen, so sollst du es schon wieder erfahren wie schon einmal."

Mit diesen Worten faßte er seinen Schwerdtgriff.

„Laßt den Flederwisch stecken," sagte Fechenheimer, „ich fürchte ihn nicht, und der Versuch zu dem, was Ihr eben geredet, möchte meine gute Streitaxt mit Eurem Schädel in eine ungefüge Berührung bringen. Uebrigens solltet Ihr und Eure Zunft bedenken, daß es mit dem vermessenen Pochen auf die Macht und Gewalt nichts mehr ist. Der Mönch von Wittenberg hat ein Wort gesprochen, das gilt. Gleiches Recht vor Gott und vor den Menschen!"

„Ich bitt' Euch, Herr Ritter, und Euch, Fechenheimer, laßt ab vom Reizen und Rockeln, *) das führt zu eitel Hader," sagte Heinz begütigend.

„Nun, du Nußdorfer Finke," rief Rudolf von Zeiskam, „bist du auch schon flügge? Willst du Pater **) werden, weil du so guten Rath hast, oder Prädicant?" ***)

---

*) Aufwiegeln, aufreizen.
**) Mönch.
***) Prediger.

„Bin weder ein Vögelein, noch ein Pater, noch ein Prädicant,“ sagte Heinz, dem die Galle stieg, vor deren Steigen er eben erst Fechenheimer gewarnt; „aber ich kann doch ein Liedlein singen, das Euren Ohren mißfällt, eine Hora anstimmen, daß sie Euch gellen, und eine Predigt halten, die Euch kaum erbauen möchte.“

„Traun, Bürschlein,“ höhnte der Ritter, „laß hören, vielleicht bekehrst du mich. Heißest du nicht Pfriemer?“

„Das ist mein ehrlicher Name,“ sagte Heinz, „und wenn Ihr's denn so wollt, so will ich Euch den Staar stechen. Hätt' ich aber nicht Lust dazu, so ließ ich's fein bleiben. Wißt Ihr, wie der Adel entstanden ist? — Ich will's Euch sagen: Mächtige Spitzbuben und dumme und arme Teufel spielten Würfel mit einander. Die Spitzbuben warfen den Pasch, und da die armen Teufel nichts hatten, nahmen sie die Spitzbuben ganz und gar. Da wurden sie hörige Leute und der Teufel lachte, daß der Adel da war! Wollt Ihr mehr hören?“ —

„Das Maul will ich dir stopfen, du patziger Bauer,“ schrie zornglühend der Ritter und sprang auf. Blitzschnell fuhr das Schwerdt aus der Scheide.

Aber auch Fechenheimer und Benz sprangen auf, und während Benz den Hieb, der Heinzen galt, mit seinem Morgenstern also auffing, daß die Klinge zwischen den Eisenzähnen tief in das harte Holz drang, unterlief Fechenheimer des Ritters Arm, faßte ihn an der Kehle und warf ihn mit entsetzlicher Wucht zur Erde.

Rudolf versuchte aufzustehen und riß seinen langen Dolch aus der Scheide. Fechenheimer hatte jede Bewegung seines Feindes beobachtet. Wie ein gieriges Raubthier warf er sich jetzt auf ihn, kniete auf seine Brust und entwand ihm den Dolch. Mit der Wuth eines blutgierigen Tiegers zuckte er den Dolch nach des Ritters Brust und würde ihn durchbohrt haben, wäre nicht Heinz, der erst, als jene Beiden aufgestanden waren, aus seiner Ecke konnte, herbeigeeilt, seinen Arm zu fassen und auch ihm den Dolch zu entreißen.

„Gib mir ihn wieder!“ schrie Fechenheimer, „daß ich das Herz des Drängers finde! Gib mir ihn!“

„Nein," sagte Heinz. „Laß ab! Hat er den Streit begonnen, so ist er bestraft. Kein Blut fließe und besudle unsere Hand!"

Fechenheimer fühlte die Wahrheit. Seine schnell aufflammende furchtbare Hitze legte sich schnell. Er stand auf und ließ den Ritter los.

„Gebt mir meine Waffen!" schrie dieser.

„Sie sind im ehrlichen Kampf erbeutet," sagte Benz, „und also unser. Euch aber rath' ich, sucht das Weite! Einmal kommt Ihr ohne Blut davon, weil Heinz Pfriemer Euch rettete; das zweite Mal könntet Ihr schlimmer wegkommen! Im Liede heißt's: „Bauernfaust ist gut! sie trifft!"

Voll wüthenden Grimms und mit den entsetzlichsten Drohungen eilte der Ritter hinaus, und bald jagte er im wilden Galopp davon.

Fechenheimer schlug eine gellende Lache an, in der sich befriedigte Rachsucht und Freude über die schmähliche Niederlage eines vermessenen Feindes ausdrückte.

Der Wirth sagte: „Gevatter, Euer Lachen ist zu früh. Den Einzelnen habt Ihr besiegt; wie aber wird es werden, wenn er nun mit seinen Landsknechten und Reisigen wiederkehrt? Und das wird er, so wahr ich lebe! Ich kenne ihn und auch Ihr wißt, wie wenig sein Stolz einen solchen Schimpf erträgt. Und werdet Ihr seine Gefangene, so macht Euer Testament."

Der Auftritt im goldenen Engel war indessen im Dorfe nicht unbeachtet geblieben. Auch aus Edesheim waren Viele mit auf den Zügen nach Hördt, Klingenmünster, Haimbach und Mechtersheim gewesen. Man hatte die hochgehaltenen Führer in die Herberge treten sehen, dann auch den Ritter, und Gruppen hatten sich schon gesammelt, als die Niederlage des verhaßten Zeiskamer erfolgte. Jetzt, wo sie ihn waffenlos und wutherfüllt davon jagen sahen, wo sie erwarteten, daß er Hilfe holen würde, drängten sie in die Thüre der Herberge.

„Seht Ihr's," sagte Fechenheimer mit triumphirender Miene, „unsere Brüder lassen uns nicht im Stiche! Geht heim, ihr Männer," fuhr er fort, „und waffnet euch; bald wird unser Feind kommen, uns niederzuwerfen. Das duldet ihr nicht!"

„Nein!“ schrieen die Bauern und eilten hinweg, den Rath zu befolgen.

Dem Wirthe wurde es nachgerade unheimlich. In seinem Hause war der Unfall vorgekommen. Lud auch er des Ritters Zorn auf sich, so mußte er alle die Folgen tragen, die aus seinem Zorn und Haß unabweisbar erwuchsen. Er bat, er flehte, daß sie sein Haus verließen. Aber Fechenheimer zeigte ihm, wie er sie dann erst recht in die Hände des grausamen Feindes stieße.

Wenn sie aber auch hätten entweichen wollen, es wäre nicht mehr möglich gewesen; denn schon sammelte sich das Volk in Schaaren vor dem Hause, darinnen sie waren. Die Sturmglocke heulte hinaus in das Land, und bald antworteten die Glocken hier und dort, und man sah von ferne die Leute von den Feldern und aus den Weinbergen herzueilen.

Den schönen Gedanken, nach der Hardt zu gehen, mußten Heinz und Benz jetzt aufgeben, wie Fechenheimer den, seine Lieben in dem Dorfe Bechingen wiederzusehen. Jetzt war jeder Schritt weiter ein verderblicher.

Wie es der Wirth vorausgesehen, so kam es. Der Ritter nahte mit einer ansehnlichen Schaar seiner Leute, die Alle beritten waren und wohl bewaffnet. Als sie aber die Bauernschaaren sahen und das Sturmgeläute immer weiter vernahmen, da zogen sie sich ebenso schnell zurück, als sie gekommen waren.

Ein Hohngelächter im vollsten, brüllendsten Chore folgte den sich Zurückziehenden, und aus dem Kampfe, der bevorstand, wurde ein Gelage, bei dem durch den Vortheil des Wirths angstvolle Züge sich wieder aufheiterten.

Als der Ritter heimkehrte mit namenlosem Zorn und glühendem Rachedurst, war Märten Streffer in seiner Burg.

Mit dem Ritter war er in die Pfalz zurückgekehrt, war, nachdem er die Erfolge der Bauern erkundet, nach Germersheim zum Vogte Fleckenstein geeilt, der in seiner Bequemlichkeit den günstigen Augenblick versäumt hatte, den Unfug im Keime zu ersticken, und dessen Spott über der Bauern Muth nun wie ein Centner auf

seiner Seele lag. Er sah nun, daß seine Macht nicht mehr ausreichte, den Strom zu dämmen; ja, als sie Mechtersheim heimgesucht, wurde es ihm schwül in seiner Burg, weil er einen Ueberfall befürchtete und sich nicht Macht genug zutraute, den Ueberfall abzuschlagen. Märten mußte wieder nach Heidelberg eilen, um dort Alles zu berichten und um Hilfe zu bitten. Der Marschalk aber gab schlechten Trost; denn er bedurfte der geringen Macht, um einen entscheidenden Streich gegen Erasmus von der Hauben zu führen, der mit seinen Haufen die Niederungen des Altrheins und der Rheinufer selbst mit der Brandfackel durchzog und überall den Auswurf der Dörfer, das Gesindel der Städte und die zulaufenden Strolche und Landstreicher in seine Schaaren aufnahm. Märten mußte eilen die Botschaft zu bringen, daß sich Ritter Fleckenstein fürs Erste selber helfen müsse, aber dem Ritter Rudolph von Zeiskam die Freundesbotschaft des Marschalks zu melden, daß er vom Rheine her gegen das Gebirge ziehen und seine Burg, sollte sie belagert werden, sicherlich entsetzen werde. Dazu fügte der Marschalk den Rath, so viel Geißeln als möglich in seiner Burg zu häufen, damit er durch die Drohung, sie hinzumorden, die Bauern zurückhalten könne.

Märten erschrack, als er von dem Auftritte hörte; der Ritter selbst erzählte ihm Alles und erleichterte so sein Herz einigermaßen. Ein Blitz leuchtete in seinem Auge, als Märten die Botschaft von den Geißeln ausrichtete. Ohne Verzug ließ er Fechenheimer's ganze Familie und die seines Bruders aufgreifen und in die Burg schleppen.

„Darf Euch,“ hatte der arglistige Märten gesagt, unser einer einen Rath geben?“

„Heraus damit!“ rief Rudolph von Zeiskam.

„Wär' ich an Eurer Statt,“ sprach listig Märten, „so holte ich mir einmal zuerst alle Anverwandte des Jacob Fechenheimer, die alle in Bechingen zur Hand sind.“

„Du hast da einen prächtigen Plan!“ rief Rudolph.

„Noch mehr,“ fuhr der Tückische fort. „Glaubt Ihr, daß die

Drei heute, wo wieder der alte Brand auffladert, zu Edesheim bleiben? Ich glaub's nicht. Wißt Ihr aber, wo sie hinwollten?"

„Nein," sagte der Ritter mit großer Spannung. „Weißt du es denn?"

„Ich weiß es," sagte mit dem Stolze, den der Bauer auf sein Wissen Höheren gegenüber zu legen pflegt, der hier den besondern Nachdruck dadurch erhielt, daß Märten den Werth seiner Person in das rechte Licht setzen, seine Unentbehrlichkeit beweisen wollte. „Der Ritter von der Hauben hat die Tochter des Benz schön gefunden und den entlaufenen Claus, den Gefängnißwärter im „blauen Hut," und seinen Knappen heimlich nach Nußdorf geschickt, das Mädel unter dem Vorwande, der Vogt von Germersheim wolle sie als Geißel aufheben lassen, in seine Arme zu liefern. Die Weiber von Nußdorf aber standen zusammen, fingen den Claus und jagten den andern davon. Bauern, die mit Beute heimkamen, hingen ihn an der Linde auf."

„Das ist herrlich!" rief ganz seinen Aerger vergessend der Ritter.

„Hört weiter," fuhr Märten fort. „Da sich nun des Benz Frau und Kind, das des Heinz Pfriemer, eben dessen, der in Edesheim ist, Liebchen ist, in Nußdorf nicht sicher hielten, wichen sie von dannen und begaben sich zu einer Base auf die Hardt. Dort sind sie noch. Was hindert Euch, sie morgen aufzuheben?"

„Du bist ein brauchbarer Kerl," rief Rudolph, „und sollst dafür heute Abend die beste Kanne Forster haben, die in meinem Keller zu finden ist."

„Noch bin ich nicht fertig, Herr Ritter," nahm Märten, den das Lob ungemein schmeichelte, das Wort wieder. „Ich fragte, ob wohl die Drei in Edesheim blieben? Darauf antwortete ich mit nein! Offenbar wollte Fechenheimer heim und die zwei Anderen nach der Hardt. Glaubt Ihr aber, daß sie, wie's nun steht, dorthin gehen werden und Jacob hierher?"

Der Ritter besann sich einige Minuten, dann sagte er: „Nein!"

„So mein' ich auch," war Märten's Wort. „Sie warten den Abend ab und gehen dann nach — Nußdorf."

„Meinst du?“ fragte der Ritter.

„Versteht sich,“ fuhr Märten fort; „denn sie müssen ja doch dort die Geschichte erzählen, um die Bauern nicht zu Verstand kommen zu lassen! Wie wär's, wenn wir die fingen und so der Schlange den Kopf abschnitten? Ihr hättet sie dann und die Geschichte wär' aus und der Kurfürst wär' Euer großer Schuldner.“

Der Ritter sah den Rathgeber mit leuchtenden Augen an. „Kerl,“ sagte er, „du könntest Kanzler werden, so gute Anschläge hast du! Aber wie sollen wir's anfangen?“

„Ei, nichts leichter als das!“ rief Märten. „Kennt Ihr den dicken Nußbaum bei dem Heiligenhäuschen vor Nußdorf, wo die Pfade zusammentreffen? Dort verbergt Ihr Euch mit Euern Landsknechten, stellt die Gäule im Walde heimlich ein und erwartet sie. Sie kommen gewiß. Sie ahnen auch nichts. Dann knebelt Ihr sie, schleppt sie zu den Rossen und dann geht's haidi — hierher.“

„Wie aber kommen wir unbeachtet dahin?“ fragte der Ritter.

„Ei,“ rief Märten, „das ist ja das Leichteste! Ich kenne, wie ein Fuchs, der Trauben naschen will, alle Schliche und Gänge, führe Euch unbemerkt an Ort und Stelle und das Weitere ist Eure Sache! Ohnehin geht der Mond jetzt erst spät auf.“

Der Ritter ging freudig ein auf den arglistigen Plan. Er hatte Alles für sich und das Gelingen schien völlig gesichert.

Fürs Erste, da es noch zu früh am Tag war, um aufzubrechen, ließ der Ritter Fechenheimer's ganze Mage und Sippe *) aufheben und in die Burg schleppen. Es war ein entsetzliches Jammern und Schreien, Angst und Bestürzung im Dorf über diese Gewaltthat, die Märten Streffer unklug genug war, selber mit auszuführen, und die mit Rohheit und Härte ausgeführt wurde. Märten genoß schon einen Theil seiner befriedigten Rache, und sein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, diesen Abend noch sie völliger befriedigen

*) Familie und Verwandtschaft.

zu können. Gelang es, was er vorhatte, so lag noch der weitere Plan in seiner Seele, dann sogleich Nußdorf zu überrumpeln und Pfriemer'n selbst ebenso wegzuholen. Sie dann in der Burg zu quälen und dem sichern Strange zu überliefern war ein Gedanke, der ihn ganz außer sich selbst brachte. — Sah er sich ja doch schon im Pfriemer'schen Haus und Gut als Freibauer durch des Kurfürsten Gnade.

Der erste Streich war gelungen. Die Bechinger ahnten nicht, was in Edesheim geschehen war und wer dort weile, sonst würden Boten dorthin geeilt sein.

Als die Nacht sich herabsenkte, ritt eine große Schaar mit dem Ritter an der Spitze aus der Burg. Ganz am Gebirgsfuße hin führte sie der Kundschafter, jeden bewohnten Ort vermeidend. Ja, daß man selbst der Hufe schweren Tritt nicht in der Ferne höre, ließ er sie umwickeln.

So erreichten sie unbemerkt die Stätte, wo Erasmus von der Hauben als Bänkelsänger zuerst die Gemüther so heftig entflammt hatte, und dort verbargen sie sich aufs Sorgfältigste nach Märten's Angabe und harrten mit Spannung der Heimkehrenden. Das Sturmläuten hatte zeitig aufgehört; aber die Wirkung, die es hervorbrachte, war in ihrem ganzen Umfang und Kraft, wie sie beabsichtigt worden war, eingetreten. Ganze Schaaren Landvolkes waren nach Edesheim geeilt mit Wehr und Waffen, wie sie sie eben hatten und fanden. Der Vorgang dort und des Ritters beabsichtigter Ueberfall empörte sie um so mehr, als die ganze Spänne von Seiten des Ritters war hervorgerufen worden. Fechenheimer benutzte den Augenblick, der so günstig war, um das Landvolk gegen die Ritter und ihre unerträgliche Gewalt, ihren verabscheuungswürdigen Uebermuth aufzustacheln. Seine eigene Erfahrung und der heutige Auftritt wirkten so mächtig, daß das Volk entschieden erklärte, des Ritters Burg zu Bechingen müsse gebrochen werden, ehe der morgende Tag sich neige. In oder bei Edenkoben beschlossen sie solle der Versammlungsort sein. Freiwillige in Menge meldeten sich in der Nacht noch, die Botschaft hier und dorthin zu tragen, damit

eine runde, volle Zahl Streiter erscheine, die auch Brandleitern und Feuerhaken mitzubringen hätten.

Die Dämmerung kam schnell und in ihrem Schatten wollten die drei Männer den Rückweg nach Nußdorf antreten.

Die Edesheimer Bauern sagten aber: „Ihr lauft dem Zeiskamer geradewegs in die Falle, wenn ihr allein geht! Meint ihr, der Strolch bedächte nicht, daß ihr heim gingt? Meint ihr, er legte euch nicht hier und dort einen Hinterhalt? Den kennen wir, und wo's einen listigen Streich gilt, da ist er nicht blöde und das Schämen hat er schon gar lange verlernt."

Fechenheimer meinte, er habe für heute genug; aber die Bauern ließen einmal nicht nach zu bitten, daß sie nicht allein ihres Weges gingen. Endlich gaben sie es denn zu, daß ihrer vierzig, die am besten bewaffnet waren, sie begleiteten. Einer war darunter mit einer Hakenbüchse, die er auf dem Johanniterhofe zu Haimbach erbeutet, nebst Pulver, Kugeln und Zündkraut. Er hatte sich schon eingeübt, daß er damit schießen konnte.

Ehe sie noch aufbrachen, lud er sie.

Ohne alle Gefährte waren sie bis in die Nähe Nußdorfs gelangt. Schon sah man im Zwielicht der Sterne die dunkeln Umrisse des Nußbaums und des Heiligenhäuschens, und Alles war so still wie im Grabe. Schon mehrmals hatten sie früher die Begleiter gebeten zurückzukehren; diese aber hatten's abgelehnt und wollten in Nußdorf herbergen, damit sie morgen früh genug bei der Hand wären.

Plötzlich rief der Hakenbüchsschütze halblaut: „Halt! dort an dem Nußbaum seh' ich Leute! Laßt sehen, ob's nicht des Zeiskamer's Schnapphähne sind?"

Er legte Zündkraut auf die Pfanne und der Schuß fuhr mit mächtigem Knalle dorthin, wo er die Bewegung gesehen. Ein Schrei wurde gehört, dann ein Ruf und in geschlossener Reihe rückten die Landsknechte heran.

Die Bauern standen und bald entbrannte ein wilder Kampf, allein des Ritters Leute waren die geringere Zahl und der Kampf

bald entschieden. Drei wurden gefangen, Einer lag todt an dem Nußbaume, die Anderen flohen. Eine Weile wurden sie heftig verfolgt, dann ließen die Bauern ab, denn von Nußdorf hér, wo der Büchsenschuß und das Schreien gehört worden war, kamen Haufen Bauern daher.

Der Ritter war glücklich entronnen und Märten Streffer hatte sich, so bald er den Schuß und den Schrei des tödtlich getroffenen Landsknechtes gehört, schleunigst davon gemacht. Er war schon vor dem Ritter in der Burg.

Schlau und vorsichtig hatte er sich die Umstände zusammengestellt auf seinem Weg. Er sah die Belagerung der Burg voraus, und was ihm dann blühen könnte, wenn man ihn dort finde, das war ihm sonnenklar. Er ging daher nur in die Burg, um sein Bündelein zu holen, sich mit Speise und Trank zu versehen, und dann irgendwo einen Schlupfwinkel aufzusuchen, an denen er keinen Mangel litt.

Als die Sieger in Nußdorf einzogen, begrüßte sie das ganze Dorf; allein nur mit der Aufbietung seines ganzen Ansehens mochte es Heinz Pfriemer gelingen, die Gefangenen dem Zorne der Nußdorfer zu entziehen. Nur in seinem Hause waren sie sicher. Die Aufregung hatte wieder schnell ihre frühere Höhe erreicht. Man erkannte es in der Gemeinde an, es sei dringend Noth, an den Geilweilerer Hof eine Versammlung des Volkes zu berufen, unter dem Vorwande den Brüdern im Elsaß zu Hilfe zu ziehen. Eilboten wurden entsandt, die wieder andere entsenden ließen, und ehe es Mitternacht vorüber war, trugen schon in weiter Entfernung die schnellfüßigsten der Bauern die Kunde von Dorf zu Dorf, daß morgen am Geilweilerer Hofe das Stelldichein sei.

Am anderen Morgen lag ein dichter Nebel auf dem Lande; daher geschah es, daß es ein grauenhafter Anblick war, wie aus dem Nebel die Gestalten heraustraten, die schaarenweise sich dem Hofe nahten. Wie wenn sie Erdgeister wären, die aus ihren Erdgängen und Höhlen hervorträten an den nebeligen Tag, so war es anzusehen. Als nun bei Tausend zusammen waren, erzählte

Heinz Pfriemer mit seiner ferntönenden, klaren Glockenstimme, was gestern geschehen sei. Er sagte ihnen, wie er nur den Vorwand gebraucht mit dem Zuge nach dem Elsaß, um etwa die Vögte hier und da irre zu leiten. Es gälte die Burgen des Landes zu brechen; denn wie der Verrath sie überall auf Schritten und Tritten umgebe und umlauere, das habe sich aus dem Verhöre mit den gefangenen Reisigen in dieser Nacht herausgestellt; denn nun liege es am Tage, daß Märten Streffer von Nußdorf, den der Kurfürst gefreiet habe, der Verräther sei, der dem Vogte von Germersheim die Kunde gebracht, daß sie sich das vorige Mal am Geilweilerer Hofe versammeln wollten; daß er stets unterwegs sei, zwischen Heidelberg und der Pfalz, und zwischen den Burgen der Ritter und Vögte; so habe er am gestrigen Abend den Hinterhalt, der ihm, Benz und Fechenheimer habe gelegt werden sollen, auf weiten Pfaden an die Höhe geführt und den Anschlag gemacht, seinen Vater auch aufzuheben. Er sowohl als der Ritter seien in der Burg Bechingen, und da Rudolf von Zeiskam der wildeste, boshafteste und hinterlistigste der Ritter sei, so meine er, daß auch seine Burg die erste sein müsse, die falle.

Als er noch so redete, kam ein Eilbote daher, der die Gewaltthat ankündigte, die Rudolf von Zeiskam gestern an Fechenheimer's Familie und Verwandten geübt.

Das würde entschieden haben, wenn nicht schon Alle eines Sinnes gewesen wären.

Unter lautem Gebrülle des Bauernliedes brachen sie auf. Vorausgesendete Boten riefen die bei Edenkoben Versammelten zur Einigung. Da waren denn mehr als zweitausend Bauern vereint, die mit Leitern, Haken, Balken, Schmiedhämmern und dergleichen gen Bechingen zogen. Das Bauernlied schallte schrecklich, von so viel rauhen Kehlen gesungen. Selbst den Ritter Rudolf von Zeiskam wandelte etwas Menschliches an, als er die Macht, als er die Zorngluth der Bauern wahrnahm. Es wollte ihn tief reuen, was er gestern gethan, und — daß sich Märten Streffer aus dem Staube gemacht, das dünkte ihm die schlimmste Vorbedeutung, da, wie er

wußte und sich selber sagte, das Sprüchwort meinte: „Der Fuchs verlasse allemal erst dann den Bau, wenn er ihm keine Sicherheit mehr biete.“

Die dummen Bauern dachte der Ritter damit zu ködern, daß er ihnen die Botschaft sandte, er wolle Fechenheimer's Sippschaft frei geben, sie sollten nur heimkehren.

„Die wollen wir selbe rbefreien, aber die Burg brechen!“ riefen hohnlachend die Bauern, banden den Boten rücklings aufs Pferd, und gaben ihm den Schweif als Zügel in die Hand und ließen dann mit einem Schlage das Pferd laufen.

Darauf machten sie unverweilt Anstalt die Burg zu berennen. Schnell erkannte Rudolf seinen nahen Untergang. Nur geringe war gegen solche Zahl seine Vertheidigungsmacht; aber er war zu stolz, noch einmal Friedensvorschläge zu machen, da sie die ersten mit solch rohem Schimpf und Hohne zurückgewiesen hatten. Er wandte daher alle Macht an, aber sie reichte nicht aus. Die Thore stießen sie ein, die Mauern überstiegen sie und ehe eine Stunde vorüber war, lagen seine Leute theils todt da, theils waren sie verwundet oder zu den siegenden Bauern übergegangen. Er selbst, von Fechenheimer's Streitaxt getroffen, sank betäubt nieder und erwachte in den Fesseln und Handschellen, die er selber hatte Fechenheimer anlegen lassen, unter dem Gesange der Bauern:

„Bauernfaust ist gut!
Will Burgen und Klöster brechen
Und zechen!“

Jeder Winkel wurde durchstöbert, die Schränke und Kisten ausgeleert und besonders die Waffenkammer geplündert. Ueberall herrschte Gräuel der Verwüstung, und als die Burg leer war und auch Märten Streffer nicht gefunden worden war, da drohten die Bauern dem Ritter mit der Folter, wenn er nicht gestehe, wo der Verräther sei. Es war ein Glück für ihn, daß die gefangenen Reisigen und Landsknechte es mit betheuerten, daß er schon vor des Ritters Rückkehr entwichen sei. Eins lag schwer auf des Ritters

Herzen. — Früh am Morgen noch hatte er Reisige nach der Hardt gesendet, um Elsbeth zu fangen. Brachten sie das Mädchen, so war es um sein Leben geschehen. In dieser Angst schwebte er, als er hinab in Fechenheimer's Haus abgeführt wurde, wohin die Führer und die Befreiten gegangen waren. Vor der Thüre Fechenheimer's lag ein Balken. Darauf wurde er gesetzt, bewacht von zwei Bauern. Hier hatte man die Burg gerade im Auge. Hier mußte er sehen, wie die Bauern die Mauern niederrissen bis gegen Mittag. Das Werk der Zerstörung war vollendet, so weit es die Menschenhand vermochte.

Jetzt schlugen himmelhohe Flammen heraus unter einem wahrhaft teuflischen Jubelgeschrei der Bauern. Und bis gegen Abend saß er da, verhöhnt und verspottet, immer noch Aergeres erwartend, wenn die Reisigen mit Elsbeth kämen. Schwarz standen die Mauern seiner stolzen Burg da; nur aus dem Innern brach bisweilen eine rothe Lohe hervor und ein furchtbarer Qualm, bis endlich auch der erlosch und die Nacht ihren Rabenschleier über die schreckliche Stätte der Verwüstung breitete. Mit gebrochenem Herzen folgte Rudolph von Zeiskam kettenbelastet dem Haufen, der sich am Gebirge hinzog und in den Dörfern rastete.

Früh am andern Morgen zogen sie mit vermehrten Schaaren nach der Krobsburg, die auf ihrer steilen Höhe größere Schwierigkeiten bot; aber der Muth fehlte den Vertheidigern und leichten Kampfes wurde sie erobert, geplündert, und wieder am Tage mit Zerstören und Plündern hingebracht. Großer Gewinn waren die vollen Waffenkammern der Burgen, die Rosse und Rüstungen, die nun bald eine stattliche Schaar Geharnischter, wohl beritten, bilden ließen.

Von der Krobsburg führte ihr Weg zum Kloster Eusserthal. Hier wiederholten sich die unbeschreiblich schauerlichen Gelage von Hördt und Klingenmünster. Als der Rausch ausgeschlafen war, stürmte das Heer die Burg Trifels. Mit jedem Erfolge stieg der Bauern Uebermuth und rohe Gewaltthat. Jede Fessel war gelöst, jeder Zügel zerstört. Der rohen Gewalt wüster Leidenschaften waren Thür und Thor geöffnet.

Nach der Eroberung des Trifels fiel die Bischofsburg Kirrweiler, und siegestrunken zog das stets wachsende Heer, mit allem Geräthe nun reichlich versehen, theilweise trefflich bewaffnet, selbst mit Feldschlangen bereichert nach der reichen Kästen- oder Marxburg bei Hambach, wo das große Faß lag, von dem sie so lange schon geträumt, und von dem sie sangen:

„Das große Faß ist unser Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken baß
Und zahlen keinen Heller!"

Die umfangreiche und wohlbewehrte Burg machte den Bauern wohl viel Sorge und Mühe, aber dennoch erlag sie endlich den vereinten Anstrengungen, und auch in ihren Mauern begann das Werk ausschweifendster Völlerei, des Plünderns und Zerstörens. Kahle Wände, rauchende Trümmer hinterließen sie, als sie nach Neustadt hinabzogen.

Todesschrecken überfiel die Bürgerschaft. Der Rath war versammelt, konnte aber zu keiner Entscheidung kommen. Der Gedanke, daß eine wilde Plünderung bevorstehe, lähmte allen Muth. Lange zu warten war nicht der siegestrunkenen Bauern Sache.

„Laßt uns das Rattennest stürmen!" schrieen sie, und ohne Weiteres wurden die Leitern angelegt, die Thore zerschellt, und unaufhaltsam drang der wilde Strom in die Stadt. Da rettete der pfälzische Vogt die Stadt durch Unterwerfung. Zwar hatte er muthig geredet, aber der Muth saß ihm nur auf der Zunge. Feig unterwarf er sich mit seinen Landsknechten und war so gottes- und pflichtvergessen, daß er den Eid seinem Herrn, dem Kurfürsten, brach und den Bauern Treue und Gehorsam schwur.

Märten Streffer hatte in der Nähe alle diese Ereignisse mit angesehen. Jetzt eilte er über den Rhein, die Hiobspost gen Heidelberg zu bringen.

IX.

Wenn man im Jahre 1525 durch das kleine Dörflein, das die Hardt hieß, hindurch ging, so kam man ganz am nördlichen Ende an ein kleines Hüttchen, dessen Strohdach hinten auf die Erde niederging und unter seiner schiefen Höhlung ein Ställchen barg, darinnen zwei Ziegen blöckten. Ein altes Mütterchen wohnte in dem Stübchen, das Küche, Wohnraum und Schlafstätte zugleich war. Einsam waren des Mütterchens Tage hingeflossen, denn Gatte und Kinder hatte eine Seuche ihr genommen; Armuth war ihr Loos, und Gebet und Trauer ihr tägliches Brod. Sie bedurfte wenig, und dies Wenige warf ihr Fleiß ab, und was fehlte, ersetzte die Barmherzigkeit der bemittelten Insassen des Dörfleins und ihrer Verwandten in Nußdorf. Plötzlich wurde das Hüttlein belebt; denn ein Weib zog ein mit einem bildhübschen Knaben, der nun dem Mütterchen Holz las und auch andere Arbeiten still und willig that. Wer die schlanke und doch so edelgeformte Gestalt des Knaben sah, verwunderte sich darob; aber Niemand dachte daran, daß das Knabenkleid eine Jungfrau verhülle, daß unter der wüsten Pelzmütze, die der Knabe nicht ablegte, ein reiches, glänzendes Mädchenhaar verborgen sei, und daß das bleiche Aussehen des schönen Gesichtchens nicht eine Folge der Krankheit, sondern tiefen Gebrestes des Herzens sei.

Sie lebten so stille, mieden so sehr den Umgang Anderer, daß sie kaum beachtet wurden, zumal denn in solchen Zeitläuften die Blicke hinausgerichtet waren auf das wilde Treiben des Bauernaufruhrs, der sich mit seinen Stürmen immer mehr das Hardtgebirge herabzog. Ohnedem waren aus dem Dörflein alle Männer und Jünglinge fortgezogen zum Kampf, und jedes Haus war eine Stätte des Leids und schwerer, drückender Sorgen.

So war's denn auch gekommen, daß, als des Zeiskamer's Reisige die Leute von Hardt, die sie auf dem Felde trafen, nach des Benz von Nußdorf Töchterlein fragten, sie ohne zu lügen

versichern konnten, die sei nimmer in Hardt gewesen, noch weile sie heuer daselbst. Sie waren darauf unverrichteter Sache abgezogen und — da sie Bechingen und seine Burg erobert sahen, schnell nach dem Rheine geeilt, wo der Marschalk des Kurfürsten den Aufständischen unter Erasmus von der Hauben entgegenstand.

Elsbeth ahnte nichts von der Gefahr, die ihr gedroht, aber sie hatte von dem Auftritt in Edesheim gehört, von dem Brechen der Burgen, und da keine Nachricht kam, zog in ihre Brust eine namenlose Sehnsucht ein, den Vater und Heinz wiederzusehen, und zugleich eine große Angst um sie.

Die Mutter aber wandte immer ein, wie sie sich auch selbst im Knabenkleide so großer Gefahr nicht aussetzen dürfe. Es könne, sagte sie, ihr ja leicht ein Unfall begegnen, der dann ihr Geschlecht verriethe, und das könne höchst unselig gegen sie ausschlagen.

Immer aufs Neue flehte das Mädchen. „Sind denn nicht vier Männer, die mich schützen?“ sagte sie zur Mutter. „Und wenn nun einer von ihnen an einer Wunde Schmerzen leidet,“ fuhr sie fort, „wer soll, wer wird ihn pflegen und seine Leiden mildern? Und in dem Kampfe, wie leicht ist es, daß einer von solch einem Unglück ereilt werde? O Mutter, laßt mich ziehen, ich sterbe vor Angst und Qual!“

Die Mutter verwies sie zu christlicher Ergebung und Geduld, und wies sie hin auf das erfahrene Ungemach, das sie hierher getrieben habe von Haus und Hof.

„Der Unhold ist ja fern, der uns solch Leid bereitet,“ sagte sie zur Mutter, „und wahrlich bei den Männern bin ich sicherer, als hier bei Euch, wo Ihr mich doch nicht vertheidigen könnt.“

Dennoch blieb die Mutter unerschütterlich.

Als aber nun die Kunde kam, daß die Marxburg bei Hambach von den Bauern erstürmt werde, da eilte ganz Hardt auf die Höhe, von wo man Zeuge dieses Sturmes sein konnte, wenn auch nur aus der Ferne. Auch Elsbeth und ihre Mutter stiegen zur Höhe hinan. Als nun die Alte die Vorgänge sah, die Stürme, als sie die Hakenbüchsen und die Feldschlangen knallen hörte, dann die

brennende Burg sah, da neigte sich ihr Herz zu ihres Kindes Wünschen, und am andern Morgen sagte sie selbst zu ihr, daß sie hinab gen Neustadt gehe, zu sehen, wie es um sie stehe.

Da aber flog das Mädchen wie ein Pfeil, den die Sehne treibt, und in kürzester Frist trat sie in das Gemach, wo die vier Führer beim Ochsenwirth Rath hielten, was nun weiter zu thun sei. Sie waren im eifrigen Gespräche, als die Thür aufging und der Knabe hereintrat. Keiner von den drei Männern erkannte sie, selbst ihr Vater nicht; aber das Auge der Liebe sieht scharf.

Heinz rief plötzlich: „Elsbeth, meine liebe Elsbeth!“ Die Männer blickten erstaunt auf den Knaben, und nun erkannten auch sie das ihnen allen so theure Mädchen. Da gab es ein Reden und Erzählen, ein Fragen und Antworten, das kein Ende nahm. Aber mitten durch die frohen Ergüsse der Liebe tönte das klirrende Kettengetöse aus der Kammer nebenan.

Elsbeth vernahm es, und es durchschauerte sie allemal, ohne daß sie die Ursache des entsetzlichen Geräusches kannte, noch errieth. Endlich fragte sie Heinz darnach, und dieser erzählte ihr, wie es gekommen, daß sie Rudolph von Zeiskam in seinen Ketten mit sich führten.

Tief ergriff es ihre Seele, daß ein Mensch von Ketten belastet sei, der doch ein eigentliches Kapitalvergehen nicht begangen habe. Sie legte sich aufs Bitten. „Laßt ihn Urfehde schwören und dann laßt ihn los. O,“ flehte sie, „erlaubt es mir, daß ich seine Ketten und Banden löse.“

Pfriemer, noch weniger Fechenheimer, war nicht der Meinung, eine solche Unklugheit zu begehen; aber am Ende flehte Heinz wie sie, um ihr eine Freude zu machen, und die Alten willigten ein.

Heinz trat mit Elsbeth in das Gemach, wo der Ritter saß.

„Ritter,“ sagte Heinz, „Ihr habt einen guten Engel gefunden! Seht, dies Mädchen, das um ihrer Sicherheit willen im Gewande eines Knaben kommt, bittet für Euch, obgleich sie Euch nicht kennt. Sie ist des Benz' Tochter und meine Braut.“

Rudolph von Zeiskam schlug beschämt die Augen nieder, denn

nun fiel es ihm ein, daß er in der feindseligsten Absicht das Mädchen hatte wollen gefangen nehmen lassen. Er wagte sie kaum anzusehen.

„Ihre Bitte gab Euch die Freiheit,“ fuhr Heinz fort. „Wollt Ihr die Urfehde *) schwören, so seid Ihr heute noch frei!“

Da hob der Ritter das Angesicht gegen das holdselige Mädchen, das ihn anlächelte wie ein Engel und sagte: „Ist es wahr?“

„Ja, ja!“ rief in kindlicher Freude das Mädchen.

„Kind, so vergelte dir's Gott!“ sprach feierlich der Ritter, „und kann ich dir oder dir, Heinz Pfriemer, denn du hast mich menschlich behandelt, je vergelten, so soll Gott meiner vergessen, wenn ich es nicht thue!“

Heinz löste seine Ketten, und nun schwur er die Urfehde und ging.

Fechenheimer sah ihm mit Unwillen nach. Elsbeth sah es.

„O,“ rief sie, „Herr Ritter, Ihr wollt mir vergelten. Seht, jetzt schon ist der Augenblick da! Ihr habt dem Fechenheimer Uebels gethan, er Euch. O, gebt euch jetzt, wo Ihr wieder frei einander gegenüber steht, die Hand der Versöhnung!“

In dem Tone des Mädchens lag eine bewältigende Macht. Der Ritter stand und drehte sich um.

„Es ist wahr,“ sagte er, „wir sind quitt. Dies Mädchen übt einen Zauber aus! Sie hat mit ihrem Worte mir das Herz umgewendet. Hier ist meine Hand, obgleich du mir schrecklich vergolten hast, Jacob!“

Da reichte ihm auch Fechenheimer die seine.

„O, Herr Ritter,“ sagte Elsbeth, kühner gemacht durch ihre Erfolge, „Ihr geht zu dem Herrn Kurfürsten. Er soll so gut und sanftmüthig sein. Redet zu seinem Herzen, daß er doch den Leuten nachgebe und ihre Lasten erleichtere, damit doch dies Kriegswesen ende!“

---

*) Urphede, Urfehde schwören hieß: durch einen heiligen Eid betheuern, daß man die Waffen in diesem Kampfe nicht mehr führen wolle.

Rudolf ließ lange seinen Blick auf den Zügen des Mädchens ruhen. Endlich sagte er: „Du verdientest eine Königin zu sein mit deinem Herzen! Wisse denn aber, Kind, daß ich das dem Kurfürsten sagen will, so wahr mir einst Gott der Herr helfe!“

Und er ging mit freundlichem Grüßen gegen seine Feinde von dannen. Benz wischte sich etwas vom Auge, was einer Thräne glich wie ein Tropfen Wassers dem andern. Fechenheimer sah ernst unter sich. Pfriemer's Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem Mädchen, und sie legte mit seligem Lächeln das Haupt an die Brust ihres Heinz, der sie innig an sich drückte.

Diesen stillen Augenblick, der einem besseren Wesen in Aller Herzen den Weg zu bahnen schien, störten einige Rottmeister des Bauernheeres, die von den Thor- und Lagerwachen meldeten, daß man dort Zwei angehalten habe, die sich als Boten des Kurfürsten ausgäben.

Betreten blickten sich die Männer an.

„Wer weiß,“ sagte Pfriemer, „vielleicht will er sich milder geben, als wir glaubten. Wir wollen sie hören. Laßt sie kommen!“

Dieses Unerwartete hing aber so zusammen.

Als die Siege der Bauern Schlag auf Schlag folgten, war Märten Streffer mit der Kundschaft über den Rhein geeilt. War sie eine Hiobspost, so erfuhr er eine Freudenbotschaft, ehe er das rechte Ufer des Rheins erreichte, und diese konnte das Bittere der andern versüßen. Erasmus von der Hauben war wie ein Mordbrenner durchs Land gezogen, und sein Anhang hatte sich vermehrt wie der Schneesturz, der vom Berge herabgleitet. War schon oben am Gebirge jede Schranke der Zucht und der Sitte zu Boden getreten, wenn es das Eigenthum der Klöster und Ritter galt, so war es bei seinem Zuge nur den Klöstern zugedacht, daß sie verschwänden. Burgen fand er auch nur wenige.

Obgleich der Bauernaufstand im Neckarthale dem Kurfürsten eine Theilung seiner Kriegsmacht gebot, so zog doch der Marschalk nach dem Rheine, dem Erasmus entgegen, und da kam es denn zur entscheidenden Schlacht. So lange die Feldschlangen nicht

knallten, standen die Bauern; als aber diese ihre Verheerungen begannen, stiebten sie wie Spreu vor dem Wind auseinander. Erasmus wandte sich gen Pfeddersheim, und dort loderte aufs Neue der Brand der Empörung auf, und Wachenheim erntete zuerst den vollen Gewinn des Verderbens von diesem Aufstande. Diese Kunde brachte eiligst Märten Streffer dem Landesherrn, und der sanftmüthige Kurfürst erkannte es, jetzt sei die Stunde da, die Hand friedlicher Verständigung zu bieten. So zog denn der Kanzler hinüber mit dem Oelzweige des Friedens. Von einer Anzahl bewaffneter Bauern umgeben trat der Kanzler des Kurfürsten, begleitet von einem Schreiber, in das Gemach. Die bewaffnete Schaar von des Marschalks Heer, die ihm zum Schutze gedient, mußte außerhalb des Lagers und der Stadt harren. In ihre Mitte hatte sich auch Rudolf von Zeiskam begeben. An einem länglich runden Tische im Hause des Ochsenwirthes saßen die vier Nußdorfer, als der Kanzler eintrat.

Ehrerbietig grüßend standen sie auf und Heinz rückte den Abgesandten Stühle zurecht. Die Bauern setzten sich erst, nachdem der Kanzler sich niedergelassen hatte.

Mit gewandter Rede, schonend und ernst mahnend zugleich, wies der Kanzler sie hin auf das Unrecht, das sie beginnen, auf das frevlerische Brennen und Rauben, auf das gottlose Auflehnen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. „Dennoch,“ fuhr er fort, „biete der Kurfürst, der mit Recht den Namen des Sanftmüthigen führe, die Hand friedlicher Verständigung und hoffe, daß die Aufständischen mit Einsicht und dem Gefühl ihres Unrechts ebenfalls geneigt seien, Alles wieder in das Geleis gesetzlicher Ordnung und guten Rechtes zurückzuleiten; damit sie aber darin nicht etwa eine Schwäche erkenneten und trotzig zu sein Lust bekämen, müsse er ihnen sagen, daß jenseit des Rheines der Aufstand besiegt sei, und der Marschalk die zügellosen Haufen des Erasmus von der Hauben gänzlich zersprengt habe und mit raschen Schritten nahe, um die Schandthaten dieses Verbrechers und seiner neugewonnenen Haufen zu Wachenheim mit der ganzen Schärfe des Schwerdtes zu züchtigen.

Er sei," fügte er hinzu, „beauftragt von seinem gnädigen Herrn und Gebieter, den Aufständischen anzubieten, eine Unterredung mit ihnen in der Rathhausstube des Dorfes Forst zu halten, zu welcher er selber in hoher Person zu kommen gedenke, um ihre Beschwerden zu hören und nach Kräften abzustellen, aber auch ihnen diejenigen Bedingungen zu stellen, die er als Landesherr seinen aufrührerischen Unterthanen stellen müsse. Als Bedingung dieser Zusammenkunft habe er die erste Forderung zu stellen, daß der Ritter Erasmus von der Hauben dem Arme der Gerechtigkeit ausgeliefert werde."

Die gewandte, würdevolle und doch mildgewinnende Weise, wie der Kanzler dies Alles vorzubringen verstand, blieb nicht ohne eine eingreifende Wirkung bei den Bauern.

Pfriemer nahm das Wort und sagte: „Sie erkenneten in den Worten des Kanzlers wohl die sanftmüthige Gesinnung des Kurfürsten an, allein sie hätten auch das Recht auf ihrer Seite und auch die Macht. Wenn der von der Hauben wirklich geschlagen sei, so berühre sie das nicht. Er habe sich ohnehin von ihnen getrennt; auch könnten sie ihn nicht ausliefern, da er nicht in ihrer Gewalt sei, sie nicht einmal wüßten, wo er sich herumtreibe. Was die Zusammenkunft beträfe, so stehe die Antwort darauf nicht in ihrer Macht. Der Herr Kanzler möge weilen, bis sie das Heer selber in seinen besten Männern gefragt. Dies solle sogleich geschehen; sie wollten alsdann die Antwort schnell überbringen."

Der Kanzler entfernte sich, nachdem er sie nochmals kurz, aber höchst eindringlich auf die Nothwendigkeit der Beilegung hingewiesen, theils um nicht das Maaß ihrer Schuld noch mehr zu häufen, theils um nicht noch mehr Unheil für Einzelne anzurichten, aber endlich, um nicht durch Vernachlässigung ihrer ländlichen Geschäfte Noth und Verderben über sie und die Ihrigen zu bringen, ja über die ganze Pfalz.

Nachdem der Kanzler weggegangen war, berief der alte Pfriemer die hervorragendsten und einflußreichsten Männer des Heeres. Er stellte ihnen das vor, was der Kanzler gesagt, und die Versammlung entschied sich für die Unterredung mit dem Kurfürsten;

aber, meinten sie, es sei nothwendig, daß man sich darüber einige, wie groß die Begleitung des Kurfürsten sei, damit nicht irgendwie ein Verrath geübt werde. Dreißig Pferde, meinten sie, sei das höchste, was dem Landesherrn zuzugestehen sei, und mit dreißig Pferden wollten auch sie gen Forst ziehen. Die beiderseitigen Heere aber müßten in ihren Stellungen bleiben.

Diese Kunde brachte Pfriemer dem Kanzler, und dieser fand keinen Grund, darin etwas Nachtheiliges zu argwöhnen.

So wurde es denn festgestellt, daß bis zur Besprechung nichts Neues unternommen werden dürfe, und der Tag der Unterredung in Forst anberaumt.

Obwohl Viele im Bauernheere diese Lösung wünschten, so war doch auch eine große Zahl Solcher vorhanden, die darein nicht willigen wollten, weil das Leben im Saus und Braus ihnen gefiel, und das Plündern der Burgen und Klöster ihnen besser zusagte als das mühselige Arbeiten.

Dennoch gelang es den Besseren, die Böswilligen zu beruhigen, und das dem Kanzler gegebene Wort wurde gehalten.

Am Tage der Unterredung ritten mit den Führern noch sechs und zwanzig Bauern gen Forst. Wohlbewaffnet mit stattlichen Schwerdtern traten sie in das Rathhaus der Gemeinde Forst, des Kurfürsten zu harren. Es waren kernige, mannhafte, kräftige Gestalten. Die Bauern begriffen die Wichtigkeit des Augenblicks. In ihrem Wesen prägte sich ein trotziger Sinn, aber auch ein tiefer Ernst aus. Sie hatten den alten Pfriemer zu ihrem Fürsprech erwählt, wohl wissend, daß er dazu ganz gemacht sei.

Sie saßen im Halbkreise, Pfriemer in der Mitte, und verhandelten noch lebhaft ihre Forderungen, als Pferdegetrappel die Ankunft des Kurfürsten ankündigte.

Pfriemer hatte vorgeschlagen, den Kurfürsten an der Thüre des Hauses zu empfangen, aber die Mehrzahl war aufs schärfste dagegen. So blieben sie ruhig sitzen; als aber die Thüre sich öffnete und die stattliche Gestalt des Kurfürsten hereintrat, da standen sie Alle auf und neigten sich vor ihm voll Ehrfurcht. Vor

ihm gingen der Marschalk und der Kanzler, und die Weisesten seiner Räthe folgten ihm.

Die Gestalt des Kurfürsten war groß und edel. Um das schöne männliche Gesicht, dessen Ausdruck mild und freundlich war, kräuselte sich ein gar schöner Bart, der auf die hohe Brust fiel. Der mit Hermelin besetzte Kurfürstenhut bedeckte sein Haupt. Ein schwarzes Sammtkleid stand ihm herrlich zu Gesicht. Enganliegende hirschlederne Beinkleider reichten bis in die breitüberhängenden Stulpstiefel. Eine ungemein schwere goldene Kette hing auf seiner Brust, und von einem reichverzierten Wehrgehänge wurde das kostbare Schwerdt getragen. Ein kurzer Mantel von Hermelin hing leicht um die breiten Schultern des Fürsten.

Es war mehr der leise Anflug von Trauer, welcher das Auge des Kurfürsten umdüsterte, als Unmuth. Die tiefen Falten der Stirne zeigten, daß die Regentensorgen nicht allein dem Kanzler zufielen. Die sonst so frische Farbe des Fürsten war einer Bläße gewichen, die von dem Leide zeugte, das seine Seele trug um die verirrten Unterthanen. Der Gruß des Fürsten war herzlich und volles Zutrauen erweckend. Er allein war bedeckten Hauptes in der Versammlung.

Kaum hatte sich das aus dreißig Personen bestehende Gefolge geordnet, als der Kurfürst sie Alle niedersitzen hieß. Er nahm das Wort.

Aus seiner bewegten Seele rangen sich die Worte los. Sie kamen aus tiefstem Grunde dieser edeln Seele. Er sprach den Schmerz aus, daß der unbändige Geist wilder Zerstörungssucht, Selbsthilfe und unseligen Verlangens nach fremdem Eigenthume, der wilde Geist der Widersetzlichkeit gegen das heilige Recht und Gesetz, der durch das deutsche Reich hindurchgehe, auch seine lieben, bisher so getreuen Pfälzer ergriffen habe, eingehaucht von Verworfenen, die sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen hätten. Einer dieser Ruchlosen habe dies besonders bewirkt. Tief bedauere er es, müsse es darum auch strenge rügen, daß sie sich zu Verbrechen hätten hinreißen lassen, den Landfrieden zu brechen, die

Stätten des Friedens und der Andacht zu berauben und zu zerstören, mit den Heiligthümern heillosen Frevel zu treiben. — Immer mehr steigerte sich bei diesen Worten der Ernst des Kurfürsten, seine Stimme wurde lauter, der Ausdruck des tiefen Unwillens schärfer. Er hielt ihnen alle ihre Verbrechen vor und schloß mit dem Alle erschütternden Worte, daß das eigene Gewissen ihnen sagen müsse, sie Alle seien dem Schwerdte der Gerechtigkeit verfallen.

Hier hielt der Kurfürst einen Augenblick inne, und sein fester Blick traf jeden Einzelnen im Kreise, und Jeder schlug seine Augen nieder im Gefühle der Wahrheit dessen, was der Kurfürst gesagt.

Darauf fuhr er fort, und sein Ton wurde väterlich milde, — er sähe sie Alle nur als Verführte an, als Irregeleitete, als Ergriffene vom Schwindel einer Freiheit, die nicht Freiheit, sondern Zügellosigkeit sei; denn wahre Freiheit achte und ehre das Gesetz und das Recht über Alles. Und weil er sie als Verirrte betrachte, so sei er als Vater in ihre Mitte getreten, obwohl er es mit der Strafgewalt der Waffen habe thun können. Statt zu vergelten wolle er verzeihen, wenn sie in reuevollem Erkennen ihres Unrechtes zu ihren Wohnungen und Geschäften zurückkehrten und den Frevler von der Hauben auslieferten. Er wolle, schloß er, gerne ihre begründeten Beschwerden abstellen.

Der Kurfürst hatte geendet. Der Eindruck seiner so ernsten als milden Worte war tief. Stille saßen die Bauern da und blickten unter sich. Gerade die wildesten und die größten Schreier, die viel Wesens davon gemacht, wie sie dem Kurfürsten die gute Wahrheit sagen wollten, waren bleichen Antlitzes verstummt. Die Wahrheit hatte sie schwer getroffen.

Da erhob Pfriemer das Haupt, und als er sich überzeugt, der Kurfürst habe geendet, da stand er auf, blickte ehrerbietig aber fest in des Kurfürsten Auge und hob dann an: Daß sie in gebührender Ehrfurcht sein Wort angehört, aber nun auch erwarteten, daß er, der von sich gesagt, er sei als ein Vater in die Mitte der verirrten Kinder getreten, nun auch diese Kinder hören und ihre Beschwerden abstellen werde. Vorerst beklage er es mit ihm, daß Frevel sei

getrieben und das Heilige entweiht worden; das sei nicht sein, nicht seiner Freunde Wille gewesen, auch sei ihre Hand rein davon; es sei schwer einen Strom zu dämmen, daß er nicht ausbreche und Verderben stifte. Wenn aber der Kurfürst glaube, daß der Aufstand bloß und lediglich durch den Erasmus von der Hauben hervorgerufen worden sei, so sei das falsch. Das Wort des Ritters Erasmus sei nur der Funke gewesen, der in das Zündkraut gefallen sei, und es entzündet habe. Es sei heute oder morgen doch zum Brennen gekommen, denn die Lasten, die sie niederdrückten und beugten, der Druck der Frohnden, die Unmenschlichkeiten der Ritter, die Härte der Vögte, das Unchristliche der Leibeigenschaft, die Schonungslosigkeit, Unsittlichkeit und Habsucht der Mönche, das Alles sei genug gewesen, das Volk zur Verzweiflung zu bringen, da nirgends Abhilfe gewesen, keine Bitte Gehör gefunden habe. Nachdem dies im Allgemeinen vorgehalten, ging er ins Besondere ein. Er belegte Alles, was er gesagt, mit Beispielen, und hob besonders auch hervor, wie die Hördter Pfaffheit in Leimersheim gehandelt, was sein Schwager Fechenheimer vom Ritter von Zeiskam erfahren, wie ihm der Vogt von Germersheim mitgespielt und wie er des Benz Tochter Elsbeth um keinen Preis habe wollen freikaufen lassen.

In des Kurfürsten Antlitz konnte man den Mißmuth lesen, solche Dinge hören zu müssen. Er blickte den wundersam beredten Bauer, der so frei, so ruhig, so klar, so geordnet sprach, mit wachsender Theilnahme an und lieh ihm völlig sein Ohr.

„Pfriemer,“ unterbrach er ihn, als er von Elsbeth's Befreiung sprach, „glaubst du, daß von dem Allem eine Silbe an mein Ohr drang? O, wie gerne würde ich geholfen haben! Damit du es erkennst, so sei das Mädchen in diesem Augenblicke gefreiet durch mein fürstliches Wort, und Jacob von Fleckenstein wie auch Rudolph von Zeiskam werde ich zur Rechenschaft ziehen. Glaubet mir, liebe Pfälzer, mir ist es eine Lust zu segnen, aber ein bitteres Weh zu strafen! Doch,“ fuhr er fort, „Pfriemer, du hast geklagt, du hast deine Klagen mit Beispielen belegt, die ich zum Theil

abstellen kann: — aber ist das Alles, so ist bald unser Friede hergestellt, und ich will die Stunde segnen, die ich hier zubrachte!"

„Nein, Herr Kurfürst und Pfalzgraf," sagte Pfriemer, „das ist nicht Alles. Ich will's Euch nun auslegen, was wir wollen. Gewährt Ihr uns das, so gehen wir heim in Frieden, vorausgesetzt, daß alle Unbill vergeben und vergessen sei."

„Das hab' ich dir zugesagt," bemerkte der Kurfürst.

Pfriemer fuhr fort: „Was wir wollen, ist dieses: Ihr löset die Leibeigenschaft, wie Ihr sie Elsbeth Benz gelöst —"

„Und Märten Streffer von Nußdorf!" fiel der Kurfürst ein und meinte etwas recht Dankenswerthes gesagt zu haben.

Alle Bauern sprangen auf, als ob sie eine Schlange gestochen.

„Was?" rief Pfriemer. „Den Landesverräther habt Ihr gefreiet? den, dem der hänfene Strick von allem Volke zuerkannt ist?"

Der Kurfürst stand wahrhaft verblüfft da. Er sah den Kanzler an, als ob er sagen wollte: „Hilf du, gewandte Zunge." Der verstand den Blick, stand auf und nahm das Wort, und es gelang ihm auch Alles wieder rund zu machen. Die Bauern setzten sich beruhigt nieder und dachten wohl, daß die Freiung ihn nicht retten solle, käme er in ihre Hand.

Pfriemer fuhr fort, nachdem der unangenehme Zwischenfall erledigt war, die Forderungen der Aufständischen geltend zu machen. Aufhebung der Leibeigenschaft in Summa, wiederholte er, dann Aufhebung des kleinen Zehntens und Blutzehntens, die Erlaubniß, das Wild für sich zu erlegen, das ihre Saaten abweide; den Wald wollten sie nicht betreten, sofern sie kein Recht dazu hätten. Daran schloß sich die Erlaubniß des Fischens in den Wassern, sofern sie ihr eigenes Land oder ihre Almend *) berühren; das Empfangen des nöthigen Bau- und Brenn- und anderweitigen Nutzholzes aus den Wäldern um billigen Geldsatz, damit das Freveln und Büßen **)

*) Gemeindegut.

**) So viel als strafen.

aufhöre; Minderung der vielen harten Frohnden für die Herrschaft, die Klöster und Ritter; Rückgabe der ihnen entrissenen Almenden; Aufhebung des Mord- und Bastardfalles, von dessen Ursprung keine Menschenseele wisse; Milderung der Abgaben überhaupt, da der arme Mann kaum mehr im Stande sei, die Hälfte derselben, zugeschweigen das Ganze herbeizuschaffen; endlich aber verlange das Volk, sollten sie mit thaten, auch mit zu rathen, oder mit anderen Worten, die Herstellung ihrer alten Volksberathung, damit nicht Unrecht stattfinde und zeitig zum Ohre des Landesherrn bringe, was Unbilliges irgendwo und wie und wann vollbracht werde und ohne Beirath des Landtages keine neue Lasten ihnen aufgebürdet würden. Gewähre das der Kurfürst und auch der Bischof von Speier unter Vergessen alles bisher Geschehenen, und binde es durch Handgelöbniß, so wollten sie friedlich heimgehen, wo nicht — und feierlich erhob er seinen Arm, sprach mit einer wahren Donnerstimme: so möge Gott die Schuld denen zurechnen, die sie verwirkt!

Als Pfriemer mit diesen Worten schloß, erschallte plötzlich Trompeten- und Zinkenschall von der Straße her. Erstaunt und erbleichend blickten sich die Begleiter des Kurfürsten an. Ebenso verblüfft standen die Bauern.

„Was ist das?“ rief der Kurfürst.

„Verrath!“ schrie der kleine Kanzler, der an das Fenster getreten war. „Es nahen die Bauernhaufen mit Macht! Das gilt Euch, Herr Kurfürst!“

Die Begleiter des Kurfürsten waren aufgesprungen und die Hände lagen am Schwerdtgriffe.

„Haltet ein!“ rief Heinz Pfriemer mit seiner mächtigen, glockenhellen Stimme und sprang ans Fenster. Ein Blick reichte hin, ihm das Räthsel zu lösen.

„Herr Kurfürst,“ rief er, „fürchtet nichts! Wir alle stehen zu Euch, wenn der Spitzbube, der das angezettelt hat, der Ritter Erasmus von der Hauben, irgend eine Meuterei im Schilde führen sollte. Nur über unsere Leichname sollen sie an Euch kommen.“

Während dies im Saale vorfiel, waren die Bauern genaht.

Achttausend Männer schritten in engern Gliedern, die ganze Straße einnehmend, daher, voraus die rothe Nußdorfer Fahne und Erasmus von der Hauben. Vor dem Rathhause hielten sie an, und im furchtbaren Chor erklang des Liedes Vers:

„Es ist ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit ist ein' Leichen;
Es gibt nur eitel Herrn und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab sein Blut.
Fragt ihr, wer's thut?
Die in den Burgen hausen
Und schmausen!"

Es war ein Gesang, so wild, so erschütternd, daß eines Jeden Nerven erbebten und er durch Mark und Bein ging.

Der Kurfürst war ruhig, aber die Blässe seines Gesichtes gab Kunde, daß es ihm kein erfreulicher Gedanke sei, sich in solcher Gewalt zu wissen. Es bewegte seine Seele der Gedanke, wie doch sein armes Volk mißhandelt worden sei, und nun hatte dies Lied ihn tief erschüttert.

Heinz Pfriemer arbeitete sich durch, um auf den Balkon zu kommen, der in der ganzen Giebelbreite des Rathhauses sich befand.

Kaum sah ihn das Volk, so wirbelte ein Jubelruf durch die Lüfte. Heinz winkte und alsbald trat eine lautlose Stille ein.

„Was wollt ihr hier?" rief er mit mächtigem Schalle; „habt ihr nicht euer Wort gegeben, die Besprechung nicht zu stören? Und nun brechet ihr dies Wort und häufet Schmach und Schande, Treubruch und Verrath auf euch und uns! Schämet euch und schämet euch um unsertwillen. Trauet ihr uns nicht mehr? Haltet ihr uns für Verräther, so ziehet vors Dorf und wir legen unsere Köpfe vor euch auf den Block, so ihr uns untreu findet; aber brechen solltet ihr eure Zusage nicht, weil der Strolch von der Hauben euch verleitet. Trauet ihr dem Kirchendieb und Bauernschinder mehr als uns, so sei's. Folget dem Ruchlosen und vollendet das Werk der

Schmach und der Treulosigkeit. Wo nicht, so jagt ihn von dannen und erfüllet, was ihr dem Kurfürst gelobet durch uns!"

„Er hat recht! er hat recht!" riefen die Bauern.

Von der Hauben würde ihn erdolcht haben, hätte er ihn erreichen können.

„Glaubt ihm nicht!" schrie er im wildesten Zorne.

„Er hat meine Braut heimlich rauben wollen. Sein Knappe hängt an der Linde zu Nußdorf!" rief Heinz. „Trauet ihr ihm mehr als mir?"

Ein wildes Geschrei ertönte für und wider; aber bald entwirrte sich der Knäuel. Mit unsäglichem Grimm erkannte Erasmus von der Hauben seine Niederlage. Nur ein kleiner Theil der Bauern folgte ihm, die ungleich größere Menge wandte sich um und kehrte dahin zurück, von wo sie hergekommen. Der Kurfürst und seine Begleiter athmeten erst wieder frei, als der schwere Tritt der letzten Bauern verklungen war.

Als Heinz wieder durch die Thüre des Balkons hereintrat, reichte ihm der Kurfürst die Hand.

„Du hast dich als ein braver Mann bewährt und ich sehe, daß ihr alle schuldlos seid; aber das tritt aufs Neue ins Licht, wie gefährlich der von der Hauben ist," sagte er. „Er muß der Strafe verfallen."

„Euer Wille geschehe," sagte Heinz; „nur können wir's nicht gleich erfüllen, wie es Euer Herr Kanzler verlangte. Er hat immerhin einen Anhang im Volke, der seines Gelichters ist. Gönnt mir Zeit, und ich gelobe es, ihn zur Haft zu bringen!"

„Wohlan, es sei, wie du sagst," fuhr der Kurfürst fort.

„Noch Eins, Herr Kurfürst," sprach Heinz; „uns müßt Ihr einen andern Strolch ausliefern, den Märten Streffer —"

„Was that er Euch?" fragte betroffen der Kurfürst.

Da brach Heinz' ganzer Zorn hervor. Er wies dem Kurfürsten nach, wie er Lug und Trug auf seinen Vater und ihn gehäuft; wie er die Spänne mit dem Vogte von Germersheim geschürt; aus Rache seiner Elsbeth Freikaufung verhindert, die nun der Kurfürst selbst gefreiet; wie er dem Zeiskamer die heillosen Rathschläge

gegeben, und das ganze Sündenregister des Kundschafters entrollte sich vor aller Augen.

Der Kurfürst war betreten. Das merkte der schlaue Kanzler und nahm das Wort. Glatt wie ein Aal und sich windend wie eine Schlange war seine Rede. Gelahrte Redensarten flossen drinnen hin. Allmählich lenkte er den Gedankenkreis der Bauern wieder auf das Allgemeine und meinte, es sei doch heute nicht mehr möglich, die Punktationen einer Einigung aufzustellen, da der Vorgang auf der Gasse allzusehr einen Jedweden erregt habe. Er schlage daher vor, daß sobald als möglich gemeine Landschaft, Ritterschaft, Klerus und Landesherrschaft zu einem Sendtage oder Landtage zusammentrete, um alle desideria und gravamina zu prüfen und in gesetzlicher, ordentlicher Weise zu lösen. Bis dahin solle der Landfriede wie die alte treuga Dei ausgerufen werden und ein Jeglicher seine Waffe niederlegen und nach Hause gehen.

„So sei es," sagte der Kurfürst, dessen Brust leichter athmete.

Obgleich viele Bauern leise die Köpfe schüttelten und meinten, ein Fuchs habe mehr als ein Loch in seinem Baue, so hatte doch die Mehrzahl, gerade je weniger sie das hochgelahrte Gerede des Kanzlers verstanden hatte, Lust, ohne Arg in diesen Vorschlag zu willigen. Dazu gehörten vorzugsweise die Nußdorfer. Endlich stimmten, überredet von diesen, auch die Zweifelnden bei und durch Handgelöbniß wurde das Alles besiegelt.

Die Zeit war weit über Mittag bereits vorgerückt. Der Kurfürst lud die Bauern zu Gast, die das auch annahmen; nur Heinz sagte: „Herr Kurfürst, lasset mich erst zum Volke gehen. Ihr seht, wie leicht der Strolch von der Hauben es irre leiten kann. Draußen stehen die achttausend und harren. Lasset mich ihnen die Kunde bringen, daß nicht neuer Treubruch vorbereitet werde. Ich kehre nach gethanem Werke zu Euch zurück."

„So geh' mit Gott, mein Sohn," sagte der edle Ludwig von der Pfalz, „und möge Gott deine Friedensworte segnen."

Während die Uebrigen alle dem Kurfürsten folgten zum Banket, eilte Heinz sein Roß zu besteigen, und flog hinaus zu dem Volk.

In Gruppen standen sie da, die Lage der Sache erwägend; aber Erasmus von der Hauben hatte durch Märten Streffer, der horchend an der Rathhausthüre gestanden, einen Wink erhalten und sich aus dem Staube gemacht.

Als die Bauern Heinz daher sprengen sahen auf seinem stolzen Rosse, das er in der Kästenburg erbeutet, da begrüßte ihn ein tausendfacher Jubel. „Er bringt uns Kunde!“ riefen sie. Schnell ordnete sich ein mächtiger Ring, in dessen Mitte Heinz hielt.

Er winkte mit der Hand und es trat tiefe Stille ein.

Jetzt erzählte Heinz den Hergang genau. Seine helle Stimme klang zu jedem Ohr und trug ihm deutlich und vernehmlich seine Worte zu, bis er geendet.

Nun gab es ein murmelndes Hin- und Herreden.

Gar schwer einigt sich der Bauer. Bei seinem Mißtrauen ist es schwer, daß er Zutrauen gewinne. Mehrmals nahm Heinz das Wort wieder. Erst als die Dämmerung zu nahen drohte, waren die Würfel gefallen; die Bauern nahmen die Vorschläge an, wollten aber, wenn auch ruhig, doch bis zur endlichen Lösung durch den Landtag gewaffnet bleiben.

Als dieser Beschluß des Friedens endlich gefaßt war, blickte Heinz dankend gen Himmel. Heute war ihm doch Manches in anderm Licht erschienen. Die Worte des edeln Fürsten hatten seine Seele erschüttert, und es schien ihm, die wilde Gewalt, die sie geübt, sei nicht zu rechtfertigen. Glücklich pries er sich deßfalls, und frohen Herzens wollte er zu dem Gelage zurückkehren, als in den äußersten Kreisen des Rings ein Tumult erschallte.

„Märten! Märten!“ rief das Volk, und bald drängten sich mehrere Männer in den Ring, den rothen Strolch, der todtbleich aussah, herbeischleppend.

Er war umhergeschlichen und drängte sich vor, Alles genau zu vernehmen.

„Hängt ihn auf!“ schrie das Volk. „Hängt ihn auf!“

„Erbarmet euch!“ rief, die Hände faltend und auf die Kniee sinkend, der Verräther.

„Fort mit ihm!“ schrie das Volk wieder und immer lauter.

Heinz sah ihn an. Seine Stimmung war nicht geeignet, der Rache Raum zu geben.

„Hört mich!“ rief er, und das Volk schwieg, seinem Wort, gehorsam. „Laßt ihn laufen, ist mein Rath. Laßt ihn geloben, daß er dem Verrath entsage, und besudelt das heutige Werk des Friedens nicht mit Blut.“

Märten Streffer hob seine Hände in die Höhe und rief laut: „Ich gelobe von heute an, was Heinz gesagt!“

„Geh' hin, du hast es an mir nicht verdient!“ rief er ihm zu.

„Hätten wir den von der Hauben, der uns irre geleitet, der müßte dran!“ riefen einige aus dem Volke.

„Ich weiß, wo er ist,“ sagte Märten Streffer, glücklich, daß er die Volkswuth auf einen Andern lenken konnte. „Ich bringe euch Kunde!“ versicherte er und machte sich davon.

Bei dem Mahle des Kurfürsten war es anfänglich sehr still geblieben. Jeder gab seinen Gedanken Gehör und stellte sich das heut Erlebte in seiner Weise zusammen. Hier und da flüsterten zwei miteinander. Den meisten der Bauern wollte die Sache nicht recht zu Kopf. Was sie am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß keine Frist gesetzt war für das Zusammentreten des Landtags.

Als der Wein die Zungen löste, wurden diese Gedanken laut, und Fechenheimer, der sich bis jetzt still gehalten, hob an, dem Kurfürsten dieses Bedenken zu äußern.

Nach vielem Hin- und Herreden kam man denn endlich auch darüber ins Klare, daß als äußerster Punkt das Pfingstfest festzustellen sei. Nun kreisten die Becher lustig und die Bauern redeten laut, wie es ihnen ums Herz war. Das war aber ein Liedlein, das dem Kurfürsten übel klang. Allmählich wurde es überlaut.

Da wurde der Kanzler abgerufen.

Es war Märten Streffer, der auf ihn harrte.

„Was willst du?“ fragte der Kanzler, dem es ungemein unbehaglich war.

„Euch warnen,“ sagte der Unverbesserliche, „denn ich habe Reden gehört, die vorschlugen, den Herrn Kurfürsten aufzuheben. Da könne man ihm vorschreiben, was er thun solle und was die Bauern wollten.“

Mit Entsetzen hörte das der Kanzler. Verglich er es mit den wilden Aeußerungen der Bauern, so däuchte es ihm, als sei die Gefahr groß.

„Wo stehen die Bauern?“ fragte er. „Ist eine Stelle, wo man gut entweichen kann?“

„Gen Neustadt,“ sagte Märten. „Dort ist der Weg frei. Die Bauern sind theils in Forst, theils weiter weg; andere liegen auf den Feldern im Lager. Eilet, ehe es zu spät ist!“

Auch hier hatte der Schurke gelogen. An die geheiligte Person des Landesherrn die frevelnde Hand zu legen, war in keines Bauern Seele gekommen. Und dennoch warf er den Feuerbrand des Verdachtes dazwischen, weil friedliche Einigung ihm eine reiche Quelle des Verdienstes entzog. Während der Kanzler wieder in das Gemach trat, machte sich der Verräther, der eben erst dem Strick entgangen war und gelobt hatte, sein unseliges Werk zu lassen, schnell hinweg, weil er noch Anderes auszuführen im Sinne hatte. Den Bauern nämlich sich werth zu machen, galt ihm jetzt, wo er so nahe am Abgrunde durch sie geschwebt hatte, höher als Alles.

Der Kanzler flüsterte Märten's Kundschaft in des Kurfürsten Ohr. Dieser erhob sich anscheinend ruhig und entfernte sich. Nach ihm der Kanzler, der den übrigen Begleitern des Kurfürsten Winke gegeben; einer nach dem andern verschwand, während einer der Bauern nach dem andern von dem edeln Weine bemeistert zur Erde sank. Allmählich wurde es still im Gemach, und während die Bauern ihren Rausch ausschliefen, war der Kurfürst mit den Seinen nach Neustadt gekommen, von wo er unbemerkt nach Heidelberg entwich.

Die aber, welche seine Sanftmuth nicht theilten, sondern mit roher Gewalt dreinschlagen und die Bauern zu Boden werfen wollten, fanden jetzt ihn empfänglicher für ihre Saat und streuten sie unermüdet. Wie hier eine Parthei den Frieden nicht aufkommen zu

lassen trachtete, so im Bauernheer die, welche immer neuen Verdacht erhoben und jede Maßregel, so die Flucht des Kurfürsten, dahin deuteten, als sei, was er gesagt, nicht sein Ernst.

X.

In Pfeddersheim, wo der Ritter Erasmus von der Hauben jetzt die Rolle des Anführers spielte und eine ungetheilte Macht ausübte, lagen seine Schaaren, die Früchte des Zuges nach Wachenheim genießend. Da kam die Kunde von den versöhnlichen Schritten des Kurfürsten und von dem nahen Frieden. Diese Kunde fiel wie ein Donnerschlag auf des Ritters Haupt. Kam eine friedliche Lösung zu Stande, so war er verloren, das erkannte er. So war es denn eine Lebensfrage die, wie er Mittel und Wege finde, solcher Einigung entgegenzuwirken. Schnell brach er nach Forst auf, um wo möglich noch vor der Besprechung die Brandfackel zu schleudern.

Er kam zu spät, die Nußdorfer abzuhalten, die er wohl fürchtete, seiner Schurkereien und ihrer Entdeckung in Nußdorf gewiß, die er aber durch die Macht seines Anhanges zu besiegen hoffte. Als er mit einem Haufen von nahe an tausend Mann Neustadt erreichte, war es ihm ein Leichtes, die Bauern zu dem Zuge nach Forst zu bestimmen. Es sei Gefahr für die Nußdorfer Führer, sagte er ihnen. Der Kurfürst wolle sie nur heimlich machen, *) um sie desto sicherer in die Falle zu locken, die er ihnen gestellt; denn Kundschafter hätten gesagt, der Marschalk nahe mit seinen Landsknechten Forst, um sie dort aufheben zu können. Es gelte darum, fuhr er fort, ihnen zuvorzukommen, und das am Kurfürsten und seinen dreißig Begleitern auszuführen, was er gegen die Nußdorfer im Schilde führe.

Diese Kunde, verbunden mit diesem Vorschlage, fand Eingang.

---

*) Volksausdruck für Sichermachen, Zutrauen einflößen.

Schnell flog's durch die Haufen, und bald erhoben sich die achttausend Bauern und zogen gen Forst in der festen Absicht, den Kurfürsten zu fangen.

Dort störte Heinz Pfriemer's Auftreten des Ritters Pläne. Die Bauern ließen sich besänftigen, und ihr Haß warf sich auf den Ritter, der sich nun so schnell als möglich unsichtbar zu machen strebte.

War sein Haß früher schon bodenlos heftig gegen Heinz gewesen, jetzt erreichte er die größte Gewalt. Mancherlei Gedanken durchkreuzten seine ruchlose Seele. Ihm auflauern und ihn meuchlings niederstoßen, das wurde am Ende herrschender Gedanke.

Da bot sich ihm eine andere Gelegenheit, ihm unaussprechlich wehe zu thun, ehe sein Stahl sich in seinem Herzblute tränke, und seine Seele jauchzte auf in wilder Lust.

Als nämlich die Führer des Bauernheeres in des kurpfälzischen Kanzlers Vorschlag einstimmten, eine Besprechung mit dem Kurfürsten selbst zu halten, und Forst dazu als Versammlungsort bestimmt worden war, quälte sie die Sorge um Elsbeth's Unterkunft, da sie, wenn auch im Knabenkleide, doch nicht mit in die Versammlung gehen konnte.

Zum Glücke fiel es Benz ein, daß in Forst eine Wittwe wohne, die einst in seinem Haus als treue Magd gedient, da eben Elsbeth ein liebliches Kind war. Dort ahnte Niemand ihre Anwesenheit und sie war sicher, bis sie sie wieder mit sich zurücknehmen konnten nach Neustadt.

Als sie nun aufbrachen, saß Elsbeth fest und sicher wie ein Mann auf dem stattlichen Rosse, das im Marstalle Rudolf's von Zeiskam eine Zierde gewesen war, und das sie mit großer Sicherheit und Erfahrung lenkte. Unterwegs ritt Heinz immer neben ihr, und manches trauliche Wort flog hinüber und herüber, und mancher Scherz über ihre Angst.

„Kind," sagte Benz sich zurückwendend, „bei der alten Sibylle bist du wohl aufgehoben; nur darfst du dich an keinem Fenster blicken lassen!"

Sie gelobte das heilig, und als sie Forst erreichten, trabte Benz mit Heinz Pfriemer zu der Hütte Sibyllen's, um dort ihr Kleinod zu bergen.

Mit großer Freude begrüßte die Alte ihren guten Brodherrn und mit noch größerer das liebe Kind, das sie auf ihrem Schooße geschaukelt und das nun zur reizenden Jungfrau erblüht war. Benz sagte ihr, er werde sie am Abend abholen oder durch einen sicheren Mann abholen lassen, um nach Neustadt zurückzukehren.

Während die Alte für ein Mittagsbrod sorgte, lag Elsbeth auf ihren Knieen und betete für ein gesegnetes Gedeihen des heutigen Werkes. Das heiße Ringen im Gebete hatte Freudigkeit und Hoffnung in ihre gläubige Seele gesenkt.

Da hört sie mit einem Male die Zinken und Trompeten schallen, da vernimmt sie den ungeheuern Lärm, der die Straße daherkommt. Sie faltete zitternd ihre Hände. Sollten die Bauern Hand legen wollen an die geheiligte Person des Kurfürsten? Sollte der Kurfürst eines so schändlichen Verrathes fähig sein? Sollte all ihr Hoffen so gräßlich zu nichte werden?

Immer näher kam der Tumult. Die fast taube Sibylle vernahm nichts davon. Von unaussprechlicher Angst gefoltert eilt Elsbeth, alle die Warnungen ihres Vaters vergessend, an des Häuschens Thüre. Da nahte der Zug, an dessen Spitze noch Erasmus von der Hauben ritt. Sein scharfer Blick erkannte auf der Stelle das Mädchen, sie in eben dem Augenblick ihn. Rasch eilte sie in das Hüttchen zurück, ihre Unvorsichtigkeit schwer beklagend. Als jedoch das mächtige Heer vorüber war und es bis zum Abend stille blieb, sie selbst nicht angefochten wurde, auch ihr Vater nun bald kommen mußte, da wich ihre Furcht.

Aber Benz kam nicht, denn auch er hatte des süßen Weines, dessen Schwere sie Alle nicht kannten, zu viel genossen, und Heinz, der Einzige, der nüchtern war von den Führern, hielt noch Rath auf dem Feld und mußte dann die Befehle geben, wo das Heer übernachten sollte. Auch er, Elsbeth sicher wähnend, kam nicht, weil ihn seine Führerpflicht in Anspruch nahm.

Erasmus hatte sie gesehen; das war genug, um an diesem Punkte den Faden seiner blutigen Rache an Heinz anzuknüpfen, zumal er die Befriedigung einer lodernden Leidenschaft zugleich in der Ferne winken sah.

Von dem Heere hatte er sich weggeschlichen und in einer Herberge sich bis zur Dunkelheit verborgen. Dort war mit seinem in allen Schlichen des Lasters erfahrenen Knappen der Plan zur Reife gediehen.

Als die Nacht gekommen war, umwickelte Jockel die Hufe der Rosse und führte sie unferne des Hüttchens Sibyllen's, das nahe dem Ende des Dorfes lag.

Dann blieb Erasmus draußen auf seinem Rosse, des Opfers gewärtig, und Jockel trat zutraulich zur Alten.

„Benz läßt Euch grüßen,“ sagte er. „Er hält vor der Thüre mit seinem Roß. Elsbeth soll kommen.“ Darauf trat er wieder vor die Thüre.

Sibylle lief in die Stube und sagte zu Elsbeth: „Tummle dich, Kind, dein Vater harrt vor der Thüre, er hat Eile!“

Jockel war unterdessen wieder hereingeschlichen und hatte das Licht der Alten ausgeblasen.

Elsbeth setzte ihre Mütze auf, verbarg darunter die Flechten ihres schönen Haares und eilte freudig dem Vater entgegen.

Jockel ergriff sie, hob sie vor den Ritter in den Sattel und dieser, ihr schnell einen Mantel überwerfend, gab seinem Pferde die Sporen und war verschwunden.

Wie der Iltis und Marder nach seiner Beute umher schleicht, so war Märten Streffer umher geschlichen, den Aufenthalt des Ritters von der Hauben zu erkunden; aber er hatte es mit Einem zu thun, der ihn an Schlauheit weit übertraf. Sein Geld schloß des Wirthes Mund, und Märten war zweimal im Haus und ahnte nicht, daß Erasmus mit ihm unter einem Dache weile. Nun durchkreuzte er in der Dunkelheit das Dorf in allen Richtungen und kam an Sibyllen's Häuschen, als Elsbeth aufs Roß gehoben wurde. Er hörte einen halb erstickten Schrei; dann schien es ihm, als seien

es Geisterpferde. Er sah sie vorüberfliegen, ohne ihren Hufschlag zu hören.

„Halt,“ sagte er zu sich selbst, „mit rechten Dingen geht das nicht zu. Da sind die Hufe umwickelt und zu ehrlichen Zwecken thut man das selten.“

Er trat in das Haus. „Alte,“ sagte er, „wer wurde denn da auf das Pferd gehoben?“

„Wer anders als Elsbeth, des Benz von Nußdorf Töchterlein?“ gegenfragte antwortend Sibylle.

„War's denn Benz, der sie abholte?“ fragte er.

„Wer anders soll's denn gewesen sein?“ war ihre Antwort.

Noch stand Märten bei ihr, als die Thür aufging und Heinz Pfriemer hereintrat. Er trat rasch herzu, als er Märten sah. „Was willst du hier?“ fragte er ihn und mit schlecht verhehltem Unwillen und Mißtrauen.

„Heinz,“ sagte Märten, „da ist eben ein Mädchen in Knabenkleidern auf ein Roß gehoben und fortgeführt worden, das nicht auf dies Roß gehörte, dessen Hufe umwickelt waren. Wenn das nicht Erasmus von der Hauben war, so war es der Teufel!“

„Was?“ schrie Heinz und faßte verzweifelnd mit beiden Händen seine Haare. „Was sagst du?“

Da erzählte Märten den Hergang und Sibylle bestätigte es.

Wie eine Leiche bleich stand der Jüngling da. Es war, als seien ihm alle Gedanken getilgt. Starr blickte er in die Flammen des Lichtes. Da war's, als führe er plötzlich erwachend zusammen. Er faßte Märten Streffer's Schulter, daß dieser zuckte, und rief: „Welche Richtung haben sie genommen?“

Märten sagte: „Wie willst du sie erreichen? Sie haben einen weiten Vorsprung und du hörst ihren Hufschlag nicht, da die Hufe umwickelt sind. Eile du morgen nach Pfeddersheim, dort ist des Fuchses Bau, der das Täubchen geholt hat.“

Heinz stürzte hinaus und auch Märten verließ die Hütte. In seiner Seele jubilirte er über das Unglück, das den Verhaßten getroffen hatte. Ja, die Verruchtheit des Menschen zeigte sich

deutlicher, daß er die entgegengesetzte Richtung andeutete, als die war, die Erasmus genommen, als Heinz dringender darnach fragte.

Erasmus war mit seiner widerstrebenden Beute davon gejagt, und als er sich in hinlänglicher Sicherheit wußte, ließ er von Jockel die Hufe losbinden und das Mädchen knebeln. Darauf jagten sie blind in das Dunkel der Nacht hinein, in der Hoffnung einen Wald zu erreichen, wo die erste Rast möglich wäre, um weitere Pläne zu ermitteln. Noch keine Wegstunde waren sie so in gestrecktem Laufe, nur selten zur Erholung der Thiere unterbrochen, fortgeritten, als sie sich plötzlich von Landsknechten umgeben und ergriffen sahen. Das Wehren wäre Thorheit gewesen, denn Erasmus konnte sich nicht regen, weil er das Mädchen vor sich auf dem Sattel hielt. Einer der Landsknechte zog unter seinem Seitenmantel eine kleine Laterne hervor und beleuchtete die Gefangenen.

Da rief der Anführer plötzlich: „Alle Pest, das ist ja Erasmus von der Hauben!"

„Victoria! ihr Landsknechte," rief er, „der Preis, den der Kurfürst auf des Strolchen Kopf gesetzt hat, ist euer!"

Erasmus wollte jetzt das Mädchen unbemerkt zur Erde gleiten lassen, aber die Landsknechte hatten es bemerkt.

„Das gefangene Vögelein muß zu den Raubvögeln gehören," rief Einer lachend, „denn er hat da ein Täubchen gestohlen — und es ist geknebelt!"

„Was?" rief da der Anführer und ritt herzu.

„Seht her, Herr Marschalk," sagte der Landsknecht, „da ist kein Zweifel!"

„Mensch," rief der Marschalk, „welche verruchte Streiche häufen sich bei dir, das Maaß voll zu machen!"

Erasmus entgegnete nichts. Er war verstummt; aber Trotz, Grimm und Furcht zugleich standen deutlich in seinen Zügen.

„Macht den Knaben frei," rief der Marschalk.

„Es ist ist kein Knabe," sagte der Landsknecht, „denn eben ist ihm die Kappe entfallen. Seht nur selbst, das reichste Frauenhaar, das ich jemals gesehen!"

Das arme Mädchen war jetzt frei. Der Knebel war ihr aus dem schönen Munde genommen; aber Todesangst malte sich in ihren Zügen.

„Wer bist du, Mädchen?" fragte sie der Marschalk.

Mit zitternder Stimme sagte sie, wem sie angehöre. Fast kein Wort konnte sie zusammenhängend reden, so preßte ihr die Angst heftiges Weinen aus.

Der Marschalk sah ihre Angst.

„Sei ruhig, Kind," sagte er, „dir geschieht kein Leid. Danke Gott, daß du aus den Händen dieses Unmenschen erlöst worden bist! Freilassen darf ich dich zwar nicht, denn du bist das Kind eines Anführers der Aufständischen, aber hier stehst du unter meinem Schutz und morgen unter dem deines Herrn, des Kurfürsten. Da trifft dich kein Weh.

Alles Nöthige war unterdessen beendet, der Ritter und sein Knappe aufs Grausamste geknebelt und Elsbeth auf ein Handpferd gesetzt worden, und so ging es denn jetzt zurück in das Lager des Marschalks.

Das unerwartete Zusammentreffen war aber so gekommen: Obgleich der Kurfürst volles Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der Bauern setzte, so hegte doch der Marschalk Sorgen um seine Sicherheit. So war er denn aus eigenem Antrieb im Dunkel der Nacht mit zweihundert Landsknechten ihm entgegen geritten oder doch nahe zu geritten, damit, wenn er von Verrath umgeben sein sollte, eine schnelle Hilfe möglich sei. Durch die lichtlose Nacht, da nicht einmal Sternenlicht die Dunkelheit hellte, waren sie jedoch in der Richtung irre geworden, in der sie Forst zu suchen hatten. Deshalb hielten sie auf freiem Felde stille. Als sie die Pferde hörten und den scharfen Ritt, meinten sie, es sei vielleicht der fliehende Fürst; allein es war Erasmus, der ihnen in die Hände lief und seinem Schicksal entgegen, das ihn mitten im Wege zum Ziel einer neuen Frevelthat ereilte.

Im Lager entstand allgemeiner Jubel über die Gefangennahme des Mannes, der so vieler Verworfenheit sich schuldig gemacht.

Alle Ritter und Befehlshaber eilten herbei, sich zu überzeugen, daß dem wirklich so sei. Als sie das Mägdlein sahen, bewunderten sie dessen Reize, und nicht Wenige trugen Lust, sich Scherze zu erlauben, die dem reinen Gefühl Elsbeth's wehe gethan haben würden. Sie wagte nicht aufzublicken und stand da, ein zitternd Engelsbild, das an jedes edle Herz das Anrecht des Erbarmens hatte.

Als eben ein Kreis junger und roher Gesellen um sie stand, trat auch Ritter Rudolph von Zeiskam hinzu, der sich in das Lager des Marschalks begeben hatte. Kaum erblickte er Elsbeth, als er sie erkannte.

„Halt!“ rief er, „laßt das Kind in Ruhe! Das edle Mädchen rettete mich aus Ketten und Banden, vielleicht vom Tod. Ich bin ihr hochverbunden. Komm, Kind,“ sagte er zu Elsbeth, „fasse Muth. Die Stunde ist da, wo ich vergelten kann!“

Er faßte ihre Hand und führte sie zum Marschalk, dem er das erzählte, was ihm Elsbeth gethan. Er bat den Marschalk, sie seiner Obhut anzuvertrauen, indem er sein Manneswort für ihre Sicherheit verpfändete, und gern überließ dieser sie ihm, da er wußte, daß der Ritter in einem Haus Einlager hielt, wo für das Mädchen bei einer braven Hausfrau eine rechte Stätte des Trostes sei.

Wenige Stunden nach diesen Ereignissen erreichte der Kurfürst mit seinen Getreuen das Lager, nachdem sie vielfach herumgeirrt, endlich aber von einem treuen Bauern zurecht geführt worden waren.

Noch in der Nacht brach das Heer gen Heidelberg auf, und als die Morgensonne hell über dem Gebirge aufging, beschien sie zwei Leichname an den Aesten eines Nußbaums. Es waren die des Ritters Erasmus von der Hauben und seines Knappen. Elsbeth aber zog mit gen Heidelberg, wo sie in dem Hause des Ritters Rudolph von Zeiskam eine Stätte, und bei seiner wackern und sanften Hausfrau eine Zuflucht fand.

I.

Früh am Morgen erwachten die Bauern im Rathhause zu Forst von ihrem wüsten Rausche. Alles, was sie am Tage vorher erlebt, erschien ihnen wie ein Traum.

Benz gedachte Elsbeth's, Pfriemer fragte nach Heinz.

„Wo wird er sein," — fragte lachend Benz seinen Nachbar, „wo wird er sein, als bei ihr?"

Sie brachen auf zu dem Hause Sibyllen's; aber schon im Dorfe hörten sie das Entsetzliche und vernahmen, daß Heinz ihm nachgesetzt habe.

Dieser Schlag traf die Väter um so schwerer, als sie bereits die Nachstellungen kannten, die Elsbeth von dem Verworfenen erfahren hatte. Sie waren tief gebeugt von dem Schicksale.

Allgemein wurde der Schmerz der geliebten Führer von dem Volke getheilt. Die Schlauesten unter den Bauern erboten sich als Kundschafter auszugehen und eilten hinweg, dem Mädchen nachzuspüren, wohin sie auch der Räuber gebracht haben könnte.

Am Abend des Tages kehrte Heinz mit seiner Schaar trostlos zurück. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Mensch, dem er das Leben erwirkt, ihn auf eine falsche Fährte absichtlich geleitet habe, nämlich Märten Streffer. Er hatte sie nicht gefunden. Der Zorn gegen den verworfenen Märten Streffer kannte keine Grenzen, und Heinz war trostlos über Elsbeth's Verlust. „Wüßt' ich sie todt," sagte er, „ich wollte weinen um sie, aber ich wüßte sie wohl geborgen im Himmel; doch so weiß ich sie in der Gewalt eines Ruchlosen, der die schändlichsten Absichten gegen sie hegt, die er ausführen wird, um sein Gelüsten und die Rache gegen mich zu befriedigen."

Er raufte sein Haar in wilder Verzweiflung. Vergebens war jeder Trost, den ihm theilnehmende Liebe widmete. Er versank in einen Zustand des Lebensüberdrusses, der seinen Vater namenlos unglücklich machte. Benz war außer sich, weil er sich sagen mußte, daß sein Rausch des Unglücks Ursache sei.

Ein Bote nach dem andern kam zurück. Keiner brachte Kunde. Endlich am Abend des dritten Tages kam einer, der sich bis ins pfälzische Lager gewagt hatte. Er brachte die unerwartete Nachricht vom Abzuge des Heeres und von dem Ende des Erasmus und seines Knappen; aber auch die tröstlichere von Elsbeth's Rettung durch Rudolph von Zeiskam.

Da fiel ein Lichtstrahl des Trostes in die gequälten Herzen. Sie wußten, daß sie jetzt außer Gefahr sei, und vertrauten dem Edelmuthe des Zeiskamer's, daß er sie schützen werde um so mehr, als sie ihm die Freiheit in Neustadt gebracht.

Von jetzt an widmeten sich die Männer wieder den übernommenen Pflichten. Im Rathe der Führer wurde beschlossen, daß das Heer unter den Waffen bleiben solle, bis des Kurfürsten Wort seine Erfüllung fände. Die Stelle aber war bei Winzingen und in den nächsten Dörfern, wo das Heer sich lagerte, wenigstens ein Theil desselben.

Mittlerweile war das Heer des Kurfürsten von der Pfalz verstärkt durch die Hilfstruppen der ihm verbündeten Fürsten und Bischöfe, den Aufständischen jenseit des Rheins entgegengezogen und Sieg auf Sieg folgte seinen Fahnen. Bald genug unterlagen die Bauern, denen es an Einheit der Führung fehlte, den verbundenen Fürsten und Herren und mit Thomas Münzer's schmählichem Tod endete der Aufstand, weil die wirkende Feder in ihm gebrochen war und der mächtigste Hebel gefallen. Durch diese Ereignisse verzögerte sich die Erfüllung des Versprechens, mit dem es dem Kurfürsten ein rechter Ernst war.

Pfingsten kam, aber kein Landtag wurde ausgeschrieben. Da gohr es wieder heftig jenseit des Rheins.

„Er hat uns betrogen!“ riefen die Bauern voll Grimm und Zorn. Heinz hielt zurück. Ach, war ja doch sein Theuerstes in des Kurfürsten Gewalt! Er sandte Botschaft hinüber, aber der Kanzler wies sie schnöde ab. Von Elsbeth kam keine Nachricht, auch nicht die geringste. Da war's umsonst, länger die Bauern zurückzuhalten, und aufs Neue loderte des Aufruhrs wilde Flamme

auf; gewaltiger denn je. Heinz begann nachgerade Elsbeth für sich als verloren anzusehen. Auch in seiner Seele loderte eine wilde Leidenschaft auf, und um dem Schmerz ein Gegengewicht zu bereiten, stürzte er sich in den wilden Strom des Aufstandes. Alle seine Hoffnungen waren zu Grabe gegangen; darum wollte er mit den Brüdern siegen oder sterben.

Die Burg Wolfsberg war die erste, die das Schicksal Bechingens und der übrigen Burgen erfuhr. Kaum drang die Kunde ins Land, so strömten wieder die verwilderten Haufen herzu. Das Winzinger Schloß loderte in Flammen auf. Ihm folgte Rupertsberg und des Bischofs Schloß zu Deidesheim. Sie bildeten die Fackeln des Aufruhrs, die ins weite Land hinein leuchteten.

Nach diesen Siegen theilten sich die Haufen. Die Bockenheimer, wie man die Haufen aus den Niederungen nannte, zogen gen Neuhausen, die Nußdorfer aber nach Landau. Wie groß auch ihr Gelüsten war, die reiche Stadt zu plündern, so wußte doch die tapfere Bürgerschaft zu gut das Loos, das ihrer wartete, als daß sie nicht ihre Mauern und Thürme hätte mit allem Muthe vertheidigen sollen. Wohl gelang es den Bauern, eine Verschwörung in der Stadt anzuzetteln, allein der sorgsame Vorstand der Stadt entdeckte sie, strafte die Verschworenen am Leben und vertheidigte um so tapferer die Stadt. Endlich wurden die Bauern müde, vor der Stadt zu liegen; sie trafen ein Abkommen mit dem Magistrat. Dieser lieferte dem Bauernheer, in dem Hungersnoth auszubrechen drohte, Brod und Wein, worauf sich die Bauern nach der Burg Scharfeneck wendeten. Der feige Burghauptmann übergab die Burg gegen freien Abzug der Besatzung und überließ die Veste mit ihren reichen Vorräthen der Plünderung der Bauern. Hier geschah es, daß Fechenheimer von der schwindelnden Höhe eines Thurmes herabstürzte, ohne sich im mindesten zu beschädigen. In diesem Ereigniß erblickten die Bauern einen Fingerzeig, daß ihr Werk den Beifall des Himmels habe, und mit diesem Troste brachten Viele das allmählich erwachende Gewissen zur Ruhe; Andere gebrauchten es, die Bauern mehr und mehr zu entflammen und die Leichtgläubigen nur um so mehr an die Sache des Aufruhrs zu fesseln.

Und welch ein Bild bot die gesegnete Pfalz dar! Die Aecker lagen unbearbeitet; keine Sommersaat senkte sich in die Furchen; kein Weinberg wurde bearbeitet; kein Gewerbe ging. Nur die Schmiede hatten Arbeit und die Schuster, sonst lag die Nahrungslosigkeit drückend auf allen Ständen. Wer es bewerkstelligen konnte, floh in die jenseitige Pfalz oder weit hinab in die Unterpfalz und den Nahgau, wo tiefer Friede wohnte. Alle vorhandenen Vorräthe waren aufgezehrt. Eine Zeit des Mangels, wie sie kaum erst verschmerzt war, zeigte sich immer näher und blickte hohlaugig und dräuend die an, die nicht blind, wie die Aufständischen, die rechte Lage des Landes prüfend erkannten. Was sollte werden, wenn kein Friede zu Stande kam? Und konnte er zu Stande kommen, wo neuerdings Frevel auf Frevel gehäuft wurde? Wo man Gesetz, Recht, Ordnung und Sitte mit Füßen trat? Wo Raub und Mord jetzt die Schritte der Horden zu begleiten begann? Raub, geübt an dem stillen Bürger, der noch etwas hatte; Mord, geübt an dem, der es wagte, dies Treiben zu tadeln oder sich demselben zu widersetzen.

Konnte der Kurfürst schweigend zusehen, wie seine schöne Pfalz verwüstet wurde? Konnte der „Sanftmüthige" länger Nachsicht und Schonung üben, wo man sein höhnte und die Bitten so vieler *Entflohenen* um Hilfe flehten?

Immer weiter abwärts bezeichneten Ruinen und rauchende Trümmer den Weg des Volksheeres, aber nicht bloß dies, alle Schandthaten eines entmenschten Haufens wurden geübt, alle Frevel entfesselter Rohheit und Leidenschaft. Sie nannten sich Befreier und man bebte vor ihrer Freiheit; man floh vor ihnen.

Sie waren Räuber- und Mordbrennerhorden, die keine Schonung mehr kannten. Vergebens war auch alles Einschreiten der besserdenkenden Führer, denn Zucht und Gehorsam waren Dinge, die seit der Forster Besprechung zu den nichtvorhandenen gehörten.

Nachdem die Schlösser Dirmstein, Leiningen, die Abtei Limburg, die zahlreichen Burgen, die wie ein Kranz den Donnersberg

umgaben, gefallen waren; nachdem man Städte und Dörfer geplündert, geraubt, geschändet, gemordet, zog von tausendfachem Fluche begleitet das Heer gen Pfeddersheim. Feig ließ sie der Rath der Stadt einziehen, und hier wollten die Bauern ruhen von ihrer Arbeit und der Früchte ihres Raubes froh werden.

Tief in seine düsteren Gedanken verloren saß Heinz Pfriemer am Fenster eines Hauses am Markte, wo er und die drei übrigen Hauptführer Quartier genommen. Ihm war's in der Seele, als nahe das Schwerdt der Vergeltung. Er sprach seine Ahnungen aus, aber seine Gefährten, sein Vater, Fechenheimer und Benz, waren der entgegengesetzten Meinung. Sie trauten ihrer Macht, die über zehntausend Streiter betrug, und hofften, nun werde der Kurfürst andere Saiten aufziehen, zumal das Heer verlange, gen Heidelberg geführt zu werden.

Ihr Gespräch wurde immer lebhafter. Sie vernahmen nicht, daß ein wilder Lärm draußen auf den wogenden Gassen wirbelte. Plötzlich sprang ein Bauer, der als Rottmeister diente, in das Gemach und rief: „Endlich haben wir ihn!"

„Wen?" fragten alle Vier zugleich.

„Den Verräther, den Märten Streffer!" rief der Bauer. „Er schnüffelte wieder heimlich in der Stadt herum und suchte nach einem Knaben; aber das war nicht genug. Er forschte auch unsere Leute aus, um unsere Zahl zu erfahren!"

„Nach einem Knaben forschte er?" fragte Heinz und ein leises Beben ergriff sein ganzes Wesen.

„Ja," sagte der Bauer; „aber wir halten das nur eben für einen Vorwand, für einen Kreuzer Ursache zu kaufen."

„Bringt ihn hierher!" rief Heinz. „Er allein kann uns von Elsbeth Kunde bringen!"

„Das ist zu spät," sagte der Bauer, „sie haben ihn draußen vor dem Thor an der großen Linde gehängt!"

„Sein Maaß war voll," sagte Pfriemer. „Du, Heinz, warst Schuld, daß er uns so lange schadete. Und was war des Strolches Lohn dafür, daß du ihm das Leben erhieltst? Daß er dich auf eine

falsche Straße wies, wo du Elsbeth verfehlen mußtest. So gerieth sie in die Hand unserer Feinde."

„O hätte ich ihn noch sprechen können!" klagte Heinz.

„Nach einem Knaben hat er gesucht?" sprach Fechenheimer. „Gebt Acht, das Mägdlein ist ihnen in Heidelberg entsprungen."

Das Wort war kaum geredet, da öffnete sich leise die Thür und ein bleicher Knabe wankte herein, taumelte und sank erschöpft zu Boden. Es war Elsbeth.

Alle Vier stürzten auf sie zu und hoben sie auf. Ein Bader, der als Arzt in Pfeddersheim Ruf hatte, wurde schnell herbeigeholt.

„Legt sie aufs Bett," sagte er; „sie ist übermüdet, das arme Mädchen. Laßt sie schlafen und haltet's stille. Ihre Ohnmacht wird in einen gesunden Schlaf übergehen, und wenn sie erwacht, ist sie genesen."

Sie folgten dem Rathe. Heinz, Pfriemer und Benz wichen nicht von ihrem Bett. Jede Veränderung ihrer Züge erspähte Heinz mit bewegtem Herzen, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung; aber als endlich die tiefen Athemzüge die Brust so ruhig hoben und senkten, als nach einem mehr als zwölfstündigen Schlaf auf die eingesunkenen Wangen wieder eine leise Röthe trat, da hob sich das treue Herz in der seligen Gewißheit baldigen und gesunden Erwachens.

Und bald darauf schlug sie die Augen auf und fuhr angstvoll empor; als sie aber ihren Vater und ihren Heinz sah, da lächelte sie wie eine Selige und sank wieder matt zurück. Erst als sie sich durch Speise und Trank erquickt, kehrte die jugendliche Lebenskraft in reichem Maaße zurück, und ihre Hände drückend standen Alle um sie her.

„Wo kommst du her, mein Kind?" fragte ihr Vater.

„O, das ist eine lange Geschichte," sagte das Mädchen; „doch ich will sie so kurz als möglich zusammenfassen." Sie erzählte nun, wie Erasmus von der Hauben sie in Forst getäuscht und dann geraubt hatte. Sie schilderte so lebendig ihre Empfindungen in jener Nacht, daß einmal über das anderemal es die starken Männer

eiskalt überlief. Wie sie dann durch den Marschalk gerettet, von Rudolph von Zeiskam freundlich aufgenommen und gen Heidelberg zu dessen Frau gebracht worden sei. Hier habe sie als dienende Magd gelebt, kummervoll und gebeugt, überall bewacht und beargwohnt.

„O, in meiner Seele war nur ein Gedanke," sagte sie, „wie ich entfliehen könne aus diesem Kerker, den man mir wirklich angenehm zu machen suchte, zumal ich gehört," sagte sie leise und erröthend, „daß mich der Herr Kurfürst frei gemacht habe. Wie ich aber bemerkte, so wurde ich von allen Seiten bewacht. Von Niemanden als von Märten Streffer, den ich oft umherschleichen sah, hörte ich von euch; aber was ich hörte, das machte mir das Herz bluten. Ihm gab ich Aufträge, aber ich dachte mir, daß er sie nicht ausrichten würde. Da machte ich mir einen Plan. Ich wollte recht fröhlich und heiter werden; ich wollte selbst die Bewerbungen eines Knappen des Ritters, aus Sanct Lamprecht bürtig, mir gefallen lassen, um sie zu täuschen und meine Flucht möglich zu machen. Die Hofhunde des Schlosses zu Heidelberg köderte ich mir an und machte sie heimlich. Das Töchterlein des Thorwarts machte ich zu meiner Freundin, und so hielt ich mich lange und schläferte ihre Wachsamkeit ein.

Endlich — ach, es war vor acht Tagen! — da hörte ich den Herrn Marschalk zu dem Ritter Rudolph von Zeiskam sagen, nun sei der Feind am Main, an der Jaxt, der Tauber und dem Neckar besiegt, nun werde der Kurfürst seine ganze Heeresmacht auf die Pfälzer Bauern werfen, die eines solchen Schlages nicht gewärtig wären, die er darum zermalmen werde."

Das, o ich kann es kaum sagen, fuhr mir wie ein Pfeil in das arme gequälte Herz. Euch von der Gefahr Kunde zu geben, euch von dem Untergange zu retten, das ging mir jetzt über Alles. Einen Tag lang stellte ich mich krank, dann ging ich Abends zu des Thorwarts Käthe; aber im Schatten der Mauer zog ich meine alten Knabenkleider wieder an, die ich sorgfältig aufbewahrt hatte, und einen günstigen Augenblick benutzend flog ich zum Thore hinaus

in die Stadt. Es war Nacht. Mit Bauern aus Seckenheim, die noch in der Stadt waren, kam ich durch das Mannheimer Thor und lief nun links vom Thor am Berge hin, um den Rhein zu erreichen. Mit vieler Mühe, unter schweren Opfern und Entbehrungen kam ich glücklich herüber. Rast und Ruhe gönnte ich mir nicht, bis ich euch fand, um euch die Botschaft der Gefahr zu bringen, die Gefahr mit euch zu theilen!"

Als sie geendet, überhäuften sie sie Alle mit Lob, und Einer sah sie mit süßem Entzücken an und drückte innig die kleine Hand.

Wenige Tage reichten hin, die Rosen wieder auf die Wangen zurückzurufen, die einst so herrlich hier geblüht.

Darüber entstand aber eine ernste Berathung, ob es nicht gerathener sei, daß Elsbeth nach der Hardt gehe, wo die Mutter noch immer in schwerem Kummer weile.

„Gewiß!" sagte sie; „aber ich kehre wieder, daß euch die Liebe in der Stunde der Gefahr pflege." Das mußten sie ihr zugestehen, und so begleitete Benz sie zur Mutter, die in schwerem Herzensgebreste sich schier verzehrte um ihr theures Kind.

XII.

Wie der Marschalk gesagt, als Elsbeth nahe stand, so war es wirklich, so lag es im Plane, so wurde es zur Ausführung bereitet.

Das sanfte Herz des Kurfürsten war empört über der Bauern Treubruch. Sie hatten gelobt, die Waffen ruhen zu lassen, bis es dem Kurfürsten möglich werde, den Landtag zu berufen; dann hatten sie ihm als Frist Pfingsten abgerungen, obgleich er kaum die Möglichkeit einsah, bis dahin Alles vorzubereiten. Und nun war kaum Pfingsten halbwegs, so zogen schon Viele nach dem Elsaß, dort ihren Brüdern zu helfen, oder besser und der Wahrheit treuer, dort zu rauben, da es jetzt in der Pfalz nichts zu rauben gab. Dort war bei Weißenburg in offener Schlacht das Bauernheer

überwunden, zersprengt, vernichtet worden, obgleich es an Zahl dreifach den Truppen geordneter Kriegsmacht überlegen war.

Dort war ein Beispiel gegeben. Noch war es Zeit zum Frieden, aber die Meisten waren zu sehr mit Schuld belastet, als daß sie nicht hätten wünschen müssen, die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes zu setzen; Andere, und deren war eine große Zahl, waren verblendet genug, zu glauben, der Kurfürst werde es nicht wagen, sie anzugreifen; darum könnten sie nach Herzensgelüsten rauben, plündern und ausschweifen. Noch Andere waren entrüstet über den Treubruch, weil der Kurfürst nicht sein Wort löse; Alles hielten sie darum für Spiegelfechterei, und so glaubten sie aus Rache das alte Werk der Zerstörung beginnen zu müssen.

O, es war eine Sünde des Kanzlers und derer, die den sanften, menschenfreundlichen Fürsten umgaben, daß nicht ein offener Verkehr mit den Bauern unterhalten und das gegenseitige Vertrauen erweckt wurde. Kundschafter, wie der verworfene Märten Streffer, schlichen hin und her, und nährten den Argwohn, den des Erasmus von der Hauben unselige Aufreizung der Bauern am Tage von Forst gesäet hatte. So trieb ein Keil den andern, bis die Flamme aufloderte, die das Land zerrüttete; bis die Aufwühlung aller Verhältnisse dem Verderben Thür und Thor öffnete; bis das arme, verblendete, leider arbeitscheu und verdorben gewordene Volk wieder zu Raub und Plünderung sich wandte.

Da endete des edlen Kurfürsten reiche Geduld, und er erkannte, wie sehr die recht hatten, die da sagten: „Man müsse der Schlange den Kopf zertreten, wenn man ihrem giftigen Bisse entgehen wolle!"

Bei Oppenheim setzte das Heer über, das der Kurfürst in Person begleitete, und in Eilmärschen rückten die Landsknechte mord- und beutelustig gen Pfeddersheim heran, wo das Bauernheer sich gelagert hatte, des Feindes in keckem Siegesübermuth harrend, denn viel Tausende waren in der Stadt. Die Mauern waren mit Feldschlangen besetzt, Munition war in Fülle da, und kundige Feuerschützen in hinlänglicher Zahl, und an Lebensmitteln waren reiche Vorräthe in den Kirchen der Stadt aufgespeichert.

Um noch einmal das Wort der Liebe und Versöhnung zu reden, ließ sie der Kurfürst zur Uebergabe auffordern und ihnen Vergebung zusichern, wenn sie heimkehrten zu ihrem friedlichen Herde; allein der alte Pfriemer aufs Höchste erbittert, weil er den Kurfürsten des Meineides beschuldigte, ließ ihm durch den Boten sagen: „Ihn, den Meineidigen und Treulosen, und sein Heer von Henkersknechten würden sie in die Pfanne hauen, und was übrig bleibe wie räudige Hunde im Rhein ersäufen?"

Das war zu arg, zu viel, um es ruhig zu ertragen.

Enger umschloß das Heer die Stadt. Ueberall wurden Hügelreihen aufgeworfen und Brustwehren, um die Feldschlangen günstig aufzustellen. Am Abend war dies vollendet und am andern Morgen sollten die Karthaunen den schrecklichen Morgengruß den Belagerten zurufen.

Noch in der Nacht versuchten die Bauern einen Ausfall. Es gelang ihnen, einige Kriegswerke zu zerstören; aber des Kurfürsten Heerführer waren wachsam. Es kam zur mörderischen Schlacht und viertausend Bauern blieben auf dem Felde liegen. Ein schauerlich, ein schrecklich Vorspiel des morgenden Kampfes. Heinz Pfriemer und Benz waren die Anführer dieses unglückseligen Ausfalls. An ihrer Seite war das unerschrockene Mädchen auf einem Rosse. Sie ließ es sich nicht nehmen, die Theuersten, die sie auf Erden hatte, in der Todesgefahr zu begleiten. Eine der ersten Stückkugeln traf Benz. Er sank leblos, ohne einen Laut zur Erde. In demselben Augenblick entsank die rothe Nußdorfer Fahne der Rechten Heinz Pfriemer's. Die Kugel eines Handrohres hatte den Oberarm, jedoch nur im fleischigen Theile getroffen.

Elsbeth, wenn auch schmerzzerrissen über des Vaters Tod, sah kaum das Sinken der Fahne und das Hervorschießen des Bluts aus dem ledernen Aermel am Handgelenk, als sie des Pferdes Zügel ergriff und das ihre antreibend aus dem Bereiche des Kampfes hinausflog.

„Wohin? Wohin?" rief Heinz ihr zu — aber sie hörte ihn nicht; nur vorwärts trieb sie die Thiere. Vergebens widerstrebte

Heinz. Die Thiere selbst, getrieben von der Angst, die das Knallen der Geschütze ihnen brachte, flogen dahin, wohin, ohne zu wissen, welche Richtung sie nahm, Elsbeth das ihre lenkte.

Allmählich wurde der Ton der Geschütze dumpfer, das Dröhnen des Bodens weniger bemerkbar; das Kampfgetöse verhallte in der Ferne. Heinz, vom Blutverluste matt, ließ sich fast willenlos leiten.

Endlich vermochten es die Thiere nicht in so gestrecktem Galopp weiter hinzujagen. Elsbeth hielt an.

„Wie ist dir?“ fragte sie. „Schmerzt deine Wunde sehr?“

Sie zog ein Tuch hervor, der Arm wurde entblößt, und sie wand es um die blutende Wunde, indem sie Heilkräuter, die sie gesammelt hatte, darauf band.

Heinz wollte zurück zu den Seinen. Er überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie ihn seinem Beruf entzogen.

Sie lächelte unter Thränen. „Soll ich dich auch sterben sehen, wie ich den Vater sterben sah?“ fragte sie. „Nun sind die Thore verschlossen. Du kannst nicht mehr zurück. Aber sagt dir nicht der Kampf dieser Nacht, welch ein schrecklich Ende der Aufruhr nehmen muß?“

„Aber mein Vater!“ rief er aus. „Treulos verlass' ich ihn im Augenblicke der Gefahr!“

„Will ihn Gott retten, so geschieht es,“ sagte gläubig das Mädchen. „Ich habe ihn beschworen zu fliehen, er that's nicht!“

Und wieder faßte sie die Zügel und immer in der Richtung, die sie einmal genommen, ging der Ritt fort, bis in einem Walde der Ruhepunkt gefunden war. Doch auch hier war kein Weilen. Nach einer Frist von höchstens einer Stunde trieb das Mädchen die müden Thiere von Neuem an, die jetzt nur langsam die Reise fortzusetzen im Stande waren. Als der Tag graute, lag rechts ein Hochwald. Der aufsteigende Rauch kündigte eine Köhlerhütte an. Dorthin lenkte das Mädchen die müden Rosse und den todtmüden, ganz erschöpften Heinz.

Die Niederlage der letzten Nacht brachte in Pfeddersheim eine Wirkung hervor, wie sie zu erwarten stand. Zwar antworteten die

Geschütze der Bauern wacker denen des kurfürstlichen Heeres, welche die ganze Nacht durch die Mauern beschossen; aber eine große Muthlosigkeit war über die Bauern gekommen. Als der Tag kam, konnte man von den hin und wieder gänzlich zerstörten Mauern das Schlachtfeld des gestrigen Abends überblicken. Es war ein grauenvoller, entsetzlicher Anblick. Viertausend Leichen deckten das Land. Die Landsknechte hatten kein Pardon gegeben, darum waren nur wenige Verwundete in die Stadt zurückgekommen. Ein Todtenfeld dehnte sich über den Kampfplatz, dessen Anblick das Herz stocken machte.

Heinz, Elsbeth, Benz fehlten! Sie waren geblieben, das lag außer Zweifel.

Der alte Pfriemer, der nie geweint hatte, saß da und stützte den Kopf in beide Hände. Die Arme ruhten auf seinen Knieen und die Thränen träufelten nieder zwischen seine Füße. Jetzt ging ihm das rechte Verständniß auf, jetzt sah er, wie er sein Glück, das Glück Tausender zertrümmert hatte.

„Sei ein Mann!“ rief Fechenheimer, dessen Söhne Beide auf dem Schlachtfelde lagen. „Hab' ich weniger eingebüßt als du? — Nun gilt's einen ehrlichen Mannestod. Ein Anderes bleibt uns nicht mehr übrig. Laß uns als Männer sterben! Sie wollen die Stadt übergeben!“

„Nimmermehr!“ rief er aus und sprang auf. Beide eilten auf den Platz, wo das Volk versammelt war in bedauerlichem Kleinmuthe.

Pfriemer und Fechenheimer widersetzten sich mit aller Kraft der Uebergabe; aber schon wehte die weiße Fahne vom Kirchthurme, schon waren die Glieder des Raths von Pfeddersheim mit einigen Bauern hinausgeeilt, ihre Unterwerfung mit der Bitte um Schonung vorzubringen.

Der Marschalk wies sie trotzig zurück. Uebergabe auf Gnade und Ungnade, Auslieferung der Führer von Nußdorf, Niederlegung der Waffen, das waren die Forderungen, die er stellte.

Trostlos kehrten die Abgesandten zurück. Es galt einen

ernsten, kräftigen Widerstand von Seiten der Führer. Und dennoch riefen plötzlich Feiglinge: „Sie haben uns ins Unglück gestürzt und nun wollen sie uns vollends auf die Schlachtbank führen!“

Ein wildes Gemurmel entstand.

Fechenheimer sprang auf einen Brunnen, um sich desto besser vernehmbar zu machen.

„Reißt ihn herunter!“ schrie das Volk.

Mächtig drängten sie heran, und ehe Fechenheimer herabsteigen konnte, war er und auch Pfriemer ergriffen und sogleich gebunden.

Unter eben dem brüllenden Jubel, mit dem sie die Führer sonst begrüßt, schleppten sie sie jetzt zum Thore.

In weitem Umkreise schweiften die Landsknechte umher, die Bauern, die in der letzten Nacht dem Blutbad entronnen waren, zusammen zu treiben. Schaaren brachten sie in das Lager, die hier dicht gedrängt standen.

Da öffnete sich das Thor Pfeddersheims und waffenlos kamen die Schaaren der Bauern hervor, die gefesselten Führer vor sich herschleppend.

Als aller Augen auf dies Schauspiel gerichtet waren, machten die im Lager zusammengetriebenen Bauern einen Versuch zu entfliehen.

Kaum bemerkten das die erbitterten Landsknechte, als sie schonungslos auf sie einhieben.

Der Kurfürst, der zu Pferde gegenwärtig war, sprengte unter sie und rief: „Laßt ab. Es sind Verirrte. Ich habe ihnen vergeben!“ — Aber sein Wort blieb ungehört und also unbeachtet Achthundert Bauern hieben sie so zusammen.

Der Kurfürst sah ganz bleich vor innerer Bewegung die Leichenmenge und er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. Denen in Pfeddersheim verzieh er; aber dreißig Rädelsführer der Bauern und vier Bürger der Stadt, die die Thore den Bauern geöffnet hatten, wurden enthauptet.

Pfriemer's und Fechenheimer's Häupter fielen zuerst.

Der Tag von Pfeddersheim endete den Pfälzer Bauernkrieg. Einzelne zersprengte Haufen fielen bald unter dem Racheschwerdte der Landsknechte — und über der Pfalz lag die Stille des Grabes — aber Schmerz, Jammer, Elend wütheten fort und fort, gieriger als das Schwerdt, und drüben in Nußdorf brach ein Mutterherz unter der Last seines tiefen Schmerzes über sein zertrümmertes Glück.

XIII.

Jahre waren vergangen, Jahre voll Leid für Tausende in dem schönen Land, und das Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" wollte nicht mehr wahr werden.

Rudolf von Zeiskam hatte Bechingen nicht mehr aufgebaut. Er lebte in seinem Burghause zu Zeiskam in stillem Familienglück. Eines Tags, es war schon spät im Jahre, trat eine junge Frau in das Thor, so dürftig gekleidet, daß die Edelfrau, welche gerade im Hofe stand, ihr eine Gabe reichte.

„Ach," sagte das Weib, „ich wollte nicht betteln — aber —"

Die Edelfrau wurde jetzt aufmerksam. Sie blickte das Weib schärfer an. Es war eine blühende, kräftige Gestalt, mit sanftem, bescheidenem Ausdruck. Auf ihrem Arme trug sie ein engelschönes Kind, ein Mädchen, und ein vollwangiger Knabe von etwa drei Jahren hielt sich am Rock der Mutter.

Wie scharf aber auch die Edelfrau sie ansah, etwas Bekanntes konnte sie nicht finden.

„Was willst du denn?" fragte sie endlich mild und freundlich.

„Ach," sagte das junge Weib, „Ihr kennet mich nicht mehr, edle Frau, und doch habet Ihr mir viel Liebs und Guts erwiesen."

„Dir?" fragte die Edelfrau und blickte sie noch schärfer an, und das Weib lächelte, und zwei Reihen Zähne wurden zwischen den frischen Lippen sichtbar wie Perlen.

Jetzt fiel's wie Schuppen von ihren Augen, und: „Elsbeth!" rief sie aus, ihr freundlich näher tretend.

„O, erkennet Ihr mich doch wieder?“ sagte die junge Frau, und es trat eine Thräne in ihr Auge.

Die Edelfrau faßte ihre Hand und sagte: „Komm herein, Elsbeth, komm! Sind das deine Kinder?“

Mit Mutterseligkeit im Blicke bejahte sie's, und als die gütige Edelfrau die Schönheit der beiden Kinder pries, da leuchtete Elsbeth's schönes Auge im Vollgefühl ihres Mutterglücks. Als sie in das Burghaus trat, fragte sie nach dem Ritter. — Er war anwesend und freute sich, Elsbeth wiederzusehen, die noch schöner geworden war als Mutter.

Die Edelfrau bewirthete die Wohlthäterin ihres Gatten, und auf natürliche Weise kam die Frage im Verfolge des Gespräches, wie es ihr ergangen sei.

Da erzählte denn Elsbeth, daß sie in das Gebiet des Erzbischofs von Mainz geflohen sei, und dort anfänglich mit ihrem Heinz sich als Knecht und Magd verdingt habe, immer fürchtend, es möge noch die Rache des Gesetzes sie verfolgen. Dort habe sie das Schicksal Pfriemer's, der Tod ihrer Mutter tief gebeugt; noch tiefer, daß sie nicht in die theure Heimath habe zurückkehren dürfen. Heinz habe seine Verirrung schwer beklagt und in langem Leid gebüßt. Als Knecht und Magd hätten sie sich nicht heirathen können; allein eine gute alte Wittwe, bei der sie gedient und die sie in ihrer Krankheit treu gepflegt, habe ihr, da sie keine Kinder gehabt, ihr Häuschen und ein Gärtchen dabei vermacht. Nun hätten sie sich denn verheirathet und als Tagelöhner bisher sich redlich ernährt; aber — da sei denn mit jedem Jahre die Sehnsucht nach der Heimath mehr und lebendiger erwacht. Sie hätten wohl gehört, daß das Anwesen Pfriemer's vom Kurfürsten sei eingezogen worden, und daß ein Pächter darauf wohne. Da nun der Ritter Rudolf einst gesagt, sie solle sich an ihn wenden, wenn sie einst seiner bedürfe, so sei sie den weiten Weg dahergewandert, um die Bitte auszusprechen, ob nicht der Ritter bei dem Herrn Kurfürsten eine Bitte einlegen wolle, daß ihr lieber Heinz, der ein so guter Gatte und Vater sei, und die Verirrungen seiner Jünglingsjahre so tief bereue, begnadigt

werde, und vielleicht durch des Kurfürsten Gnade Pächter werden könne auf dem Freigut, das einst sein rechtmäßiges Erbe gewesen, das ihm aber durch den Spruch des Gesetzes ewig verloren sei. Der Ritter könne überzeugt sein, daß er seine Bitte für einen gründlich Gebesserten einlege, der gewiß ein treuer Mann sein werde seinem rechtmäßigen Herrn.

Das junge Weib hatte diese Worte mit einer so sanften, wehmüthigen Stimme, mit einem so das Herz bewältigenden Tone vorgebracht, daß beide Gatten davon tief ergriffen waren.

„Sei ruhig, Elsbeth," sagte Rudolf von Zeiskam; „ich reite morgen schon hinüber, und wenn du hier bleiben kannst, etwa acht Tage, so kannst du die Antwort selber mitnehmen."

Sie versicherte, daß sie das könne, und wenn es die edle Frau erlaube, hier bleiben wolle. Sie mußte nun dem Paar ihre und ihres Heinz Rettung aus Pfeddersheim erzählen und that's mit aller Genauigkeit, wie es die Sitte des Volks ist. Sie ließ dabei so tiefe Blicke in ihr reines und treufrommes Herz thun, daß die Edelfrau sie sehr lieb gewann und Abends ihren Gatten bat, Alles aufzubieten, das Glück der zwei Menschen zu gründen.

Früh am Morgen ritt Rudolf von Zeiskam, begleitet von den heißen Gebeten Elsbeth's und den innigsten Wünschen seiner Gattin, hinweg. In seiner Seele lebte der heißeste Wunsch, daß ihm das gelingen möge, was seine Seele erfüllte.

Der edlen Frau, die schon damals, als Elsbeth als Gefangene in ihrem Hause war, sie geliebt und ihr viel Gutes erwiesen hatte, gewährte es eine hohe Freude, Elsbeth und ihre Kinder besser zu kleiden, als sie trotz der schon kühlen Herbstzeit gekleidet waren. So, in besserem äußerem Zustande, ging Elsbeth nach Nußdorf, an das Grab ihrer guten Mutter. Sie war dort mit reicher Liebe aufgenommen worden; aber wie hatten die Ereignisse des Bauernkrieges zerstörend in das Familienleben eingegriffen! Keine Familie im Dorfe war ohne Trauer um irgend ein theures Glied. Und der Wohlstand früherer Tage, wie war er zerrüttet und vernichtet!

Im Hause ihres Vaters saß eine andere leibeigene Familie.

Märten Streffer's Kinder bettelten ihr Brod, obgleich sie Freie geworden waren. Der tausendfache Fluch, der sich an ihres Vaters Namen knüpfte, schien auf ihnen zu lasten.

Sie verließ recht erschüttert den Ort ihres Glücks, ihrer Jugend, ihrer schönsten Lebenstage, und ging über Bechingen zurück. Dort fand sie von Fechenheimer's Familie keine Spur mehr. Die Männer waren alle bei Pfeddersheim gefallen, und die übrigen Alle in wenigen Jahren hingestorben.

Blutenden Herzens kehrte sie in das Burghaus zurück, und es bedurfte der Liebkosungen ihrer herzigen Kinder und der liebevollen Behandlung der edeln Frau, um ihr verwundetes Gemüth zu heilen und alle die schmerzlichen Vorstellungen zu entfernen, die in ihrer Seele lebendig geworden waren. Schnell, aber doch zu langsam für die harrende Sehnsucht, und unangenehm durch das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung flossen die Tage hin in Zeiskam.

Endlich traf Ritter Rudolf ein. Die liebende Gattin eilte ihm entgegen; Elsbeth saß bebend in der Ecke des Gemaches. Sie konnte nicht von der Stelle.

Ritter Rudolf trat ein. Sie wagte nicht zu ihm aufzublicken.

Er reichte ihr zuerst eine Pergamenturkunde und sagte: „Du weißt, Elsbeth, der Herr Kurfürst hat dich frei gemacht; aber du hattest keine Urkunde darüber. Ich dachte wohl, es sei nothwendig, daß dir das verbrieft werde, für dich wie für deine Kinder. Nimm hier die Urkunde und bewahre sie wohl, sie sichert die Freiheit dir und deinen Nachkommen.“

„Gott lohn's Euch und Euren Kindern, was Ihr an mir Gutes thut!“ sagte Elsbeth, und die Thränen der Dankbarkeit begleiteten ihre Worte. „Aber,“ fragte sie zitternd, „wie steht es mit Nußdorf?“

„Der Kurfürst heißt nicht ohne Grund der Sanftmüthige,“ sagte der Ritter. „Sieh hier,“ er reichte ihr eine zweite Urkunde, „die Begnadigung deines Gatten und die Rückschenkung des Pfriemer'schen Anwesens an Heinz, sein Weib und seine Nachkommen als freies Eigenthum für ewige Zeiten.“

Da sank das junge Weib auf ihre Kniee nieder und betete laut: „Herr, Herr, segne den milden Herrn mit deinem besten Segen und den Ritter, der mir solches Glück erwirkt!“ Dann schwieg die betende Lippe, aber sie bewegte sich leise, und ein Strom von Thränen begleitete ihr Gebet.

Und wie aus einem Traum erwachend sprang sie auf, und küßte Rudolf's und seiner Gattin Hände. „O, Ihr habt reich, mehr als reich vergolten,“ sagte sie; „aber jetzt muß ich fort. Es duldet mich nicht mehr hier. Jede Minute ist eine verlorene für Heinz. Ach, wie wird er staunen, wie wird er Euch und den Herrn Kurfürsten segnen!“

Vergebens redeten die Gatten ihr zu, nur noch einen Tag zu weilen. Sie eilte beflügelten Schrittes hinweg, dem geliebten Gatten die Freudenbotschaft zu bringen.

Und als sie unter dem heißesten Danke geschieden war und unter den innigsten Segenswünschen, da sagte die Edelfrau zu ihrem Gatten: „Ach, wie selig ist das Verzeihen, und wie belohnend Böses mit Gutem zu vergelten!“

Als im darauf folgenden Jahre Nußdorfer Kirchweih war, da saßen Heinz, sein Weib und seine Kinder in ihrer Wohnstube, und gedachten mit tiefem Weh, was einst dieser Tag ihnen und so Vielen Unheil und Verderben gebracht.“

„O meine Elsbeth,“ sagte der wackere Bauersmann, „wir wollen alle Tage beten, daß niemals mehr solch ein Gelüsten die Pfälzer heimsuche, und unsere Kinder wollen wir beten lehren: „Führe uns nicht in Versuchung!“

Da trabten Pferde vor ihrem Haus. Und als sie zu den Fenstern liefen, erblickten sie den Ritter Rudolf und sein Gemahl und seine Kinder.

Heinz eilte hinaus, den Bügel zu halten; dann sagte er, sich vor den vornehmen Gästen neigend: „Ihr erweiset mir große Ehre,

aber noch größere Freude, denn Ihr kommet, mit den Fröhlichen Euch zu freuen, mit den Glücklichen glücklich zu sein, die Ihr glücklich zu machen so treulich halfet!"

Und was das Haus vermochte, das wurde den edlen Gästen geboten, und Rudolf von Zeiskam nahm die Kreide, die am Fenster lag, und schrieb unter die Wochentage, die mit der Monatszahl an der Stubenthüre standen, um als Kalender zu dienen:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

Als es Heinz erblickte, sagte er: „O Herr Ritter schreibet darunter:

„Treu und friedlich Pfalz,
Gott erhalt's!"

denn davon hänget das Glück ab, so das meine wie das des Pfälzer Volkes überhaupt. Was hilft ein paradiesisch schönes Land ohne Gottesfurcht, ohne Treue, ohne Friede?" Und Rudolf drückte seine Hand und sagte: „Du hast recht!"